


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

F. Terkatsch.



Joseph Anton Sambuga

Joseph Anton Sambuga –

wie er war.

Partenlosen Kennern nacherzählt

von

Johann Michael Sailer.

Sine ira et studio, quorum caussas procul habeo.

Tacitus.

Mit dem Bildnisse des Verblichenen.

München, 1816.
Bey Jakob Giel.

Seiner Königlichen Hoheit,

dem

durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Ludwig Carl August,

Kronprinzen von Baiern,

meinem gnädigsten Herrn.

Wem anders, als Eurer Königlichen Hoheit sollte sich diese Schrift widmen, da sie das Leben eines Mannes schildert, der die höchste Aufgabe seines Daseyns, den Grundsatz der Religion und der Gerechtigkeit, den Wahlspruch aller weisen Regierungen: pro Deo et populo, zum Spruche Ihres Geistes, Ihres Herzens und Ihres Lebens zu machen, glücklich gelöset hat?

Eure Königliche Hoheit werden auf jedem Blatte dieser prunklosen Biographie denselben Lehrer wieder finden, der die seltne Lehrgabe besaß, die Eine große Wahrheit in drey Sprachen zu verkünden; zuerst in der Sprache des Beyspiels, das vorangehend dem Worte Bahn gemacht; nachher in der Sprache des lebendigen Wortes, das den Inhalt und Grund der

Lehre

Lehre enthüllet, und dann wieder in der Sprache des Beyspiels, das nachgehend das Wort bestätiget und mit der Wahrheit sich selbst verklärt hat.

Diese dreyfache Sprache hat denn auch in dem Gemüthe seines Durchlauchtigsten Zuhörers so tiefen Eindruck gemacht, daß nun das Auge des ganzen Vaterlandes mit dem Blicke der schönsten Hoffnung auf Ihm verweilet — — —

Kein Wort mehr als: Gott segne den König und das ganze Königliche Haus!

Mit diesem Wunsche verharrt im tiefsten Respecte

Eurer Königlichen Hoheit

Landshut am fünften Junius, 1816.

unterthänigst gehorsamster
J. M. Sailer,
der Herausgeber.

Inhalt der Schrift.

§. IV.

Das

Das Leben eines Mannes, den nicht der Strom der Zeit vorübertrug, wie die vielen andern vor, neben und nach ihm, sondern der wider den Strom anzugehen Geist und Gemüth genug besaß, und in diesem Widerangehen beharrte — bis ihn ein höherer Ruf hinüberholte: ein solches Menschenleben kann man, da es unsichtbar geworden, zur Wiederanschauung für sich und die theilnehmenden Zeitgenossen nicht wieder sichtbar machen — gleichsam neu schaffen, ohne von den Gefühlen der Ehrfurcht vor der Macht des Gedanken und vor der noch größern Macht des Vorsatzes durchschauert zu werden. Denn, da wir überall so viele Menschengestalten sehen, die, von

den Wogen des Tages gestossen, dem Stosse keinen Gedanken, der Natur kein Selbst-Wollen entgegenzusetzen wissen, sondern dem blinden Gedränge der Wellen blind gehorchen, bis sie von der letzten verschlungen — begraben sind: so konnte es nur die Macht des Gedanken: Nicht abwärts sich drängen lassen mit den bunten Schaaren der leichten Schwimmer, sondern aufwärts ringen mit den auserwählten Wenigen, das ist edel, das ist groß; so konnte es nur die Macht des Vorsatzes: Ich will lieber mit den Wenigen edel und groß seyn, als mit den Vielen nieder und klein; so konnte es nur diese Doppelmacht des Gedanken und des Vorsatzes seyn, was das eigentliche Leben des Lebens ausmachte, das ich den Freunden und Verwandten des Verblichenen hiemit wie in einem schwachen Schattenrisse darlege.

Und mit diesem einzigen Zuge: Nicht abwärts mit den Vielen, sondern aufwärts mit den Wenigen, mit diesem einzigen Zuge: Nicht ich unter der Zeit, sondern die Zeit unter mir, bist du, edler Sambuga, nach dem Leben geschildert, und in dieser Hinsicht wäre der genannte Schattenriß kein Schattenriß, sondern das getroffenste Porträt. An diesem einzigen Zuge werden (ich dürfte wetten, ohne Furcht zu verlieren), an diesem einzigen Zuge werden dich, die dich lebend gekannt und geliebt haben, und noch im Herzen tragen, sicherlich alle erkennen, alle . . .

Was mich betrifft, so gehöre ich wohl unter die, welche dich liebten und lieben, aber nicht unter die, welche aus Umgang und anhaltender Mittheilung dich kannten. Denn ich sah dich nur selten und nur auf Augenblicke, die zwar meinem Auge von dir mehr aufschlossen, als ganze Tage von an-

dern, aber doch nur Augenblicke waren. Demnach möchte man mir das Talent, dein Biograph zu seyn, geradezu absprechen — und das, wie es scheint, mit allem Rechte. Allerdings konnte mir diesmal die unmittelbare Erfahrung, die mich begeisterte, Neumiller, Heggelin, Winkelhofer, Feneberg in dem Andenken ihrer Zeitgenossen fortleben zu lassen, in Nachbildung deines Lebens nicht beystehen. Aber es standen mir andere Schutzgeister bey, die dich aus dir kannten, und mir das gleichendste Bild deines Lebens, mit allen nöthigen und unnöthigen Belegen, mittheilten, und mich in Beschreibung deines Wirkens und Leidens sicherlich keinen bedeutenden Fehlgriff thun ließen. Und gerade dies dürfte deiner Biographie einen Vorzug geben, daß ich die Farben weniger aus mir nehmen konnte, als bey jenen vieren, deren Herzen mit dem meinen wie in Eines verwachsen waren.

Unter

Unter den Schutzgeistern dieser meiner Arbeit muß ich wenigstens einen nennen, der mir nicht sowohl Data zu deiner Biographie, als sie, die Biographie selbst von seiner Hand rein geschrieben, mitgetheilt hat.

Es ist dies einer deiner innigsten Freunde, Pfarrer Carl Klein *), und ich denke, du würdest, wenn du noch hier seyn könntest, und deine Biographie lesen müßtest, sie noch am liebsten von diesem deinem Freunde lesen mögen. ———

Ich kehre von Sambuga zu seinem Leser zurück: ich war dies letztere Geständniß der Gerechtigkeit schuldig, und ich bitte deßhalb, das Wort, das unter der Dedication steht: der Herausgeber, im strengsten Sinne zu nehmen. Denn es blieb mir fast nichts übrig, als die ge-

lie-

*) Vorher Professor und nachher Director des Seminariums in Heidelberg.

lieferten Beschreibungen zusammen, und eine gewisse Einheit her-zustellen — in der Art, die Gedanken zu verbinden und auszudrücken.

Was mir unter dieser Arbeit (wenn ich Arbeit nennen darf, was theils von andern schon gethan, theils für die Liebe des Freundes mehr Seligkeit als Anstrengung war), am öftesten vorschwebte, war die Theilnahme, mit der nicht bloß die Verwandten und Freunde, nicht bloß die durchlauchtigsten Zöglinge, und unter diesen vor allen der Kronprinz von Baiern, und alle die, welche den Lebenden aus seinem Leben gekannt hatten, sondern so viele Edle, die in unserm Vaterlande, und außer demselben, besonders an den Gegenden des Rheines, den Mann am Hofe im Priesterrocke und in dem wichtigen Amte des Religionslehrers für die königliche Jugend, nur dem Namen und Rufe nach bisher kannten, und nun durch eine parteylose

Le-

Lebensgeschichte näher kennen zu lernen hoffen, diese Schrift lesen werden. Leset sie nur, Ihr alle, denen Wahrheit und Liebe heilig ist, leset sie nur, denn ihr leset Wahrheit und Liebe, und ihr könnet sie unmöglich mit unbefangenem Blicke lesen, ohne einen Anklang von beyden in euerm Innersten zu vernehmen, der euch hinweiset zu jener Harmonie, die nie verklingt, weil sie Eines ist mit der ewigen Wahrheit und Liebe.

* * *

Eines noch: wer immer diese Schrift lesen mag, er vergesse nicht, daß Sambuga ein Mensch war wie wir, also seine Schwächen hatte wie wir alle, und wie sie auch die besten Menschen haben. Und diese Schwächen würde ich eben so unbemäntelt darlegen, wenn ich davon eine Anschauung oder wie immer eine feste Ueberzeugung hätte, wie ich das Gute, das ich gewiß

wußte,

wußte, mit aller Einfalt und Treue erzählet habe. Wirklich habe ich es aufrichtig angezeigt, wo ich im Laufe seines Lebens einer Verirrung, einer Schwäche auf die Spur kam, und mit Bewußtseyn keine verschwiegen, aus Absicht keine zugedeckt. Denn ich wollte zwar in Sambuga den Trefflichen schildern, aber nur den trefflichen Menschen.

Amicus Plato, amicus Socrates,
Sed magis amica veritas.

---

§. I.

§. I.

Sein Leben.

I.

Sambuga in seiner Kindheit, im Knaben- und Jugend-Alter.

(In den Jahren 1752—1775.)

Joseph Anton Franz Maria *Sambuga* erblickte das Licht der Welt im Jahre 1752 den 9ten Junius zu Walldorf, einem ehemaliges Rhein-pfälzischen, jetzt Großherzoglich Badischen Marktflecken, ohnweit Heidelberg. Seine Aeltern, Franz *Sambuga* und Franziska *Grossi*, waren beyde in Italien gebürtig in der Nähe von Como. Der Vater hatte sich zuerst im *Rheingau* der Kaufmannschaft gewidmet, darauf sich verehlicht und in Walldorf bürgerlich niedergelassen. Sein Taufpathe war auch ein italienischer Kaufmann, Joseph Anton *Betholo* in Mannheim.

Als Joseph Anton kaum fünf Jahre alt war, reiste die Mutter nach Italien, um ihre Aeltern zu besuchen, und nahm das Kind mit. Nach ihrer Rückkehr (sie brachte bey ihren Aeltern ohngefähr 8 Monate zu) lebte sie nur noch vier Jahre und einige Monate, starb am neunten Julius 1762 im 48sten Jahre ihres Alters, noch ehe ihr Sohn in die lateinischen Schulen aufgenommen ward. Sieben Jahre später am 25. Aug. 1769 folgte ihr auch der Vater nach, und hinterließ von sechs erzeugten Kindern neben dem Sohne nur zwey noch lebende Töch-

ter.

ter. Beyde Aeltern standen in dem Rufe bewährter Frömmigkeit. Die Mutter war ein stillleuchtendes Bild einer sanften, treuen Gattinn, einer gottseligen Dulderinn, einer gewissenhaften Erzieherinn und einer thätigen Freundinn der Nothleidenden. Der Vater wußte die öffentliche und häusliche Andacht mit Ehrlichkeit, Treue und rastloser Thätigkeit in seinem Berufe zu vereinigen. Daher ein frommer Priester nach seinem Tode den Kindern zum besondern Troste das Wort sagte: „Wenn ihr schon von euern Aeltern kein großes Vermögen ererbet habt, das bekümmere euch nicht. Ich bin dessen gewiß, daß kein ungerechter Heller dabey ist.“ — Wahrhaftig, das schönste Erbgut in dem Erbgute der Erde! Als Joseph Anton die öffentlichen Schulen besuchte, gewann ihm seine Modestie, dieser schöne Spiegel der innern Ordnung, und sein bewundernswürdiger Fleiß die Liebe seiner Lehrer. Die Mutter hatte ihn schon in ihrem Geburtsorte Nobiate die Schule besuchen lassen, um nur die Bildung des zarten Gewächses nicht zu spät anzufangen; der Vater schickte ihn zuerst nach Mannheim, nachher aber, um ihn näher bey sich zu haben, brachte er ihn nach Wißloch in die Klosterschule der Augustiner.

Von seinem Aufenthalte in Wißloch hat uns seine treffliche Schwester, Eva Katharina Sambuga *), eine

*) Die unverehlicht, in Heidelsheim bey Bruchsal, von ihren Mitteln lebet. Die andere Schwester, Anna Maria, ist in Walldorf ansässig, war mit Zoppi verheurathet und ist nun Wittwe.

eine Anekdote mitgetheilt, die sein zartfühlendes Gemüth verräth: Wie er wahrnehmen mußte, daß seine Mitschüler nach damaliger Schul- oder Schlag-Sitte öfters mit derben Schlägen bestrafet wurden, sey er darüber von Mitleid so angegriffen worden, daß er lieber das Studieren wieder aufgeben, als solche Schauspiele länger mit ansehen wollte; und obgleich er selbst, seines stillen Betragens wegen, nicht nur nicht gestraft, sondern jederzeit gelobet worden: so habe es doch seinen Aeltern und Verwandten viele Mühe und ernstes Zusprechen gekostet, bis sie den Knaben zur Fortsetzung seiner Studien bereden konnten.

Nach geschlossener Laufbahn der Grammatik und Rhetorik begab sich der hoffnungsvolle Jüngling nach Heidelberg, wo er allen Studierenden das Musterbild eines frommen, sittlichen Lebens und der unermüdlichen Thätigkeit, mit welcher er alle Zweige seines Studiums umfaßte, an sich darstellte. Agricola, Schwab, Mayer, Schmidt, ehrwürdige Namen aus der Gesellschaft Jesu, liebten ihn ungemein und konnten aus der Blüthe des Baumes weissagen, was er für herrliche Früchte (im Priesterstande) bringen würde.

Anfangs hatte er gar keinen Sinn für den Priesterstand. „Ein Handelsmann zu werden, wie sein Vater war, sagte er zu einem seiner Freunde, dazu fühlte ich Trieb, daran hatte ich Wohlgefallen. Allein, da mich meine Mutter von Jugend auf zum geistlichen Stande prädestinirt hatte, wie denn die Mütter immer gern prädestiniren: so habe ich, wider meine Neigung, bloß um der Mutter zu gehorchen, zu studieren angefangen, und der Handelsmann konnte mir nicht aus dem Sinne gebracht werden, bis ein besonderes Ereigniß

niß mein ganzes Herz umwandte. Dies Ereigniß war eine Reise nach Italien. Da sah ich solche Beyspiele von höherer Weisheit und ausgezeichneter Frömmigkeit, die mir keine Ruhe ließen, bis ich mit voller Besonnenheit und Willigkeit den Entschluß faßte, mich dem Priesterstande zu widmen." Mit dieser Reise verhielt es sich so:

Sambuga gieng im achtzehnten Jahre seines Alters nach Italien, weil ihn Familienverhältnisse dazu nöthigten: aber der höchste Regent seines Lebens führte ihn nach Italien, um seinem Gemüthe Geist und Leben zu verschaffen. Er besuchte Rom, Florenz, Mailand, Venedig und andere berühmte Städte des Landes. Und gerade in Rom, wo viele Reisende viel anders fanden und viel anderes zurückbrachten, fiel ihm, im vertrauten Umgange mit Personen, die, dem Irdischen entrückt, auf Erden im Himmel lebten, und, mit himmlischer Macht angethan, sich für ihre Brüder opferten, ein Stachel in sein Innerstes, dem er nicht widerstehen konnte, bis er das Wort ausgesprochen hatte: „Konnten es die und die, warum soll't es Sambuga nicht können?" — Er konnte es auch. Nach dieser Revolution, die in ihm vorgegangen war, blieb er noch zwey Jahre in Italien, um alle Hülfsmittel, die ihm dieser schöne Himmel zur weitern Ausbildung für seinen Beruf anbot, zu benützen.

Die berühmten Kunststücke, welche die Aufmerksamkeit reisender Künstler fesseln, machten auch auf ihn Eindruck, und er säumte nicht, an diesen Meisterstücken der Vorzeit sein Geistesauge zu üben und zu versuchen.

Doch

Doch war es ein höherer Gewinn, der Umgang mit Menschen, die Religion und Wissenschaft zu Kunstbildern im höhern Style gemacht hatte, der war es vorzüglich, was seinen Aufenthalt in Italien verlängerte. Einer seiner Freunde, Lehrer der schönen Wissenschaften, drang, bey der ersten Unterredung mit Sambuga nach seiner Rückkehr, in ihn: er möchte doch seine neuen Aufschlüsse über die Kunst der Griechen und Römer mit ihm theilen. „Freund, was ich habe, gebe ich dir," erwiederte er: „was das Zartgefühl eines reinen Gemüthes hätte verletzen können, ließ ich ungesehen: denn ich hatte doch noch genug zu sehen; und die Musen der Architektur und der Malerey, die sich beyde dem heiligen Dienste des Christenthums widmeten, haben mich für alles Nichtgesehene schadlos gehalten: hier lernte ich Kunst und Religion in schwesterlicher Umarmung kennen." Und darin hatte er sich wirklich viele Kenntnisse gesammelt und bey manchen Anlässen auch Beweise davon gegeben, ohne damit glänzen zu wollen.

Die Priesterweihe erhielt er noch in Italien, am zweyten April 1774, nachdem ihm der Bischof zuvor die erforderliche Dispensation in Hinsicht auf das mangelnde Alter ertheilet hatte.

In Como feyerte er zum erstenmale das heilige Opfer, das seiner Andacht neues Leben, und dem Christenvolke seltne Erbauung gewährte. Der Bischof wies dem Eifer des jungen Priesters sogleich einen schönen Wirkungskreis an. Es befanden sich im Spitale mehrere Deutsche; die wurden seiner Aufsicht übergeben und segneten den Himmel dafür, daß er ihnen in Sambuga einen so liebevollen Krankenfreund zugesandt hatte.

Bey

Bey seiner Rückkehr ins Vaterland bemerkte jedermann den höheren Aufschwung des Geistes in ihm, den er als das beste Erzeugniß des italienischen Himmels mitbrachte. Dieser höhere Aufschwung des Geistes war aber, wie denn alles Gute, und gerade das Beste für den Wohlmeynenden bedeutende Gefahren herbeyführen kann, für Sambuga nicht ohne Gefahr. Um dem Geiste die Flügel zum Aufflug in das Himmlische zu lüften, hätte er bald dem Leibe, der doch mit dem Geiste durch das Erdeleben hindurch muß, die Nerven zur Fortsetzung der gemeinsamen Pilgerreise abgeschnitten.

Nüchtern sonst in allem, konnte er in Asketischen Uebungen das Maß nicht finden. Sein Eifer schien nicht bloß sich hierin zu übertreiben: er übertrieb sich wirklich: Alles, was die Legende von Aloysius, von Vinzenz a Paulo und andern zu erzählen wußte, wollte Sambuga in sich nachbilden *). Aber die Vor=

*) Ein Beyspiel seiner übertriebenen Lebensstrenge hat sich auf folgende Weise entdeckt. Die Küchenmagd, im Hause seines Oheims, die auch den Beruf hatte, die Betten zu ordnen und die Zimmer zu reinigen, fand, wann sie morgens in Sambuga's Zimmer kam, täglich das Bett schon gemacht und wie ungebraucht. Die Neugier trieb sie, das Bett zu untersuchen, und da fand sie, daß an der gegen die Wand gekehrten Seite des innern Theils der Bettlade ein großes, hartes Brett eingeschoben war, welches bey einiger Verrückung der Bettstätte leicht und ohne die geringste auffallende Veränderung an den Kissen, Ueberzügen, herausgenommen und wieder hineingeschoben werden konnte. Unter diesem Brette lagen denn

Vorsehung wußte ihn auch hierin in die Mittelstraße einzuleiten. Ein würdiger Seelsorger, sein Oheim von mütterlicher Seite, Anton Joseph Grossi, und ein Klostermann von bewährter Frömmigkeit setzten der Abtödtungslust des jungen Priesters die erforderlichen Schranken.

Uebrigens, so wie sein Gesicht von der Physiognomie eines Italieners mehr als bloß erinnernde Züge aufwies: so lebte in seinem Herzen ein kräftiger Zug, der ihn immer nach Italien trieb, und man konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten, daß er von seinem Vaterlande nicht völlig Abschied nahm. So fest hieng er an dem alten Italien und der neuen Roma.

Indeß traten eine Krankheit, die ihn mit dem Tode bedrohte, und die Vorstellungen seines so klugen, als weisen Oheims *) auch hierin ins Mittel: die fes-

---

auch die peinlichen Instrumente, die unter dem Namen Cilicium und Disciplin bekannt sind. . . . Diese übertriebene Casteyung des Leibes hatte ohne Zweifel zwey schwere Krankheiten herbeygeführt, von denen auch sein am linken Kinn zurückgebliebenes Wundmal herrührte. . . . Obgleich die Mehrzahl meiner jungen Zeitgenossen keine Versuche zu solchen Casteyungen haben dürfte, eben weil die Versuchung anderer Art, Leib und Geist der entnervenden Lust zu opfern, so viele Niederlagen macht: so möchte es doch unter tausend Jünglingen einen geben, für den diese Warnung heilbringend seyn könnte: und für diesen steht sie da.

*) Dieser sein Oheim ist in der Grabschrift, welche man in der Kirche zu Helmsheim lesen kann, mit wenigen Worten bestens gezeichnet:

fesselten ihn an sein Vaterland, und brachten ihn zum Entschlusse, demselben seine Talente zu widmen. Von der Krankheit des Leibes heilte ihn der berühmte Doctor Frank, damals Leibmedicus des Fürstbischofs von Speyer; von dem Heimwehe nach jenem mildern Himmelsstriche die Arbeitsamkeit und die Magie des Vorsatzes, der die leitende Idee seines ganzen übrigen Lebens geworden war: „Was ich vor Gott soll, das kann ich auch, denn ich will es — mit Gott."

Die All=Macht dieses Vorsatzes, die aus Gott stammt — gieng mit ihm durch das Leben.

Wie er zu dieser Allmacht des Vorsatzes gekommen seyn mag, ist dem, der die Tiefen des Gemüthes und der Religion kennt, kein Räthsel mehr, aber für den profanen Sinn bleibt es eine Perle, die man ihn nicht einmal sehen lassen darf, denn er weiß nichts damit zu machen, als die Perle ins Kehrkoth zu werfen und ihren Freund ins Tollhaus. Darum sprach Christus ein Wort, das alle Vernunft wahr und nur die Eigenliebe hart finden wird: Gebet das Heilige nicht den Hunden, und wer=

Pastori hujus loci per annos 39 fido — sacerdoti sanctuarium honoranti — doctori a genio temporis nunquam seducto — capituli ruralis bruchs. in annum 18m decano — Religionis pio defensori — benefactori pauperum — omnibus obsequioso et amabili — Pl. R. Domino Josepho Antonio Grossi, suo amore nobis vere patri, annos nato 69, die 20. Nov. 1803 defuncto moerentes posuere cognati, Anna Maria, Josephus Antonius, Eva Catharina Sambuga.

R. I. P.

werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor, damit sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen. Matth. VII. 6. Dieser Warnung zufolge werde ich die genannte Allmacht des Vorsatzes, die den Seligen durch das Leben geleitete, zwar in Thatsachen treu darstellen, aber sie, die geheime Geburtsstätte des ausdauernden Vorsatzes nicht weiter beschreiben wollen.

II.

Sambuga, Kaplan im Pfarrhause seines Oheims zu Helmsheim.

(In den Jahren 1775 — 1778.)

Nachdem sein Gemüth von dem Heimwehe nach Italien geheilet, und sein asketischer Eifer von dem Uebermaße der Strenge herab und in die ebne Bahn der weisen, ächt evangelischen Selbstverläugnung, die den Leib in die nöthige Zucht nimmt, daß er nicht ausschlage, ihm aber auch als einem lieben Nachbar die zur Mittragung der Lebensbürde dienliche Unterstützung und Ermunterung angedeihen läßt, ein = geleitet und darin befestiget war: so konnte von nun an *) seine Vorübung zur Führung und sein Mitarbeiten in der wirklichen

*) Denn die Hindernisse der Bildung wegräumen, heißt sie selber fördern. Offenbar gehört zur Führung einer Gemeine eine mündige Vernunft, also auch ein Freyseyn von allem übertriebenen Eifer, von Gemüthskrankheiten und ähnlichen Zuständen.

Führung einer Pfarrgemeine nicht anders als die schönsten Fortschritte machen.

Schon die ersten Versuche im Amte der Seelensorge, die er als Gehülfe und unter der Leitung seines Oheims machte, waren bedeutende Vorspiele jener seltenen Gabe, dem die Seelen zu gewinnen und zuzuführen, welchem sie angehören, eine Gabe, die sich in ihm nachher zu einer wahrhaft göttlichen Kunst aller Künste *) entwickelt und ausgebildet hatte.

Fremde konnte der Kaplan bey dem ersten Antritte seines Amtes der Gemeine nicht seyn, weil er schon als Jüngling seine Ferien im Pfarrhause zugebracht hatte. Aber wie schnell sich ihm das Vertrauen von allen Seiten zugewandt habe, würde bey manchem andern unglaublich seyn, nur nicht bey Sambuga. Denn, da er das Wahre aus durchdrungenem Herzen aussprach und das Gute mit schönem Wandel predigte; da besonders seine Frömmigkeit, welche so innig als lauter, so thätig als gemäßigt nach dem Winke seines Führers, die besten der jungen Geistlichen jener Zeit und jener Gegend zurückließ, im milden, sich stets gleichenden Lichte der Gemeine ins Auge stralte, und in jedem offenen Gemüthe tiefgrabende Stacheln zurückließ: so konnte es nicht fehlen: wer sein Herz und Gewissen gegen die Eindrücke der Wahrheit zu verhärten noch nicht gelernt hatte, mußte sich dem magnetischen Zuge ergeben, das ist, dem Manne das Beste zu- und sich ihm anver-trauen. Und, da so viele Priester, was sie mit ihren Sonntags-predigten etwa gebaut haben, mit ihrem Werktags-leben, und besonders mit dem profanen Geiste ihrer so-

*) ars artium regimen animarum Greg. M.

sogenannten Erholungen wieder niederreissen: so war bey unserm Kaplan gerade der umgekehrte Fall. Wen die Macht seines Wortes ungerührt gelassen, den hätte die stärkere Gewalt seines Lebens noch erschüttern müssen.

Als Freund des anhaltenden Studiums, dem er alle Stunden des Tages widmete, die ihm die Seelensorge, die Andacht und die nöthige Leibespflege frey ließen, erlaubte er sich keine andere Erholung als die Uebung im Zeichnen und Malen, und öfteres Spazierengehen. Gesellte sich, wie es denn oft geschah, irgend eine gleichgestimmte Seele, mit der er seine Freude theilen konnte, auf dem Wege zu ihm: so schloß sich sein feines, richtiges Gefühl für die Schönheiten der Natur auf; so öffnete sich sein Herz zu vertrauten Gesprächen, die sich seinen Freunden unvergeßlich gemacht haben, und durch die Erinnerung an die schönen Gegenden, worin er so gerne lustwandelte, jetzt noch süße Rührung, einen Nachhall festlicher Freude, gewähren.

Da nun in dem neuen Kaplan der Priester und der Mensch, das Wort und die That, die Arbeiten des Berufes und die Freuden des geselligen Verkehrs dieselben harmonischen Eindrücke auf das Volk machten, und das Vertrauen ihm überall auf mehr als halbem Wege entgegenkam: so ist sehr begreiflich, daß ihm sein Tagewerk, die Bildung des christlichen Sinnes und Wandels, das er, in Vereinigung mit seinem Vorarbeiter, täglich mit neuem Eifer und wie von vorne angriff, gelingen, und der Erfolg selbst die Erwartung der Guten übertreffen mußte.

Gesunde Lehre kam nicht bloß durch sein Wort in Familien, sondern auch durch gute Schriften, die er empfahl, die er zum Lesen umherbot, und an denen

er auch dem Landvolke Geschmack beyzubringen wußte. Die Schule fand an ihm einen besonders freundlichen Schutzgeist, der es wohl verstand, dem Schulmeister das Lehren, und den Kindern das Lernen zu erleichtern. Den Keim zarter Gottesfurcht in den Kleinen zu pflanzen, zu pflegen und zu erziehen, war ihm die erste Angelegenheit, nach dem Grundsatze: das Erste zuerst. Dabey säumte er aber nicht, jede andere Art nützlicher Bildung in Kindern und Erwachsenen zu fördern.

Weil der Schullehrer des Ortes keine gute Hand schrieb: so nahm es der Kaplan auf sich, durch Verfertigung schöner Vorschriften, durch nothwendige Beyhülfe und Handführungen, durch Geschenke und Ermunterungen die Schönschreibekunst in Gang zu bringen. Denn, sagte er, das Schönschreiben ist gerade so leicht als das Schlechtschreiben — wenn man es gelernt hat. Und lernen kann es jeder, der das Glück einer guten Handleitung genießt, und die Mühe wiederholter Nachbildungen nicht scheuet. Verrieth sich bey irgend einem Knaben der Funke eines vorzüglichen Talentes, so ward der Kaplan sein Professor in der lateinischen Sprache, und, wenn dann der Zögling nach Jahren zum eigentlichen Studieren Beruf und Muth fühlte: so bot er ihm hülfreiche Hand zum Fortkommen in Gymnasien und auf Universitäten. So hatte sich Sambuga um manche Familie verdient gemacht.

Damals war die Cultur der Obstbäume noch nicht durch besondere Gesetze der Aufsicht der Geistlichen empfolen. Sambuga that, was kein Gesetz bewirken kann, wenn der Trieb, gemeinnützig zu seyn, fehlet, mit eben so viel Einsicht als Liebe. Er gab nicht nur manchem

Lern=

Lernbegierigen Anleitung, seine Bäume zu veredeln, und sein Gärtchen besser zu benützen, sondern er gieng wohl auch unbemerkt auf die Wege und Felder der Landleute, wo er wilde Bäume sah, okulirte und zweigete dieselben, und machte den Eigenthümern die überraschende Freude, zu ärnten, wo sie nicht gesäet hatten, das ist, veredelte Bäume auf ihren Gütern zu finden.

Seine Krankenbesuche haben ihm in mancher dankbaren Familie ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Leidenden in ihr Herz und zu Gott hinzuweisen, und sie vorerst des wahren Trostes empfänglich zu machen, das war nur die Einleitung zur Krankenpflege. Denn sie selber konnte er nur darin setzen, worin sie eigentlich besteht, daß nämlich der Kranke entweder durch völlige Umänderung des Sinnes oder durch Belebung des guten Sinnes auf die Dauer getröstet und gestärket ward. Daß bey seinen Krankenbesuchen auch die Gesunden gewinnen mußten, ist leicht begreiflich, zumal ihm gar oft viele nachgiengen, bloß um seinen Zuspruch an Krankenbetten hören und sich in seiner Nähe erbauen zu können. War der Kranke arm, hülflos, so hielt er sich nicht zu vornehm, ihnen auch solche Dienste zu thun, die andere seines gleichen unter ihrer Würde oder zu eckelnd gefunden hätten. Mit dieser Selbstverläugnung gieng Hand in Hand seine nie ruhende Liebe, die nichts unversucht ließ, um den Schwergedrückten Erleichterung zu schaffen, oder deu Darbenden irgend ein Bedürfniß zu stillen. Da geschah es denn auch, daß er die Küche seines guten Oheims oft genug in Requisition setzte.

Dieser rege, lichthelle Eifer des Kaplans in Helmsheim konnte nicht lange verborgen bleiben — er mußte sich und ihn verrathen. Der Ruf von den Verdiensten

des

des jungen Mannes kam nach Mannheim und bewog die Rheinpfälzische Regierung, den kräftigen Arbeiter von dem Lande in die Stadt zu versetzen, und ihm einen größern Wirkungskreis anzuvertrauen. Bitter war ihm die Trennung von seinem würdigen Oheim, von seiner geliebten Schwester, von der blühenden Pfarrgemeine; aber er sah mit dem festen Blicke auf den Ruf von Oben, der ihm eben deßwegen heilig war, und riß sich schnell von Helmsheim los, um den neuen Posten in Mannheim anzutreten. Der gastfreundliche Oheim hatte eben ein Mahl gegeben, wozu mehrere gute Freunde aus der Gegend eingeladen waren. Diesen Zeitpunct benützte der Kaplan zum schnellen Abschiede, da sein Ruf nach Mannheim geheim gehalten worden. Gegen das Ende des Mahles stand der Dechant vom Tische auf: „Meine Herren, sagte er, ich bin im Begriffe, nach Mannheim zu reisen: wenn ich jemanden einen Dienst erweisen kann, der beehre mich mit Aufträgen.“ — Und in wenigen Augenblicken ward Sambuga den Augen der Gesellschaft entzogen. So ungern ihn der Pfarrer dahin überbrachte, so that er es doch in süßer Hoffnung, daß sein Neffe in dieser Stadt viel Segen verbreiten und seine weitere Bildung selbst am meisten dabey gewinnen würde. Denn auch das Beste an einem jungen Arbeiter kann nur das Beste im Anfange seyn, und dem Anfange ziemt der Fortschritt, so wie dem Fortschritte die Vollendung. Dies verdient hier besonders bemerkt zu werden, weil es sich, bey der Versetzung des Landkaplans nach Mannheim, ganz besonders erwahret hat. Allerdings war Mannheim der Ort, der dem jungen Priester zu seiner weitern Bildung wohlthätigen Vorschub thun konnte, und wirklich gethan hat. Hier

z. B.

z. B. war es, wo er sich zu einem vortrefflichen Prediger bildete; hier wagte er die ersten Versuche eines Schriftstellers; hier knüpfte er freundschaftliche Verbindungen mit ehrwürdigen Gelehrten und Staatsmännern, die in die glänzende Epoche Carl Theodors gehören; hier ward er schon, vor seiner Beförderung zum Pfarramte, als eine Zierde des Pfälzischen Klerus geachtet, und was dem Edelsteine mehr als Glanz und Einfassung gab, durch widrige Ereignisse geprüfet und geläutert .... Heil dem jungen Manne, der das große Lehrstück, darin kein Greis je ganz auslernt, und für das wohl kein Lerngeld zu groß seyn kann, schon in den erstern Jahren seiner Laufbahn begriffen hat:

Rechtthun und sich dafür lästern lassen — Das ist wahrhaft königlich: bene facere et male audire, hoc est vere regium.

III.

Sambuga, Stadtkaplan und nachher Hofprediger in Mannheim.

(In den Jahren 1778—1785.)

Der lebendige Trieb, der in ihm war, und sich durch sein doppeltes Looswort aussprach: Nie stille gestanden, stets weiter voran, und: nur keine Gabe, die uns der große Geber dargereicht, ungenützt gelassen, fand in Mannheim von mancherley Seiten mancherley Anlässe, sich zum Besten für ihn und für andere zu entfalten, und desto glücklicher zu entfalten, je mehrere Vorübungen er schon mit sich

gebracht hatte. So kam ihm, bey dem Antritte der Stadtkaplansstelle seine Vorbereitung zur höhern Beredsamkeit wohl zu Statten. Schon seinen erstern Versuchen in Helmsheim konnte man es ansehen, daß ihm das Lesen geistreicher italienischer Schriften große Vortheile eingebracht habe — wieder eine bedeutende Frucht seiner Reise nach Italien. Diese Bücher, die meistens Anleitungen zu religiösen Betrachtungen und Muster derselben liefern, machten ihm das anhaltende Hineinschauen in die Tiefen der Wahrheit und in die Tiefen des von der Wahrheit durchdrungenen Gemüthes zum Bedürfnisse und zum süßen Geschäfte. Daher mag dann auch das Gefühlige in seinen Reden, das Sanfte in seiner Sprache und das Begeisternde in seinen Ergießungen gekommen seyn.

Schon als Landkaplan arbeitete er jede Predigt mit einer Treue aus, die an Gewissenhaftigkeit nicht gränzte, sondern sie selbst war, und kaum hatte er eine Predigt vorgetragen, so setzte er sich, in den ersten freyen Augenblicken desselben Tages nieder, um eine zweyte für den nächsten Sonn- oder Festtag, der ihn wieder zum Vortrage aufforderte, zu entwerfen, und was sich in ihm kräftig bewegte, sogleich in abgerissenen Stellen aufzuzeichnen. Denn früh ahnete er seinen Ruf zur städtischen Kanzel. Und, wenn er schon den Unterschied zwischen Land- und Stadtkanzel zu scharf gefaßt haben dürfte: so war doch dieser Unterschied für Mannheim, das an Bildung so vieles voraus hatte, nicht übertrieben. Auf Popularität, die ein so unabweisliches Bedürfniß, in Hinsicht auf die Mehrzahl der Zuhörer bleibt, schien er als Prediger weniger Rücksicht genommen zu haben, als auf eine Art jenes höhern Styls,

der

der den gebildeten Theil der Zuhörer anzieht. Darin hatte er sich durch einige Erfahrungen bestärkt, wie wir uns denn in alle dem, worin wir uns eine Stärke zutrauen dürfen, und worin uns die Neigung des eignen Herzens schon bestärkt hat, auch von andern gern bestärken lassen. Da er nämlich in Gesprächen mit Personen aus ungebildeten Volksklassen sich denselben verständlich machen konnte, weil er wirklich verstanden ward: so konnte ihn Niemand mehr bewegen, jene höhere Weise sich auszudrücken, mit einer gemeinern zu vertauschen. Was ihm auch seine Freunde über Mangel an Popularität entgegen zu setzen wußten, so gieng er von seinem Grundsatze nicht mehr ab: Man müsse sich nicht sowohl zum Volke herablassen, als vielmehr das Volk zu sich hinaufheben. Dagegen hätte sich, mit gleichem Witze und mit ungleich mehr Grund, sagen lassen: Allerdings soll der Prediger das Volk zu sich hinaufheben; allein da das Volk nicht in der Luft schwebt und nicht in der Luft gegriffen werden kann, so wird der Obenstehende sich doch zum Volke herunterlassen müssen, um es ergreifen und zu sich hinaufheben zu können. Doch die schreckenden Beyspiele, daß so viele Prediger durch den Hang, popular zu werden, trivial geworden sind, sein Umgang mit gebildeten Männern, die an richtigen Gedanken, scharf zugeschnittenen Begriffen, und fein geprägten Ausdrücken besondere Freude hatten, und sein individuelles Geistesbedürfniß, das ihn fast nöthigte, alles, was ihm begegnete, denkend aufzufassen und das Gedachte in gedrängter Sprache denkend wieder zu geben, ließen ihn nie zur Ue-

ber-

berzeugung kommen, daß der Prediger die Sprache des Volkes reden müsse, um von dem Volke verstanden zu werden; und die Sprache des Volkes reden könne, ohne zur Sprache des Pöbels herabzusinken.

Da er nun wirklich vor gebildeten Zuhörern auftrat, und an Bildung ungleich mehr mitbrachte, als er gerade nöthig hatte, um Eindruck zu machen, so mußte er sich, wie jüngst auf dem Lande, so jetzt in der Stadt gar bald großes Vertrauen gewinnen. Denn Mannheim war, wie gesagt, für ihn der rechte Boden, auf dem sich ein so vortreffliches Talent immer mehr entwickeln und die Entwickelung zur allmähligen Reife gedeihen konnte. Vorzüglich war es der Geist der französischen Prediger Massilon, Bourdaloue ꝛc. den er sich in seinen Sinn- und kunstreichen Arbeiten anzueignen strebte, indem er die Nachbildung desselben in deutscher Sprache vor deutschen Zuhörern, ohne sich sklavisch an ihre Gedanken, Worte, Manieren zu binden, zu seinem besondern Studium machte, ein Studium, das er jungen Geistlichen sehr empfahl, des Gewinns eingedenk, mit dem es ihn belohnt hatte. Da er sein Gemüth in schöner Form abzubilden verstand, so konnte es ihm an Beyfall und Auszeichnung nicht fehlen. Eine Preisschrift, die er in das Predigerinstitut zu München einsandte, erwarb ihm neben der Denkmünze die Aufnahme in dieses Institut, so wie ihn auch die damalige deutsche Gesellschaft in Mannheim zu ihrem Mitgliede ernannte. Seine Trauerrede auf Kaiser Joseph, die in den homiletischen Beyträgen, die Herr Dechant und Ministerialrath Brunner ehedem herausgegeben, nachgelesen werden

den

den kann, machte großes Aufsehen. Aber auch in Mannheim mußte seine öffentliche Wirksamkeit unterbrochen und seine Geduld wie sein Lebensfond einer zweyten Prüfung unterworfen werden — durch eine gefährliche Krankheit, die jedoch durch die Geschicklichkeit und liebevolle Thätigkeit des berühmten Leibarztes der durchlauchtigsten Frau Churfürstin, des geheimen Raths May, glücklich gehoben ward. Doch fand er sich, da unter andern Erscheinungen auch die des Blutspeyens sich zeigte und wiederkam, genöthiget, seinem Eifer Mäßigung zu gebieten, um länger wirken zu können. Der Kanzel wieder geschenkt, ward er mit neuer, noch größerer Theilnahme gehört, und es war, als wenn auch sein Geist durch die hergestellte Gesundheit des Leibes neuen Schwung gewonnen hätte.

Wenn er auf der heiligen Stätte erschien, so konnte man ihn wohl nicht ohne Gefühl der Ehrfurcht ansehen. Schon sein stilles, gehaltenes Vortreten machte Eindruck. Aus seinem Blicke stralte das Feuer der Liebe: sanft und milde kündigte sich der Ton seiner Stimme an: Kraft und Würde sprach aus allen Geberden. Der Geist der Ordnung, der das Ganze leicht auffaßbar machte, das Licht der einzelnen Gedanken, das Treffende der besondern Ermahnungen und die verhüllte Kunst des Redners, die überall durch die Hülle durchschien, und durchscheinend sich wieder verbarg, zogen den denkenden Theil seiner Zuhörer an, und fesselten ihre Aufmerksamkeit, während die Würde und Salbung, mit der er das Evangelium verkündete, und die Tiefe des Gefühls, die zum Worte den Ton und Accent gab, alle empfängliche Gemüther, sie mochten im Denken geübt oder ungeübt seyn, mächtig ergriff.

Wenn

Wenn seine Schreibart späterhin hart und steif ward, so möchte dies eine Folge neuer systematischer Schriften gewesen seyn, die er, um sich und andern über verwickelte oder bestrittene Lehren Aufschluß zu geben, ex officio lesen mußte. Indeß, wenn nur der leichte Fluß der Rede verlor, und dafür der Begriff an Tiefe gewann: so war offenbar der Gewinn größer als der Schade.

Was seine Lehrweise besonders auszeichnete, hatte er dem Studium der heil. Schrift zu verdanken, und schrieb es ihr auch dankbar zu: „Es hat mich (dies Geständniß hat er seinen Freunden mehr als einmal gemacht) nicht wenig Mühe gekostet, die bessere Methode im Predigen ausfindig zu machen. Oft dachte ich über die Lehrart Jesu und seiner Apostel nach, bis ich fand, daß die Beredsamkeit der heil. Schrift eine originelle Schönheit und Kraft besitze, von der die Lehrer und Schulbücher der gemeinen Redekunst wenig Kunde zu haben scheinen. Aus der heiligen Schrift lernen wir reden, wie einer, der Gewalt hat. Die Weisheit der Apostel, die bey der ersten Einführung des Christenthums in der Welt, so erstaunliche Wirkungen, die noch vor unsern Augen liegen, hervorgebracht hat, würde auch in unsern Tagen Wunder thun, wenn wir nur von Gott durchdrungen und von den höchsten Angelegenheiten unsers Berufes erwärmt wären, wie sie es waren.“ Damit gab er zu verstehen, daß die Wahrheit, die den, der sich ihr ergiebt, heilig und selig macht, nur dann dem Verstande bleibendes Licht anzünden kann, wenn das Feuer den Willen mit ergriffen hat.

Ein

Ein besonderer Anlaß verpflanzte den Prediger von Mannheim nach Heidelberg. Die Priester der Missionsgesellschaft, welche Churfürst Carl Theodor aus Frankreich in die Pfalz berufen hatte, um ihnen die Bildung der Geistlichen im Seminarium zu Heidelberg, und selbst auch den Unterricht in den Gymnasien anzuvertrauen, konnten auf deutschem Boden für sich keinen günstigen Standpunct finden. Einige aus ihnen fühlten das Bedürfniß, sich an die verdientesten Männer der pfälzischen Geistlichkeit anzuschließen, und sich ihres Rathes, ihrer Beyhülfe zu bedienen, um auf diese Weise desto sicherer einen gesegneten Erfolg ihrer Arbeiten zu bewirken; andere dagegen zogen es vor, Ausländer als Gehülfen herbeyzurufen. — Und das Institut wollte nicht gedeihen. Sambuga war kein kalter Zuschauer, wo es der Bildung des Priesters, der Erziehung der Jugend, und der Beförderung der Religiosität galt. Er ließ sich sogar überreden, als Vorsteher des Carlischen Convictes in Heidelberg die Angelegenheiten der Sendungsgesellschaft seiner Aufmerksamkeit näher zu bringen. Zu diesem bedeutenden Schritte konnte ihn nur die reine Absicht und die scheinbare Hoffnung vermögen, der ganzen Sache zum Besten des Klerus und zur Ehre der Lazaristen eine gute Wendung zu geben. Er schloß freundschaftliche Verbindung mit den achtungswürdigern Männern der Sendungsgesellschaft; hielt am Feste ihres Stifters, des heil. Vincentius a Paulo Lob-Predigten; verdeutschte das Leben dieses ehrwürdigen Priesters, um auf dessen Verdienste den deutschen Weltpriesterstand aufmerksam zu machen, und ließ nichts unversucht, was ihm Liebe und Klugheit riethen. Indeß gelang es ihm nicht,

das

das Werk zu vollbringen, das sein friedliebender Geist, bey dem Weggehen von Mannheim, entworfen hatte. Nach sechs Monaten, während welcher ihm seine wohlgemeynten Bemühungen, die nöthige Ordnung in den Geschäften der Lazaristen, und das bessere Einverständniß mit der einheimischen Geistlichkeit herzustellen, vielen Verdruß erregt hatten, kehrte er wieder nach Mannheim zurück, wo er als Prediger die Kanzel der Hofkapelle zur Freude und völligen Zufriedenheit der Durchlauchtigsten Frau Churfürstin, und ihres achtungswürdigen, durch ächte Frömmigkeit ausgezeichneten Hofes zieren sollte. Aber nur auf eine kurze Zeit. Denn, da ihm die freyherrliche Familie von Dahlberg die erledigte Pfarrey Herrnsheim bey Worms ertheilte, zog er im Jahre 1785 mit dem stillen Bewußtseyn in höhern und niedern Ständen Segen verbreitet zu haben, wieder auf das Land, um dem Rufe der Providenz zu folgen, das heißt aus dem Erfolge gedolmetschet: um ein Muster für Pfarrer und der Segen seiner Gemeine zu werden.

* * *

Ehe wir den Prediger Sambuga verlassen, möge hier sein guter Rath an einen jungen Prediger stehen:

„Sehen Sie sich nach Mustern in der Redekunst um. Die Originale waren von jeher die rechten Muster: sie seyn auch die ihren! Lesen Sie Demosthenes, Cicero, Plinius ꝛc.; machen Sie sich mit Chrysostomus, Basilius, Gregorius von Nazianz bekannt; greifen Sie nach Massilon, Bour-

da-

daloue, Bossuet ꝛc. *) Nochmal: ich sehe gern Muster in Ihren Händen. Sie glauben nicht, wie klein man wird, wenn man immer nur Kleines sieht, wie groß, wenn man mit Großem umgeht. Ich setze zum voraus, daß Sie sich hinlängliche Schriftkenntniß erworben haben. Ohne dieses göttliche Gewürz sind unsere Reden unschmackhaft, profan und stehen der Heiligkeit des Ortes nicht an, auf dem wir reden. Sprachkenntniß ist ebenfalls ein unentbehrliches Erforderniß. Man kann von dem Redner nicht weniger fordern, als daß er seiner Sprache mächtig sey. Er darf sich aber nicht zum Sklaven seines Aufsatzes machen; es muß ihm überall eine Fülle von Gedanken, Ausdrücken, Wendungen zu Gebote stehen, die geschickt und passend sind, Herzen zu öffnen, und Herzen einzunehmen. Allerdings ist die Poesie die vornehmste Sprachbildnerinn; denn sie macht das Wort weich, sanft, beugsam, wo es Herzen lieblich anregen, und fest, stark, schütternd, wo es Herzen spalten soll. Aber unsere Prosa muß doch keine Poesie seyn. Daß der wahre Geist der wahren Philosophie dem Prediger so nothwendig sey, als dem Hungrigen das tägliche Brod, hätte ich zuerst sagen sollen. Denn, wenn Logik in das Ganze der Rede Ordnung bringt, so muß die Philosophie, die Hand in Hand mit der Theologie geht oder gar Eines wird, den Stoff geben, den der

*) Fenelon ist hier zuerst wo nicht genannt, doch verstanden, denn er hat den französischen Hoch-Geschmack der evangelischen Simplicität in Zucht und Lehre gegeben.

der Verstand verarbeitet, die Phantasie versinnlichet, das begeisterte Gemüth ausspricht.

IV.

Sambuga, Pfarrer in Herrnsheim.

(In den Jahren 1785—1797.)

Der edle Mann, der schon als Hülfspriester in Helmsheim und in Mannheim, in allen Verrichtungen seines Amtes eine ungemeine Fülle des lautern Eifers und eines überlegenen Muthes bewiesen hatte, beglückte seine Pfarrgemeine mit der gegründeten Hoffnung, sie werde an ihm einen Hirten nach dem Sinne Jesu erhalten. Das war Sambuga für Herrnsheim. Er gehörte unter die seltnen Christenlehrer, die auf der einmal betretenen Bahn nie stille halten und nie allein voranwallen, sondern mit sich fortnehmen, was sich willig anschließt, oder mit sich fortziehen, was sich wenigstens nachziehen läßt. „Wenn Christus, so sprach der Pfarrer, das Haupt meiner Gemeine seyn soll, so werde ich das Bild Christi in meiner Gemeine darstellen müssen. Ihn soll sie an meinem stillen Leben sehen, Ihn in meinen Predigten hören, Ihn in meinem öffentlichen Wirken wahrnehmen, Ihn in meinem Gebete, in meinem Opfer fühlen können . ." Daß er bey seinem regen Eifer, überall die Freudenbotschaft des neuen Bundes zu verkünden, überall gesunde Begriffe der Religion zu pflanzen, überall dem schädlichen Aberglauben, womit das Landvolk hie und da noch behaftet seyn mag, Abbruch zu thun, und besonders im Got-

tes-

tesdienste passende Verbesserungen einzuführen, wiewohl er mit größter Vorsicht und Bescheidenheit zu Werke gieng, manche Kämpfe bestehen mußte, wird keinen befremden, der den Gang der Dinge kennet. Nachbarn, die mehr Feuer, als Licht haben mochten, schalten ihn einen Neuerungsgeist, und beschuldigten ihn, daß seine Lehrvorträge eben so unrichtig, als seine Verbesserungsversuche ohne Ueberlegung und Vorsicht gewagt wären. Er wußte sich mit bewunderungswürdiger Ruhe zu vertheidigen, und gieng seines Weges entschlossen voran. „Einen Neuerungsgeist, sagte er, sollte man mich nicht nennen. Mein uraltes Evangelium ist Alles, was ich vortrage; daben die Lehre der Kirche, die so alt ist, als das Evangelium: Wer mich darin stören will, ist mehr Neuerungsgeist, als ich. Daß meine Lehre unrichtig sey, kann ich, so lang ich das Evangelium vortrage, nicht gelten lassen. Wofern ich aber etwas von dem Meinen hinzusetze, darin mag Unrichtiges nebeneinkommen, wie es bey Manchen meiner Beurtheiler, die mich mehr nach sich, als nach Jesus richten, nicht bloß nebeneingekommen seyn dürfte. Ich soll unvorsichtig seyn; und hierin weiß ich nicht, ob ich mehr anzuklagen sey, oder jene, welche mich, ohne mich gehört zu haben, schon verwerfen. Sollte ich es aber da oder dort gewesen seyn, so wird sich niemand darüber wundern, der weiß, daß ich ein Mensch bin *). Ein jeder kenne nur sich selbst." — Er konnte sa-

*) Diese Selbstvertheidigung ist so milde, daß sie den Mangel der Vorsicht, wenn er wirklich nebeneingekommen wäre, aufwiegen oder gutmachen könnte.

sagen: „Ich bin, wie einer, der zwischen Thür und Angel drinsteckt, dem sein Gewissen immer zuruft: Wehe dir, wenn du nicht redest! und wenn er denn redet, gerade das passendste Wort zur Sünde gemacht wird."

Doch die harten Urtheile konnten ihn nicht muthlos, die Hindernisse, die sich ihm in den Weg legten, nicht verdrossen machen; er dachte an die Lehre des Apostels II. Timoth. IV. 1. 2. und rief das Wort des Herrn, es mochte gelegen oder ungelegen seyn, zwar mit aller Sanftmuth und Weisheit, aber doch auch mit allem Ernste und Nachdrucke aus.

Im Anfange seines Aufenthaltes in Herrnsheim mußte er sehr oft und mit tiefer Bekümmerniß seines Herzens wahrnehmen, daß manche Glieder seiner Gemeine an Sonn- und Festtagen lieber die Klosterkirchen zu Worms, als die heimische Pfarrkirche besuchten. Doch sanfte Belehrung und besonders das neue Leben, das er in den Pfarrgottesdienst zu bringen wußte, heilte auch diese Krankheit von der Wurzel aus.

Wie er in Mannheim mehrere alte Gesänge verbessert, so that er es auch in Herrnsheim, wo es ihm glückte, dem Choralgesange die deutsche Uebersetzung

des

Uebrigens reife Um-sicht und nie mangelnde Vor-sicht finden sich selten im Anfange der Laufbahn ein: wohl dem, der sie in ihrer Mitte errungen hätte! Diese und ähnliche Bemerkungen mögen den Leser erinnern, daß zu jedem wahren Gemälde nicht nur Licht, sondern auch Schatten gehöre! Und wahr soll mein Gemälde seyn!

des lateinischen Textes passend unterzustellen. Daß er dies im Geiste der Ordnung, das ist, in stetiger Einstimmung mit seinem Bischofe gethan habe, darüber zeugt ein Brief, der, von seiner Hand geschrieben, noch aufbewahrt ist, und als ein Beweisthum seiner aufgeklärten Denkart bekannt zu werden verdient.

Hochwürdigstes,
Gnädigstes Generalvicariat!

Die Beobachtung, welche ich schon von langer Zeit her gemacht habe, wie sinnlos das ungelehrte Bauernvolk unsere lateinischen Gesänge herabsinget, hat mir oft Mitleiden gegen dasselbe eingeflößt. Von einer ganzen Messe, welche es am Sonntage herabsinget, versteht es nicht ein Wort, und von einer ganzen Vesper am Nachmittage nicht eine Sylbe. Es hat also den Tag, welchen Gott zu heiligen befohlen hat, vielleicht mit nichts, als mit der guten Meynung geheiliget, weil es von allem, was es gesungen hat, nichts begreifen konnte.

Der Gesang, welchen ein Volk in einer Sprache absinget, die es nicht versteht, scheinet etwas Widernatürliches an sich zu haben, das sich einem bey dem ersten Anblicke zeiget. Die Worte sind Zeichen, wodurch wir Andern etwas Bestimmtes sagen wollen. Um etwas Bestimmtes sagen zu können, muß ich die Zeichen verstehen, oder ich sage nichts, weil ich nicht weiß, was ich sage. — — — — Nach der Meynung des Apostels I. Cor. XIV. sollen diese zwey Dinge niemals von einander getrennt werden: Man soll mit dem Munde, aber auch zugleich mit dem

Gei-

Geiste beten: Man soll mit dem Munde, aber auch zugleich mit dem Geiste singen. — Fünf Worte in der Sprache zu Leuten geredet, welche sie verstehn, seyn wichtiger als Tausend in einer fremden Sprache. — Wie kann der Idiot mit Wahrheit zu einem Gebete oder Gesange Amen sagen, das er nicht versteht?

Bey einer auch nur geringen Rücksicht auf die Sache wird man finden, daß die ungelehrten Leute in Ansehung ihrer Theilnehmung an dem, was sie singen, keinen geringen Nachtheil leiden. Wie kann der Unkundige in der lateinischen Sprache Antheil an den schönen Wahrheiten, erhabenen Gedanken, frommen Gesinnungen und Empfindungen nehmen, welche in den Psalmen und sonstigen lateinischen Kirchengesängen herrschen? Was können sie in ihm wirken; wozu ihn ermuntern; was in ihm zurück lassen? Schreyet er nicht leere Töne in die Luft, weil er nicht weiß, was er saget: und muß er nicht ein ungerührtes Herz behalten, weil nichts, als was er versteht, auf dasselbe wirken kann? — Aus diesem Mangel des Verstehens entspringet eine andere sehr schlimme, aber unvermeidliche Folge: die Zerstreuung. Unsere Seele, die immer unruhig ist, und von Gegenstand zu Gegenstand hüpfet: suchet sich Unterhaltung, wenn ihr von aussen keine vorgeleget wird. An dem Daherfingen eines Liedes in einer Sprache, welche sie nicht versteht, findet sie keine Unterhaltung. Sie suchet sich also diese, und läßt es dem Munde über, Worte auszusprechen, die sie nicht versteht, und denket sich indeß Gegen-

stände,

stände, womit sie mehr bekannt ist, das heißt: sie wird zerstreuet.

Ich glaube nicht, daß in unsere deutsche Kirche ein Gesang in fremder Sprache eingeführet worden wäre, wenn es nicht zwey Ursachen gleichsam nothwendig gemacht hätten, welche auch allein noch die Ehre unserer Vorältern retten. Erstlich: waren die ersten Prediger der Religion und Anordner unseres Gottesdienstes, fremde, von Rom aus zu uns gesendete Geistliche. Sie waren mit unserer Sprache nicht bekannt. Es muß sie eine außerordentliche Mühe gekostet haben, nur so viel von derselben zu lernen, daß sie nützen konnten. Den Gesang in dieser Sprache anzuordnen, war eine Unmöglichkeit für sie. Sie führten also den Gesang ein, der anderswo schön und erbaulich war, und dessen sie auch schon gewohnt waren: den römischen Gesang und Sprache. Die andere Ursache war die damalige Rohheit und Unbiegsamkeit unserer Sprache. Sie war ungebildet; noch nicht für den Gesang geeignet; noch nicht reich genug und noch unter keine Regeln gebracht. Man verabscheuete also diesen Wirrwarr, und sang lieber in einer fremden Sprache als in der eigenen, in welcher entweder die Worte nicht Bildung genug oder die Sprecher nicht Uebung genug hatten, sich über Religionsgegenstände auszudrücken.

Aber in unsern Zeiten ist dieser Mangel reichlich ersetzet: und es läßt sich in unserer Sprache Alles, oft reicher und kräftiger, sagen, was andere Sprachen ausdrücken können. Ich habe es darum gewaget, die Psalmen, welche man zum nicht geringen Nachtheile des gemeinen Haufens bis daher in lateinischer Spra-

che

che gesungen hat, in unsere Muttersprache zu übersetzen. Ich habe die Uebersetzung so eingerichtet, daß der nämliche Choral vollkommen beybehalten werden kann; und daß folglich in dem gewöhnlichen Kirchengesange keine Aenderung geschehen darf, als nur in der Sprache.

Ich sende indeß nur die 5 gewöhnlichen Psalmen ein, und behalte die Uebrigen nach der Ordnung der Zeiten und Festtage, welche auch schon fertig sind, noch zurück, bis ich von der guten Aufnahme dieser Erstern versichert bin. Ich erbiete mich, wenn meine Arbeit von dem Hochwürdigsten, Gnädigsten Generalvicariate genehmiget werden sollte, das Gloria, dem nichts an Schönheit und Erhabenheit gleichgestellet werden kann, sammt dem Credo ebenmäßig so zu übersetzen, daß der nämliche Choral und Gesang bleibe, und nur das Unverständliche, die Sprache, abgeändert werde. Wie gern wird das gemeine Volk eine Sache annehmen, wobey nichts geändert wird, als das, was für dasselbe so unangenehm gewesen seyn muß: das Unverständliche!

Ich bin mit der tiefsten, schuldigsten Unterwürfigkeit meines Hochwürdigsten, Gnädigsten Generalvicariats

Herrnsheim, d. 29. Sept. 1785.

geringster Diener
Pfarrer Sambuga.

Seinem Schullehrer gab er die beste Anleitung zum Schuldienste, indem er, als Pfarrer, die Schule fleißig besuchte, und durch den Ausdruck der Freundlichkeit, womit er die Folgsamen bildend emporhob, und durch ernste Behandlung, womit er die Störrigen strafend niederbeugte, durch Lehre und Prüfung, durch

Belohnung und Züchtigung, also durch das aufgestellte Musterbild der wirklichen Schulhaltung, die lebendige Pädagogik für Lehrer und Zöglinge in die Schule einführte. Da ihn der felbigerische Katechismus nicht befriedigte, so verfaßte er einen eignen, den er dem Schullehrer in die Hände gab. Die Vervollkommnung dieses Werkes beschäftigte ihn noch in den spätern Zeiten, wiewohl er es schon trefflich ausgearbeitet hatte, als der Erzbischof von Maynz durch eine Preisaufgabe seinen Klerus aufforderte, dem Katechismus jene Vollkommenheit zu geben, deren dies Elementarwerk des christlichen Unterrichtes empfänglich wäre. Der Ausbruch des Krieges hinderte die gehörige Einsendung, vielleicht auch die Vollendung seines Versuches.

Seine Liebe gegen Arme und Kranke erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Auch mehrere Ortsbewohner der Israelitischen Confession gaben ihm unverdächtige Proben ihrer Liebe und Hochachtung. Einige machten ihm öfters Abendbesuche und holten in bedeutenden Angelegenheiten ihres Lebens seinen Rath ein.

Der Ruf seiner Bildung, seines Eifers, seiner Gastfreundlichkeit, ließ ihn und sein Haus nie lange einsam. Jeder, der ihn besuchte, und nur gesundes Urtheil mitbrachte, konnte bey ihm den hohen Werth reiner Frömmigkeit, geräuschloser Berufstreue und sinnreicher Liebe kennen lernen. Er wußte jedem eine gesunde Nahrung des Geistes anzubieten, ohne sie aufzudringen. Sein Tisch war frugal, und die Küche mußte für seine Freunde immer etwas nach italienischem Geschmacke liefern.

Sei=

Seine Spatziergänge mit Freunden in und außer dem Dorfe würzten das gesellige Zusammenleben. Wenn die Pfarrgenossen ihrem Pfarrer, der mit Freunden umhergieng, begegneten: so konnten die ehrerbietigen, vertrauenden, herzlichen Grüße, die ihm überall entgegen kamen, und die er mit unübertroffner Freundlichkeit erwiederte, jeden Fremden überzeugen, daß hier christlicher Familiensinn den Vater und die Kinder verbinde. Daher kam es denn auch, daß wenige Gäste sein Haus verlassen konnten, ohne wohlthätige Eindrücke seiner Einsicht und Liebe, die sich überall freyen Spielraum zu schaffen wußte, mitzunehmen. Diejenigen aber, deren einzige Absicht es war, Belehrung und Erweckung des Geistes zu holen, segneten nach Jahrzehenden noch die Stunden, die sie an seiner Seite zugebracht hatten.

Da Sambuga nur für Herrnsheim lebte, so ward ihm nicht nur die Gemeine, sondern mit der Gemeine selbst auch der Ort Herrnsheim mit jedem Tage lieber: jeder Gedanke einer möglichen Trennung von seinem lieben Herrnsheim ward wie eine Versuchung zur Sünde zurückgeschlagen.

Von seiner Pfarrkirche hat er selbst eine Abbildung in Kupfer gestochen im Jahr 1797.

Sein damaliger Kaplan Cilia mußte ihm die Ansicht eines alten Thurms aus dem Herrnsheimer Garten in Kupfer stechen, und eine Herrnsheimer Gegend in Aquatint-Manier. Denn, was wir lieben, davon wollen wir Bilder, Abrisse, Denkzeichen haben. Dagegen ward Sambuga auch von Herrnsheim geliebt, und hätte die Gegend, wie die Menschen die

sie

sie bewohnten, lieben können, sie hätte gewiß den Pfarrer mit geliebt.

In der Liebe zu Sambuga that es aber wohl niemand bevor — der freyherrlichen Familie von Dahlberg, die wohl auch seinetwegen den ländlichen Aufenthalt im ländlichen Schlosse zu Herrnsheim der Wohnung in der Stadt vorzog. Er mußte es seyn, der ihren hoffnungsvollen Kindern den Religionsunterricht ertheilte: und so ward er da schon der Apostel der Adelichen, wie später in München.

Zur nämlichen Zeit unterrichtete er junge Studierende, deren Aeltern die in Städten erforderlichen Kosten scheueten, nicht nur in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, sondern auch in der Philosophie. Auch städtische Jünglinge wurden ihm anvertraut, damit er die religiöse Bildung derselben vollenden möchte.

Keine seiner Zöglinge gewannen aber mehr, als diejenigen, die mit ihm die Pfarrgeschäfte theilten, und es sich zur Ehre rechneten, von ihm zu lernen und seine Lehrlinge zu seyn, indem sie mit ihm das Volk lehrten. Diese glücklichen Kapläne hatten an ihm einen Freund und Rathgeber, den sie kindlich liebten — seiner väterlichen Liebe versichert, von dem sie den hohen Geist des Priesterberufes in sich aufnahmen. . .

Seine große Thätigkeit ist in diesen wenigen Zügen seines Lebens in Herrnsheim allerdings sichtbar geschildert. Seine ausgebreitete Correspondenz verdient indeß schon in dieser Epoche besondere Erwähnung. Er ließ keine Gelegenheit aus den Händen, wo er irgend jemanden nützen konnte, es sey mit Briefen, oder mit feyerlichen Reden oder in trauten Gesprächen.

Bey

Bey dem Ausbruche der französischen Revolution hielt die Pfälzische Regierung für nothwendig, der Geistlichkeit zwey wichtige Fragen vorzulegen und passende Vorschläge zu vernehmen. Es wurde gefragt: wie läßt sich dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit steuern? Wie können die brodlosen Geistlichen unterhalten werden? Da war es Sambuga, der einen denkwürdigen Vortrag hielt.

Da dieser Vortrag die Zeit der Revolution und die Klugheit und die Freymüthigkeit des Redners schildert: so wird er in seine Lebensgeschichte hineingehören, wie er in sein Leben hineingehörte.

Sambuga in einer öffentlichen Versammlung, der die angesehensten Männer, selbst auch Glieder der hohen Landesregierung beywohnten:

„Es werden von der hohen Landesregierung zwey Fragen vorgelegt, worüber sie unsre Meynung und Rathschläge zu vernehmen wünschet. Die eine dieser Fragen betrifft die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, nämlich: Wie wird dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit gesteuert? Die zweyte ist besonders für uns Diener der Kirche rührend, weil wir sehen, daß wir in dem Augenblicke der öffentlichen Verachtung, noch der Aufmerksamkeit der hohen Landesregierung würdig sind, welche fraget: Wie können die brodlosen Geistlichen unterhalten werden?

Die erste Frage ist von unausdrückbarer Wichtigkeit: sie verdient also auch die erste und vorzüglichste Untersuchung. Um von der Sache gründlich reden zu können, müssen wir uns zuerst sagen, wo wir sind. Die Jüng-

linge

linge sind ohne Sitten, die Töchter ohne Schamhaftigkeit, die Kinder ohne Gehorsam, die Gatten ohne Treue, die große Mehrheit der Vorgesetzten ohne Menschenliebe, die Menschheit ohne Gott. Das Laster sieget, die Ruchlosigkeit spottet der Tugend, Religion ist das Märchen der Städte, die Gerechtigkeit ist feil, Geld ist der Abgott, Selbstsucht das Leben des Menschen. Dies ist unsre Lage; hier sind wir, und der Anblick des laufenden Zeitalters erspart uns die Mühe es zu beweisen.

Nun muß weiter gefragt werden: wie kamen wir dahin? Durch die Leichtgläubigkeit geführet. Wir sehnten uns nach Aufklärung. Der Vervollkommnerung in verschiedenen Kenntnissen entgegenstreben, liegt wirklich in unsrer Natur. Innatus est nobis cognitionis amor et scientiae. Cic. d. fin. V. Es waren auch Menschen, die vorgaben, diesen Dienst ihren Mitmenschen zu leisten. Es war aber die unglücklichste Dienstfertigkeit; statt Aufklärung unterschoben sie uns Verführung, und unsre Leichtgläubigkeit begünstigte ihren Betrug. Daraus entstand a. Zweifelssucht, b. das Evangelium der Sinnlichkeit, c. die Hinwegwerfung des Evangeliums der Selbstverläugnung, das den nach Allem gelüstenden, Alles verschlingenden Wesen so nöthig ist. Die traurigen Wirkungen dieser öffentlichen Verführung waren:

a. Veränderung der Grundsätze der Regierungen. Kinder aus jener verfinsternden Aufkläzungsschule sitzen an öffentlichen Stellen: und der Staat bekümmert sich nicht mehr um die Religion, weil dieselbe Schule sagt: die Religion gehe den Staat nichts an.

b.

b. Gesetzlose Begünstigung der Sinnlichkeit durch den Staat. Bald muß das Menschenleben zu einem ewigen Taumel und Sinnengenusse werden. Tänze, Schauspiele, Bälle, Gastmäler nehmen tausenderley Namen und Gestalten an; entstehen unter öffentlicher Begünstigung, und müssen unaufhörlich mit einander wechseln. Wenn der Vorwand, den Leuten Nahrung zu verschaffen, dieses Betragen rechtfertiget: so wird die Kunst, den Leuten das Geld aus dem Sacke zu spielen, auch bald als Nahrungszweig angesehen, und das Privilegium Menschen zu verderben, als öffentliches Recht betrachtet werden.

c) Gleichgültigkeit, Geringschätzung, sogar Läugnung derjenigen Wahrheiten, worauf bis daher die menschliche Wohlfart gegründet war. Der aller Einschränkung zürnende Mensch findet seine Beruhigung im Läugnen. Glücklich scheint der Augenblick, der uns dieses Mittel gegen die Foderungen des Gewissens und der Religion eingegeben hat. Man weiß nicht mehr, daß nicht alles falsch ist, was bezweifelt werden kann; und daß man auch eine Gewohnheit zu zweifeln annehmen könne, wie man eine Gewohnheit krumm zu gehen und zu stammeln annimmt, u. s. w.

d. Verschwörung gegen alle bestehende Ordnung der Dinge. Wenn Männern, deren Beruf es ist, die Zeichen der Zeit aufzufassen, sie abzuwägen, und die folgende Wirkung daraus vorher zu bestimmen, das öffentliche Wohl mehr am Herzen gelegen gewesen wäre: so hätten sie diese offenbare Verschwörung gegen die bestehende Ordnung, welche auf Lehranstalten anfing, und in den Dienstjahren

zur

zur Reife gedieh, nicht als arglose Kinderspiele ansehen können.

e. Der Abfall eines großen Theils des Priesterchors zu dem Geiste unsers Jahrhunderts. Ja, dieses Unheil war unsern verworfenen Zeiten vorbehalten, daß die Verführung selbst das Heiligthum ergreifen mußte. Priester ohne Sitten; ohne Beseelung von Gott; ohne Eifer für das Heil ihrer Mitmenschen; ohne Streben sich nach dem Geiste ihres Amtes zu betragen; ganz vom verdorbensten Weltsinne belebt, die ihre Wolfsgestalt mit dem Kleide des Lammes der Erlösung decken, bey denen sogar der theuerste Name Gottes, und der Religion, deren sie sich bedienen, Heucheley ist; die in ihrem verboßten Herzen selbst der Wahrheiten und Geheimnisse spotten, welche sie äußerlich behandeln; und die sich zu einem Priesterthume bekennen, das sie verfluchen, und zu dessen Vertilgung sie sich verschworen haben: solche Priester schänden in unsern Tagen durch Leben und Grundsätze den Altar.

Durch solche Priester und durch die Mitwirkung der andern angegebenen Ursachen muß nothwendig der Verfall der Religion, der Frömmigkeit, der guten Sitten, des Lebens nach Gott nur zu kräftig befördert werden. Die öffentliche Wohlfahrt muß unaussprechlich leiden; ist vielleicht — unerrettbar verloren. Es ließen sich leicht noch mehrere Folgen dieser traurigen Leichtgläubigkeit angeben: aber im Angesichte so ehrwürdiger Männer ist es genug nur darauf zu deuten. Da wir nun wissen, wie wir in unsre traurige Lage der Religions- und Sittenlosigkeit gekommen sind, so fraget es

sich

sich endlich: Wie wird dem Verfalle der Religion und Sittlichkeit gesteuert? —

a. Hebung der Religion durch den Staat ist das erste, das bedeutendste, was jenem Verfalle steuern kann. Es ist die Pflicht des Staates, dasjenige gegen Verfolgung, Unterdrückung, Zerstörung zu schützen, was den Grund der Möglichkeit für die Wohlfahrt des Staates enthält. Nur gute Menschen machen die Wohlfahrt des Staates aus: aber gute Menschen sind eine Ohnmöglichkeit ohne Gott, wie Seneca versichert: Vir bonus sine Deo nemo est. Die Religion kann sich nicht selbst schützen: sie ist aber ein kostbares Eigenthum des Staates, und wenn dieser sich nicht selbst hinwegwerfen will, so muß er die Religion schützen. Ein verachtetes Priesterthum kann die Würde der Religion nicht heben. Ich würde hier vieles erinnern können, wenn ich nicht auch nur den Schein fürchtete, für die Sache meines Standes zu reden. Nur will ich sagen, was das Heidenthum dem Priesterthum erwiesen hat, um von der Religion und von der auf das Volk wirkenden Furcht der Götter öffentliche Sicherheit und Festigkeit zu erhalten. Die Vestalinen begleitete ein Lictor cum fascibus — das höchste Staatsehrenzeichen der Römer; wurde ein zum Tode Verurtheilter hinausgeführt, und begegnete einer dieser Priesterinnen, so wurde er von der Strafe befreyet. Sie saßen in den Schauspielen oben an, und selbst die Bürgermeister wichen Ihnen aus Ehrerbiethigkeit auf der Straße aus. Es sey fern, daß ich an dergleichen etwas auch nur gedenke: aber es ist doch ein großer Abstand von den Ehrenbezeigungen der alten Römer bis auf die demüthigenden Neckereyen, die oft

ein

ein Dorfschultheiß seinem Priester zu machen waget. Der Stand, welcher dem Regenten das Regieren erst möglich macht, indem er ihm Herzen bereitet, die willig sind sich regieren zu lassen, ist doch immer ehrenwerth.

Da aber Religion durch den Staat nie gehoben werden wird, so lang Gottesfurcht und Religiosität die letzte Eigenschaft ist, worauf man bey Anstellung der Staatsbeamten sieht: so folget daraus, 1) daß man bey Erhebung der Individuen zu Staatsbeamten vorzüglich darauf sehen müsse, ob der Mann ein wahrer Verehrer Gottes und seiner Religion sey. 2) Er wird im Namen des Staates zur Aufrechterhaltung und Beförderung der Religion mitwirken müssen. 3) Beamte des Staates müssen durch ihr öffentliches Beyspiel auf die weniger denkende Klasse den Begriff der Heiligkeit und Würde der Religion übertragen. Wenn man religiöse Unterthanen haben will, so müssen jene, welche das Staatsruder führen, selbst gottesfürchtig seyn, oder der Unterthan hat so unrecht nicht, wenn er der Sprache der Verführer glaubet, und die Religion für einen Zaum des Pöbels ansieht. Hier ließe sich noch vieles erinnern, welches ich der Kürze der Zeit aufopfern muß. —

b. Wachsamkeit der Polizey. Die Presse und der Buchhandel müssen von der Polizey mit scharfem Auge beobachtet werden. Die Lesebibliotheken, der bisherige Kanal, wodurch alle verworfene Bücher in Umlauf gekommen sind, und welche vielleicht auch unter der Leitung geheimer Verbindungen stehen, müssen entweder gänzlich aufgehoben, oder unter eine strenge Aufsicht gesetzt werden. — Es darf nicht bloß von

der Willkühr und Laune des Künstlers abhängen, welche Kunstwerke sein Pinsel oder Meisel hervorbringen will. Das öffentliche Wohl muß nie von der schmutzigen Phantasie eines Künstlers beklekset werden können. Die Polizey muß die Mittel wissen, ihn zu nöthigen, nur für Tugend und Sittlichkeit zu arbeiten. — Das Schauspiel gehört unter eine ungleich genauere Aufsicht der Regierungen, wenn es nicht den Antheil, welchen es am Verderbnisse der Sitten hat, um ein Merkliches vermehren soll. — Mir ist kein Staat bekannt, der seine alten Sitten beybehalten hätte, wo die Anstalten der Sinnlichkeit herrschend geworden sind: und im Gegentheile weiß ich keinen, der von den alten Sitten abgegangen wäre, wo sie unbekannt geblieben sind. — Geheime Orden haben uns zu große und traurige Beweise gegeben; welcher böse Geist sie belebe, als daß die Polizey unbekümmert an ihrer Seite schlafen könnte.

c. Der Kunstgriff der Kinder des Tages, den Geist der Zeit zu ihrem Zwecke zu stimmen, muß ihnen von uns abgelernt, und die Verführung mit ihren eignen Waffen niedergeschlagen werden. Schulen, Katechismen, Volksschriften, Volksfeste u. s. w. müssen hierin ihre gehörige Wirkung thun. Mit jedem Stücke Brod müssen unsre Jünglinge die Grundsätze der Wahrheit und Sittlichkeit verschlucken. Es ist eine große Wahrheit: Wir müssen den Geist der Zeit hervorbringen, nicht ihn uns aufdringen lassen; wir müssen ihn lenken, uns nicht von ihm hinreissen lassen.

d. Es müssen mannhafte, von Gott erfüllte Prediger aufgestellt und die Gewissensleitung nur solchen Beichtvätern anvertrauet werden, deren eigne Geistessalbung ein wahres und sicheres

Hei-

Heilungsmittel für die Seelengebrechen werden kann. Hier wird der wohlmeynende Diener der Religion eher weinen als sich näher erklären wollen. Gerade diese beyden ungemein vernachläßigten Verrichtungen sollten die wichtigsten, wirksamsten, wohlthätigsten in der ganzen Religionsanstalt seyn.

e. Um aber den obigen Vorschlag ausführbar zu machen, wird man der jungen Geistlichkeit die gehörige Bildung geben müssen. Zur Bildung gehört ein Bildner. Wer die Stelle eines Bildners der angehenden Geistlichkeit ausfüllt, vertritt eine der wichtigsten Stellen im Staate, der von den Früchten seiner Bemühungen gute Bürger und öffentliche Treue und Glauben erwartet. Nur ein Mann von dem besten Herzen und angemessener Gelehrsamkeit kann hierin dem Bedürfnisse des Vaterlandes entsprechen. Die Aufnahme in das geistliche Erziehungshaus muß mit mehr Auswahl geschehen. Der Staat darf nicht zu leicht in der Aufnahme künftiger Kirchendiener seyn. Selbst die mitstimmenden Geistlichen erinnern sich nicht allemal lebhaft genug an die unentbehrlichen Eigenschaften des künftigen Dieners der Religion. Wo Menschenwohl bewirket werden soll, Menschenwohl davon abhängt, muß alles Mitleiden und sonstiges Wohlwollen gegen Einzelne schweigen. — Angestellte Geistliche müssen mit Ernst und Milde zu einem ihrem Berufe angemessenen Betragen angehalten werden; man thut gewiß nicht zu viel, wenn man von einem Manne fodert, daß er das sey, was er aus freyer Wahl seyn wollte. Ihrer Pflicht und Standesehre vergessene Geistliche müssen mit einer unerbittlichen Strenge behandelt werden. Ich würde rathen, wenn es durch eine kirchliche

Verfügung geschehen könnte, mit den Strafen, stufenweise bis zur Hinausstossung aus dem geistlichen Ministerium und Zurücksetzung in den Layenstand vorzuschreiten. Es ist Gottes Sache, Sache der öffentlichen Erbauung: wir können hierin nichts vergeben. —

f. Ich würde rathen, die Einwirkung der bis jetzt sich selbst überlassenen Religiosen auf den Staat und Religion zu berechnen; und wenn sie groß und wichtig gefunden würde, darauf dringen, daß sie auch in eben dem Maße nützlich werden müßte. Ich würde rathen, nachzusehen, was bey ihrer Einrichtung noch auf die Umstände der Zeit passet oder nicht. Denn was vor einem halben Jahrtausend sehr gut war, kann etwa jetzt einer merklichen Ausbesserung bedürfen. Ich würde gewissenhafte Männer aus dem Klosterstande darüber hören, und sie verbinden, aus Liebe zur Religion und zum Staate ihre Hände zur besten Benützung dieser würdigen Körperschaften zu biethen. Die ungeheuere Veränderung der Dinge von dem Augenblicke der Stiftung an bis auf unsre Zeiten — würde vielleicht auf manches führen, welches ohne dem Geiste der Regel Abtrag zu thun, den jetzigen Bedürfnissen der In- und Auswärtigen anpassender gemacht werden könnte. Keine menschliche Anordnung war je für eine ganze Ewigkeit.

g. Um dem Verfalle der Religion nud Sittlichkeit zu steuern, müssen endlich die Gemüther sich von einem gemeinschaftlichen Eifer für Religion und ihre Zwecke ergreifen lassen. Alles was Gottesehre und Menschenwohl betrifft, darf nicht mit träger Kaltblütigkeit behandelt werden. Die Sache ist zu wichtig, als daß ein mattes Bejahen uns dabey von

dem

dem Vorwurfe des Hochverrathes an Gottes erhabenem Werke, an der Leitung der Menschheit zu ihrem Zwecke, retten könnte. Ein wahrer Feuereifer muß geist- und weltliche Beamte zu großen Unternehmungen fähig machen, die von dem einen Theil entworfen, und von dem andern mit kluger Thätigkeit ausgeführet werden. Man darf die Geistlichkeit nicht allein daran hängen lassen. Was gut ist, ist Dienst des Vaterlandes: und wer sein Vaterland wahrhaft liebet, muß Gutes wollen, Gutes befördern. Trocknes Vernünfteln muß unsern guten Willen nicht lähmen. Wer zu viel vernünftelt, ist in Gefahr nichts mehr zu verstehen; wie jener nichts sieht, welcher sich mit dem wohlthätigen Lichte der Sonne nicht begnüget, sondern in die Sonne selbst sehen will. Die Religion, als Mutter der guten Sitten, muß mit kindlicher Begeisterung geliebt werden. Die Regierungen müssen dem Priesterthume die Hand reichen, und nicht etwa wegen anderthalb Privilegien der guten Sache selbst in den Weg treten, indem sie die Diener derselben darum kränken. Man vergesse diese Kleinigkeiten, und sehe auf das Staatsbedürfniß und die drohende allgemeine Gefahr. — Man belebe die vom Weltgeiste unterdrückte Liebe der Religion; man stelle sich mit Eifer und Erbauung bey dem öffentlichen Gottesdienste ein; man ermuntere sich wechselseitig zu der wahren, Gott gefälligen, innern Frömmigkeit; man mache sie, wie sie es seyn muß, zum Lebenszwecke, und nicht zu einem bloßen Zufalle, der denkende Wesen entehret.

Unter diesen Bedingnissen, deren Unvollständigkeit die denkende, und selbst erfahrne Versammlung leicht ersetzen wird, möchte vielleicht mit Gottes Segen einige Hoffnung seyn, dem Verfalle der Religion und Sitt-

lich-

lichkeit zu steuern. So sehr ich aber wünsche, daß die vorgeschlagenen Mittel ihre gute Wirkung thun möchten, so sehr fürchte ich, nach menschlicher Ansicht der Dinge, für den Erfolg. Ich kenne den Leichtsinn unsers Zeitalters zu gut, als daß ich mir viel davon versprechen sollte. Es scheint mir, wir seyen unglücklicher Weise dahin gekommen, daß nur äußerstes Elend und völlige Auflösung der wohlthätigen bürgerlichen Bande uns die Gelehrigkeit der Kinder wieder geben können, indem wir jetzt ganz starrsinnig gegen die väterlichen Anordnungen Gottes geworden sind." —

* * *

Die Stürme der Revolution brachten auch über seine Gemeine vielerley Unheil. Er hielt sie aus, ohne sich von seinen Pfarrgenossen zu trennen, bis ihn ein höherer Ruf von da wegführte. Als in Maynz und Worms die Klubbs der sogenannten Patrioten alles in Verwirrung brachten, gerieth Sambuga in dieselbe Verlegenheit, wie viele seiner Amtsbrüder. „Wem soll ich beypflichten?" so überlegte er die Sache — „Schlage ich mich zur Gemeine, so kränke ich die Herrschaft und den Bischof; bleibe ich diesen beyden getreu, dann wird man mich nicht mehr lange als Pfarrer dulden wollen." — — — Rechtschaffenheit, Klugheit und die weise Beschränkung seiner ganzen Thätigkeit auf die Seelensorge hielten ihn in Mitte, daß ihm keine Partey etwas anhaben mochte. . . Mitunter kam er bald bey den Franzosen, bald bey den Preußen ins Gedränge. Allein Verlust und Beschädigung an Haus und Hof weggerechnet, blieb er unverletzt. Einmal hatte sich ein französischer Commissär in seinem Hause versteckt. Die Preußen suchten den Mann

auf,

auf, fanden ihn aber nicht, nahmen deßwegen den Pfarrer statt seiner mit. Unerschrocken trat der Priester vor den preußischen General Kalkstein und eröffnete, was ihn bewog, dem Commissär das Obdach zu gestatten (der Mann hatte nämlich dem Orte früherhin große Dienste erwiesen) und sprach so einnehmend, daß der General dem Commissär eben so wenig, als dem Pfarrer etwas zu Leide thun konnte. Unglücklicher Weise war aber der Commissär während der Nachforschung, ohne Wissen des Pfarrers, zum Fenster hinuntergesprungen und hatte sich das Bein gebrochen.

Ueber manche Unfälle, die der Krieg mit sich führet, als Viehseuche, Felderverwüstung ꝛc. hörte man ihn kaum einige Klagen führen. Das sittliche Verderben, das überströmend sich allenthalben ergoß, war die Hauptursache seines Kummers, der ihn nie ganz verließ, so lange Lebensathem in ihm war. Doch war es kein träger Kummer, der sein Herz füllte; denn er ließ kein Mittel unbenützt, den Lauf des Verderbens zu hemmen; noch konnte er den Verstand trüben, daß er nicht auf die Wurzel des Uebels eindrang. Vielmehr gerade diese reine Theilnahme seines Herzens an dem Heile der Völker war es, was den Blick des freyen Denkers stets auf den Gang und Geist der Revolution hinhalten mußte. In dieser klaren Anschauung konnte er nicht umhin, die Lehren und Warnungen treu aufzufassen, die ihm die Ereignisse des Tages eingaben. In dieser klaren Anschauung machte er diese unglücksschwangere Zeit zur Schule für seine Pfarrgenossen, und schärfte ihnen in seinen Predigten und bey täglichen Anlässen vorzüglich folgende Wahrheiten mit allem Nachdrucke ein:

„Durch

„Durch Revolutionen werden die Menschen nicht glücklicher. Die Prediger der Empörung sind keine Freunde des Volkes; die Revolutionsfreunde suchen sich selbst, nicht das Heil des Volkes, das ihnen seine Schultern, Blut und Leben leihen muß, damit sie zu ihrer selbstsüchtigen Größe aufsteigen können. Wenn die Unterthanen die Achtung gegen ihre Obrigkeiten wegwerfen, so rufen sie die Unordnung mit Gewalt herbey. Volk, betrachte deine Obrigkeit als Wohlthat; Obrigkeiten, betrachtet euch als Väter des Volkes, und werdet nie seine Bedrücker; lernt eure Verwaltung so einrichten, daß keine gerechte Klagen gegen euch Statt haben! —— Durch Vertilgung der Religion wird kein Volk tugendhafter. Wenn der Staat die Religion des Menschen sinken, verfallen läßt: so wird der Mensch zum Thiere herabgewürdigt, und kann unmöglich etwas für seine hohe Bestimmung gewinnen. Ein Staat ohne Religion besteht nicht für die Tugend, denn er kann gar nicht bestehen. . . . Wahre Tugend wird nur durch Religion erzeugt."

V.

Sambuga's Ruf zum Lehramte bey Sr. königl. Hoheit, dem durchlauchtigsten Kronprinzen von Baiern.

(Im Jahre 1797.)

Sambuga hatte beynahe zwölf Jahre das Amt der Seelensorge in dem freyherrlich v. Dahlbergischen Dorfe Herrnsheim mit Würde und zum Segen seiner Ge-

Gemeine geführt, als die Auffoderung an ihn geschah, der ländlichen Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, sich zu entziehen, und den Religions-Unterricht des erstgebornen Sohnes des durchlauchtigsten Pfalzgrafen bey Rhein, Maximilian, welcher seit dem Anfange der Revolution Mannheim zu seinem Wohnsitze gewählt hatte, zu übernehmen. Die Pfalzgräfin, die gütigste Fürstin und beste Mutter mit einem hohen Grade von Religionsgefühle begabt, hatte bey der öfters wiederholten Abwesenheit Ihres Gemahls, und in Hinsicht auf die Weltverhältnisse, die sich damals schon deutlich genug ankündeten, kein größeres, mit so viel unruhiger Besorgtheit und edler Bekümmerniß vermischtes Anliegen, als jenes, die Stelle eines Religionslehrers bey Ihrem geliebtesten Sohne auf die beste Weise besetzt zu sehen. Der Hofmeister des Prinzen, Herr v. Kirschbaum, dermaliger königl. baierischer geheimer Rath, des Löwen-Ordens Ritter, erhielt als geborner Pfälzer und Erzieher von bewährter Gewissenhaftigkeit den hohen Auftrag, aus der pfälzischen Klerisey denjenigen Priester auszuwählen, den er nach der genauesten Prüfung für den tüchtigsten zum erwähnten Geschäfte halten würde. Kirschbaum fühlte die ganze Wichtigkeit dieser Wahl, und sehnte sich deßhalb, in derselben von einer höhern Weisheit, als die hienieden daheim ist, zum Heile seines Zöglings geleitet zu werden. Dies sein schönes Vertrauen auf die Providenz konnte nicht leer ausgehen. Denn er erinnerte sich des Predigers Sambuga, der früherhin wohlthätige Eindrücke auf ihn gemacht, ob er gleich desselben nähere Bekanntschaft nicht genossen hatte; forschte nach seinem Aufenthalte und nach seinem Charakter, und ward nach

vol-

vollendeter Erkundigung inne, daß sich für den Pfarrer in Herrnsheim die Urtheile der besten, weisesten Männer vereinigen. Sogleich schlug er denselben der hohen Herrschaft vor, mit der vollen Ueberzeugung, daß er zu der bestimmten Stelle keinen tüchtigern Mann hätte finden können, und hielt sich hiemit seines Auftrages entlediget. Das durchlauchtigste Fürstenpaar, durch eigene Nachforschung *) und vorzüglich durch das Zusammenstimmen so vieler rechtschaffener Männer bewogen, begehrte hierauf von dem Minister Freyherrn v. Dahlberg den Pfarrer von Herrnsheim zum Religionslehrer für den durchlauchtigsten Erstgebornen. Dahlberg, der den vortrefflichen Mann am besten zu würdigen verstand, und wohl vorhersah, was seine Gemeine an ihm verlieren würde, der aber auch die großen Hoffnungen, die auf dem Prinzen ruheten, und die Wichtigkeit des Berufes zur religiösen Bildung desselben mitzuwirken, nicht unbeachtet lassen durfte, konnte der an ihn gemachten Forderung seine Einwilligung nicht versagen — ein Opfer, das die Liebe des Ministers zu den durchlauchtig-

tig-

*) Sambuga erzählte einem seiner Freunde: „eine Kinderlehre, die er in Mannheim gehalten, wäre als Manuskript von Hand zu Hand umhergegangen, und in dieser Wanderschaft auch in das Kabinet der Pfalzgräfin gekommen, und diese Kinderlehre hätte dem Mutterherzen die erste Stimmung für Sambuga gegeben." Demnach mußte der Vorschlag des Herrn von Kirschbaum in einem schon vorbereiteten Gemüthe um so leichter Eingang finden.

tigsten Verwandten seines Churfürsten und Herrn Carl Theodors beurkundet.

In nicht geringere Verlegenheit gerieth Sambuga selbst, da die erste Auffoderung an ihn geschah. Er faßte die hohe Bestimmung des fürstlichen Zöglings ins Auge; sein Herz pochte ihm stark für die Wünsche und Bedürfnisse seiner Pfarrkinder, von denen er sich trennen sollte. In einer Hand wog er die Verborgenheit des ländlichen Lebens, die seinem Herzen so theuer war, in der andern den Glanz (das Glatteis) des fürstlichen Hofes. — — — In heißen Gebeten rathschlagte er mit Gott, in vertraulichen Gesprächen mit seinen Freunden, in verschwiegenen Monologen mit sich selbst. Endlich faßte er den Muth: Ja zu sagen, und schied von seiner Gemeine, ohne sich von ihr zu trennen. Denn er blieb nach dem Wunsche des Freyherrn v. Dahlberg Pfarrer, und ließ seine Pfarre durch einen frommen, gebildeten Priester verwalten, der früherhin, als Kaplan sein treuer Amtsgehülfe gewesen, und nun als bewährter Freund, auch sein Pfarrvikar werden sollte. Bis diese Angelegenheit, die Aufstellung eines Pfarrverwesers ganz im Reinen war, konnte Sambuga nicht am Hofe erscheinen, und eben diese Verzögerung war es, was Andersdenkende wider ihn benützten. Anonyme Briefe suchten den im Sinne des Evangeliums aufgeklärten Mann der Intoleranz und einer übertriebenen Religiosität zu beschuldigen. Doch ohne Erfolg. Denn der Edle, an den diese Beschuldigungen gerichtet waren, hat sie, ohne einen Laut davon vernehmen zu lassen, oder nach ihrer Quelle zu forschen, geradezu vernichtet. Sambuga hatte

also Gegner, die ihn von seiner Stelle gern verdrängt hätten, ehe er sie angetreten.

Die durchlauchtigste Frau Pfalzgräfin hat indeß den von ihr gerufenen Religionslehrer bey ihren Kindern nicht mehr sehen können, dafür aber die Gewißheit jenseits des Grabes mitgenommen, daß sie auch hierin kein anderes Augenmerk hatte, als ihre mütterliche Pflicht vollkommen zu erfüllen. Und so konnte Sie nach einem schönen Leben, reich an Thaten der Güte, wie ein schon halb verklärter Engel, zwar schwer athmend, aber doch in diesem ernsten Momente noch mit dem Ausdrucke des Wohlwollens ihre Umgebung anlächelnd, ruhig vollenden. — Ihr Andenken stirbt nicht.

Die Mutter war begraben — Sambuga kam, und so lange sich der Hof zu Rohrbach bey Heidelberg aufhielt, konnte er, ohne den Pflichten des Religionslehrers bey den fürstlichen Kindern Abbruch zu thun, noch in fortdauernder Verbindung mit Herrnsheim bleiben, und die Pfarrverwaltung durch seinen Stellvertreter, deren Anfang in das Jahr 1797 fiel, ohne sonderliche Beschwerde fortsetzen. Allein, da der 16. Hornung 1799 Carl Theodor in die Ewigkeit und Maximilian Joseph als Churfürst von Pfalzbaiern nach München rief, und mit dem Churfürsten der ganze Hof und mit den Kindern auch ihr Religionslehrer nach München versetzt ward; da bald darauf die durch den Krieg herbeygeführte Sperrung des Rheins den Verkehr des Pfarrers mit seiner Gemeine, den sein Aufenthalt in München schon erschwerte, vollends unterbrach: so fand er sich gedrungen, sein Verhältniß, in dem er als Hirt und Führer zu Herrnsheim stand,

ganz

aufzuheben, und von seiner Heerde einen Abschied zu nehmen, der den Vater von seinen Kindern nicht mehr bloß fern hielte, sondern wirklich trennete:

Meiner in Christo innigst geliebten Gemeine Herrnsheim.

Wertheste Gemeine von Herrnsheim, mein Ruhm vor Gott!

Ich bedaure sehr, daß dein Schreiben an mich, worin ich ungleich mehr Denkmale der Liebe finde, als ich je verdienen konnte, durch die Weite des Weges zurückgehalten worden, und so spät an mich gelanget ist. Das Ausbleiben meiner Antwort war demnach nicht Unachtsamkeit auf die Herzensergießung einer Gemeine, welche in ihrer Liebe zu mir mein Verdienst weit übertrifft, und sich selbst einer weit größern Achtung würdig zeiget, als ich zu erweisen fähig bin, sondern es war Unvermögen, eher zu antworten.

Du erinnerst dich, liebste Gemeine! der vergangenen Jahre, wo ich das Glück genossen habe, dir anzugehören, und wo du mich als deinen Pfarrer, und Besorger deiner geistigen Anliegen ehretest, welche wohl die wichtigsten Gegenstände für jene sind, welche begreifen können, daß sie aus etwas mehr als aus einem Körper bestehen. Ich bekenne es gern, daß mich Gott nicht ohne guten Willen zu dir gesendet hat: aber das Wenige, was ich vermocht habe, blieb weit hinter dem zurück, was ich gern geleistet hätte. Ich habe so sehnlich gewünscht eine vollkommen Gott ergebene und ganz nach dem Geiste Christi und seines Evangeliums gesinnte Gemeine bilden zu kön-

können; wahre Gottes- und Tugendliebe, diesen lebendigen Sinn Christi als das schönste und reichste Erbtheil der Familien in alle Häuser einzuführen, und jede, durch Sinnlichkeit und Weltliebe in den Weg gelegten Hindernisse des geistlichen Sinnes und Lebens hinwegzuräumen: aber ich war zu schwach meinen Wunsch überall in volle That zu verwandeln, und meine geringe Kraft hat endlich an dem unglücklichen Felsen der bürgerlichen Unruhen gänzlich gescheitert. Doch du verdienest es, gute Gemeine! daß ein würdigerer als ich seine Kräfte an dir versuche; und ich werde Gott bitten, daß Er ihm den Segen verleihen wolle, dessen ich nicht würdig war.

Mir werden einmal die Tage gewiß unvergeßlich seyn, welche ich in deiner Mitte verlebet habe. Weder der Reichthum des Hofes, noch das Geräusch des Hoflebens, noch der Glanz der Ehrenstellen werden den Eindruck bey mir auslöschen, den das neid- und kummerlose Leben, welches ich bey dir geführet habe, auf mich gemacht hat. In den zwey Jahren, welche ich am Hofe nunmehr zugebracht habe, ist es immer noch Erholung für mich, wenn ich an eine Gemeine denke, die mir ergebener war als ich je erwarten durfte, und an eine Gegend, welche Fruchtbarkeit des Bodens, einen freundlichen Himmel, und gute Menschen von der Vorsehung zu ihrem Antheile erhalten hat. Mich kann bey der ganzen Sache nichts beruhigen und trösten, als daß ich die Schuld dieser Trennung, wie du wohl weißt, nicht trage, sondern daß sie sich, ohne mein geringstes Beywirken, durch einen Beschluß der Vorsehung gemacht hat.

Meine

Meine Trennung von dir, l. G., wird mir um ein Merkliches weniger schmerzhaft fallen, wenn ich hören werde, daß du in der Wahrheit und Gottergebenheit fortwandelst. Wenn nur der in dir lebet, den ich mich so oft auszusprechen bemühete: der aber eine kräftigere Stimme foderte, um mit Würde und Nachdruck genannt zu werden, als die meinige war! Wenn nur wahre Tugend und Frömmigkeit sich in dir fortpflanzen, an deren geheiligte Wurzel ich wohl hie und da etwas meines Schweißes goß: der aber nicht hinreichte, sie bis zu fruchttragenden Bäumen hinauf zu nähren. Das Wachsthum und Gedeihen ist freylich nur Gottes Werk: Er gebe es und werde verherrlichet! Die Welt nenne nur Ihn, und unser Name werde vergessen, wie der Traum bey dem Anblicke der Wahrheit!

Darf ich noch eine Ermahnung an dich wagen, l. G.!, so behalte die für die jetzigen Tage goldne Regel:

Handle nie, wie es dir von außen nicht verwehret wird, sondern wie du es vor dem Richterstuhle deines eigenen Gewissens, im Angesichte des geheiligten Evangeliums, auf welches du getaufet bist, und vor dem alles umfassenden, allwissenden Gott verantworten kannst.

Gott und Gewissen waren ja vor aller bürgerlichen Veränderung: und diese darf in den Verhältnissen zu jenen nichts verändern. Alle bürgerliche Einrichtungen waren schon oft anders und anders, und können auch wieder anders werden: aber Gott war ewig, und das Gewissen war so lang als Menschen sind: und weder an

Gott,

Gott, noch an dem Gewissen wird je eine zeitliche Veränderung etwas verwischen können. Bleibe darum standhaft in deinen Verhältnissen zu Gott: wandle unveränderlich in dem Lichte des Evangeliums, und berathe dich, bey allen deinen Entschließungen, mit deinem Gewissen vor Gott.

Sage, liebe Gemeine, deiner Jugend, daß ich fortfahre, sie zur Unschuld und Unverdorbenheit zu ermahnen. Sie wolle ja dem Worte Freyheit keinen falschen Sinn unterlegen. Wir können nur etwa frey von einer Gattung der äußern Obrigkeit werden: aber — an Gott und Gewissen sind wir ewig gebunden! Was Gott und das von Ihm gesetzte Gewissen gebieten, davon kann das Gesetz der bürgerlichen Freyheit nicht lossprechen. Sie fahre fort (eure Jugend nämlich) am geheiligten Altare mit dem Genusse des wahren Himmelbrodes die Gesinnungen dessen in sich zu erhalten, der sich nur darum uns in allem gleich gemacht hat, damit wir von Ihm lernen möchten, wie wir seyn müssen, wenn wir es werth seyn wollen, seine Kinder zu heissen.

Fürchte nicht, gute Gemeine! daß du mich nicht mehr sehen werdest. Ich bin überzeugt, daß ich mein Vaterland, wenn Gott mir das Leben fristet, oft wieder sehen werde: und dann soll es mir allezeit eine wahre Angelegenheit und die seligste Freude seyn, dich zu besuchen, und mein Herz mit dir zu theilen. Lebe unterdessen unter Gottes Schutze wohl. Erlebe Tage, wobey du die schweren Stunden der ausgestandenen Trübsale wieder vergessen könnest. Ich hoffe, sie sollen näher seyn,

als

als man glaubet. Gott leite dich, und den, der sich mit unauslöschlicher Liebe nennet Deinen geringen Freund

München, d. 3. April 1799. und Diener

Sambuga.

VI.

Sambuga, wirklicher Lehrer des Kronprinzen.

Sambuga fieng, nicht tappend und wie auf Gerathewohl, sondern nach Grundsätzen, die in seiner Seele lichthell geschrieben standen, das Geschäft der religiösen Bildung an. Er wußte genau, was er wollte, und konnte sich an jedem Abende die bestimmteste Rechenschaft geben — von seinem Tagewerk.

So besonnen, so fest hinblickend auf das Ziel, gieng er auf der neuen Bahn einher.

Zwey Grundzüge waren es besonders, die er dem Kronprinzen tief einzubilden, zwey, die er an ihm vollständig auszubilden strebte, die Liebe zu seinen Baiern, und die Liebe zur Religion seiner Väter. Und man sollte denken: Vaterland und Mutterkirche wären allerdings die Kleinodien, die als Heiligthum der höchsten Liebe und Achtung des zarten Gemüthes nahe gelegt und als Heiligthum mit erster Treue bewahrt zu werden verdienten.

In Ein- und Ausbildung dieser Grundzüge des Prinzen vergaß der kluge Mann nicht, den Geist der Zeit scharf ins Auge zu fassen und im Auge zu behalten. „Denn, sagte er, wer über ein Volk, welches

von dem Zeitgeiste, das ist von dem, was in dem Zeitgeiste falsch, böse, verderblich ist, mehr oder weniger angesteckt wäre, als Regent herrschen sollte, und als königlicher Arzt es davon heilen wollte, der müßte erstens: über dem Volke stehen, zweytens: von dem Gifte der Zeit unangesteckt geblieben seyn. Dieses Erhabenseyn über die Denkart, dieses Freyseyn von der Krankheit seines Zeitalters seyen die höchsten Bedürfnisse und die höchste Würde des Kronprinzen."

Wahrlich eine Sprache, die nicht immer gehört wird in den Pallästen der Großen!

Eine Sprache, die auch in guten Schriften von Erziehung der Prinzen selten oder nie gelesen wird!

Dieser feste Hinblick auf die Schwächen, Krankheiten des Zeitalters war dem Lehrer des Kronprinzen um so unentbehrlicher, je weniger der herrschende Zeitgeist seine Blöße, das ist, seine Centrifugenz von den ewigen Ideen der Religion und Gerechtigkeit zu verbergen im Stande war.

Dieser feste Hinblick des Lehrers auf die Schwächen, Krankheiten des Zeitalters hat in den letzteren Erscheinungen, in jener großen Weltumänderung, die Sambuga noch erlebte, seine volle Rechtfertigung erhalten, indem fast ganz Europa sich genöthiget fand, einige Schritte rückwärts zu thun.

Also: Liebe zur Religion und Liebe zu seinem Volke, zu seinem Vaterlande waren das vornehmste Augenmerk des Lehrers, dem er nur noch die stete Hinsicht auf die Bewegungen des krankhaften Zeitgeistes hinzugesellte.

In der wirklichen Ein- und Ausbildung jener zwey Grundzüge schlug aber Sambuga einen Weg

ein,

ein, den wohl die wenigsten Lehrer in Bildung der Prinzen einschlagen würden, und auch die wenigsten einschlagen könnten.

Ich will es gerade heraussagen: Sambuga fieng jene Ein- und Ausbildung der zwey Grundzüge damit an, daß er nicht bloß die Gefühle für Religion und Vaterland anregete und stärkte, sondern zugleich das Selbstdenken des Prinzen weckte, das Selbstdenken förderte, das Selbstdenken auf die wichtigsten Angelegenheiten unsers zeitlichen Daseyns und des ewigen Seyns hinlenkte und darauf festhielte; und wie der Erzieher selbst einen lebendigen Hunger nach klarer Anschauung, nach enthülltem Bewußtseyn in sich fühlte, so säumte er nicht, diesen edlen Hunger in seinem königlichen Zöglinge zu regen und zu stillen.

Sambuga gieng in jedem Unterrichte, so viel es das Alter des Zöglings tragen konnte, entweder von der Vernunft aus, oder kam wenigstens jedesmal darauf zurück, und begnügte sich nirgend mit bloßer Autorität, wohl wissend, daß die Prinzen, wie sie durch Einflüsse obenan stehen werden, so auch durch Einsicht obenan stehen sollen. Und gerade in dieser Bildung des Selbstdenkens war Sambuga sonderlich gewandt, und seines Stoffes Meister, wie die Proben des Unterrichts zeigen werden, und gerade in dieser Bildung des Selbstdenkens ward er am meisten verkannt. Denn, weil sein Sinn für Frömmigkeit entschieden war, so glaubte man, müßte es auch entschieden seyn, daß er an Kenntnissen zurück wäre. Andere dachten wohl gar, weil er Katholik, und ein eifriger Katholik, weil er ein Priester, und

ein orthodoxer Priester wäre, so könnte es in seinem Kopfe nicht richtig hergehen. Allein, wie sehr man sich in diesem Urtheile übereilet habe, und daß es durchaus unrichtig sey, wird §. II., wo von seinem Charakter die Rede seyn wird, klar genug einleuchten. Hier nur einige Proben seines Unterrichtes.

A.

Von dem Unterrichte, den er in Rohrbach dem Prinzen gab, hielt er sich vom vierten März 1797, wo er sein Amt antrat, bis zur Reise nach Baiern ein Tagebuch, worin er seine Conversationen mit dem Prinzen und seine Bemerkungen über ihn aufzeichnete, um sich das Bewußtseyn seiner Arbeiten auch für die spätere Zukunft, die sonst die Gegenwart fast ganz in dem weiten Schooße der Vergangenheit begräbt, zu sichern. „Dies Tagebuch," schreibt mir Freund C. K.," kam in meine Hände, ich machte Auszüge daraus, und sende sie dem Biographen." Die sichersten Proben seiner Lehrweise sind wohl eben die

Auszüge aus seinem Tagebuche:

1.

Maßstab zur Unterscheidung wahrer Grundsätze und guter Freunde.

Mein lieber Prinz! Ihr gutes Herz läßt mich vermuthen, daß es Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, wie Sie aufwachsen, wie Sie die von Gott erhaltenen Kräfte benützen, wie Sie einst die von Gott Ihnen zugedachte hohe Bestimmung antreten werden? A. Gewiß ist es mir nicht gleichgültig. F. Sie werden einsehen, daß

nicht

nicht ein jeder mögliche Weg zum Ziele führe, nicht ein jeder Rath der beste sey, nicht eine jede Art zu leben die Ihnen angemessenste? A. Ich sehe dieses alles ein. F. Sie werden einsehen, daß es an Abwegen nicht fehle, auf welchen sie verirren können? A. Ja. F. Sie werden einsehen, daß ein jeder Irrthum, in welchen Sie geführt werden, traurige Folgen für Sie, und vielleicht noch traurigere für die Menschen haben könne, welche von Ihnen abhängen? A. Ja. F. Unter allen möglichen Wahlen, welche Sie in Ansehung ihrer Grundsätze, ihrer künftigen Lebensart machen können, kann aber nur eine die wahre, Ihrer würdige, Ihrem Berufe angemessene seyn? A. Ja. Unter allen kann nur eine wahr und gut seyn. F. Ohne Zweifel erkennen Sie es als Ihrer würdig, den Merkmalen nachzuforschen, woran Sie mit Sicherheit erkennen, ob die Grundsätze, welche man Ihnen beybringt, die Wege, welche man Sie führet, ihrer Menschenbestimmung, und ihrem hohen Berufe entsprechen, oder nicht? A. Ja, ich erkenne es. F. Dieses Merkmal müßte für Sie in dem Laufe ihres Lebens das seyn, was die Magnetnadel dem Schiffer auf dem weiten Meere ist? A. Ja. F. Ihr Leben, mein Prinz! ist die Schifffahrt auf einem moralischen Meere. Es giebt darauf einladende Buchten, in deren Grunde Felsen liegen, woran man scheitert; es giebt trügende Winde, die sich in Sturm auflösen; es giebt wilde Ströme, welche Segel und Ruder unbrauchbar machen, und Schiff und Schiffer gegen ihren Willen hinreissen. Finden Sie dieses nicht bedenklich? A. Ja, mein Leben ist eine Schifffahrt auf einem moralischen Meere; ja es giebt darauf, was Sie gesagt haben. F. Die lockende Buchten mit den wohlriechendsten Blüthen bestreuet, mit

Ko-

Kokus= und Palmbäumen gekrönt, sind die im Schmucke der Dichtkunst und Beredsamkeit vorgetragenen Grundsätze, unter welchen der gefahrvolle Fels liegt, woran Tugend und Wohlfahrt scheitern. Und was drohet dem Herzen, das sich von denselben einnehmen läßt? A. Dem Herzen, das sich von denselben einnehmen läßt, drohet Untergang. F. Die täuschenden Winde, welche Vorboten des Sturmes sind, die sind die Schmeichler, welche auf der einen Seite in Sorglosigkeit einwiegen, und auf der andern das Volk zum Aufstand und Empörung reizen. Was drohet dem Schiffe, welches sich diesen überläßt? A. Dem Schiffe drohet Untergang. F. Die Wasserströme, welche Segel und Ruder unbrauchbar machen, sind die Leidenschaften der Menschen, welche die Wirkung ihrer Vernunft und der Gesetze Gottes bey ihnen lähmen; was drohet demjenigen, der sich den blinden Leidenschaften überläßt? A. Ihm drohet Untergang. F. Das Leben des Menschen wäre also ein gefahrvolles Meer? A. Ja. F. Ist dieses eine fabelhafte Vorstellung, oder ist es Erfahrung? A. Nein; gewiß ist dieses keine fabelhafte Vorstellung, sondern durch Erfahrung und Geschichte bestätiget. F. Es muß aber doch ein Mittel geben, wodurch ich mich verwahren kann, daß ich nicht durch falsche Rathschläge, durch unrichtige Maximen, durch verkehrte Grundsätze irrgeleitet werde? A. Freylich: es muß ein solches Mittel geben. F. Es muß darum unsrer vollkommen würdig, und strenge Pflicht seyn, dieses Mittel zu suchen? A. Ja. F. Sie werden es auch mit Begierde ergreifen, wenn sie das Glück haben, es zu finden? A. Ja. F. Nun hören Sie, mein lieber Prinz! Ich werde Ihnen dieses Mittel nicht selbst angeben; damit sie nicht etwa

für jetzt wenigstens denken möchten, es sey von mir erdacht. Sie sollen und müssen es selbst finden. Fühlen Sie, daß dieses die Sprache der Redlichkeit und der guten Sache ist, welche ich führe? A. Ich fühle es. F. Nicht wahr, ein denkendes Wesen kann durch nichts mehr entstellt werden, als wenn es so handelt, daß man sieht, es denke nicht, und es bediene sich seiner Vernunft nicht? A. Ganz gewiß. F. Ein solches Wesen machte sich seiner selbst unwürdig? A. Ja wohl. F. Und wer heißt Sie, dieses Urtheil über ein solches Wesen sprechen? A. Ich selbst. F. Mein Innerstes fodert also von mir, daß ich so handle, wie es meiner würdig ist, zu handeln? A. Gewiß; es fodert von mir u. s. w. F. Handle immer, daß es Deiner würdig sey, ist also ein Befehl, der in uns selbst liegt? A. Ja, dies ist ein solcher Befehl ꝛc. F. Und wer giebt mir diese Lebensmaxime? A. Gott giebt mir sie in meiner eignen Vernunft. F. Eine jede Handlung, welche Sie sich erlauben, muß also Ihrer würdig seyn? A. Ja, eine jede. F. Ein jeder Rath, welchen Sie annehmen, muß ihrer würdig seyn? A. Eben so. F. Ein jeder Freund, der Ihnen die Hand reicht, muß ihrer würdig seyn? A. Gewiß. F. Kann es die Vernunft rechtfertigen, wenn ich so handle, wie es mich ankommt? A. Nein. F. Kann sie es rechtfertigen, wenn ich mir von meiner Handlung keinen andern Grund angeben kann, als, weil ich so gewollt habe? A. Gewiß wäre das ein schlechter Grund. F. Was spricht unsre Vernunft von der Widersetzlichkeit und dem Ungehorsam? A. Daß sie unser nicht würdig sind. F. Was sagt sie vom Trotz und von der Laune? A. Daß sie unser nicht würdig sind. F. Was sagt sie von unsrer Abnei-

gung,

gung, unsre Willkühr dem Gesetze zu unterwerfen? — Was sagt sie von dem Sträuben der Sinnlichkeit gegen die Grundsätze der Wahrheit und Tugend? A. Daß sie unser nicht würdig sind. F. Der Grundsatz, welchen wir demnach zur Richtschnur unsers Lebens annehmen müßten, heißt also? A. Handle immer, daß du Deiner selbst würdig bist! F. Und wie sind wir auf diesen Grundsatz gekommen? A. Durch richtiges Denken. Diesen Befehl geben wir uns selbst. F. Und der könnte also kein Betrüger, sondern müßte nothwendig ein ächter Freund von Ihnen seyn, der sie lehrte, ihrer würdig zu handeln? A. Gewiß dieser müßte ein ächter Freund von mir seyn.

Lassen Sie sehen, ob nicht auch die Erfahrung auf einen Grundsatz führe, der uns zur Leitung auf der Lebensreise dienen könne. Handeln Sie unweise, wenn sie auf die Früchte des Baumes sehen, um zu wissen, ob er gut oder schlecht sey? A. Nein. F. Wenn eine Handlung nothwendige, unausbleibliche Folgen hat, können sie uns nicht den Werth oder Unwerth der Handlung verrathen? A. Ja. F. Ich bin z. B. durch das vernünftige Denken darauf gekommen, daß Sanftmuth, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, die die sinnlichen Triebe dem Gesetze unterwirft, gut sey: könnte ich nicht auch aus den nothwendigen, unausbleiblichen, wohlthätigen Früchten dieser Tugenden inne werden, daß sie ein guter Baum seyn müßten? A. Ich könnte das. F. Wie lerne ich aus Erfahrung das Verdienst eines Freundes kennen? A. Durch seine Thaten und ihre unausbleiblichen Folgen. F. Wie erprobt sich die Zuverlässigkeit eines Rathes durch Erfahrung? A. Durch seinen Ausgang, in so fern dieser als eine unausbleibliche Frucht auf den guten Baum zurückweiset. F. Wie kann

mich

mich die Erfahrung in dem Glauben an die Wahrheit einer Lehre bestätigen? A. Durch ihre Hinleitung zum Guten und Rechten. F. Also wäre die Erfahrung die zweyte Führerin in dem gefährlichen Laufe unsers Lebens? A. Dieses wäre sie. F. Also hätten wir zwey Grundsätze, wodurch wir sicher auf dem Wege der Wahrheit und Tugend geleitet werden? A. Vernunft und Erfahrung. F. Und worauf wollen Sie also, mein Prinz! bey der Anordnung ihres Lebens, bey den Bestimmungen, die Sie ihm geben, künftig sehen? A. Auf das, daß ich immer meiner würdig handle, und auf Erfahrung. F. Also empfiehlt sich eine jede gute Lehre, ein jeder guter Freund, ein jeder guter Rath durch sich selbst? A. Meistens durch sich selbst. F. Also hätten wir das Mittel gefunden, wie wir bey der Anordnung unsers Lebens fremden, und eignen Betrügen vorbeugen können? A. Dieses Mittel ist gefunden! F. Sie fühlen Sich nun durch dieses einfache Mittel in Stand gesetzt, mancherley Gefahren der Verführung zu entkommen? A. Ja. F. Sie werden nun der Vorsehung kindlich danken, die Ihnen einen so richtigen Maaßstab in die Hände gegeben hat, wodurch Sie mit vieler Gewißheit, gute Freunde und wahre Grundsätze unterscheiden können? A. Ich werde der Vorsehung kindlich danken. F. Sie werden die Vorsehung bitten, daß sie Ihr Herz zur treuen Anwendung dieses Mittels leiten und Sie dadurch zum Ziele führen möge. A. Ich werde sie darum bitten. F. Denn es kommen doch alle gute Gaben von Gott? A. Von dem Guten das Gute.

2.

„Was es heisse: Fürst seyn."

Fürst seyn heißt: sich ganz dem Wohle seines Landes hingeben. Wer diesen Gedanken nicht fassen kann, ist des hohen Berufes unwürdig. Wer unter Fürst sich nichts anders denkt, als tausend Pferde im Stalle haben; noch mehrere Hunde auf der Jagd bellen hören; hunderttausend Krieger vor sich paradiren sehen; Komödianten, Tänzer, Sänger ohne Zahl zum Dienste seiner Sinnlichkeit haben; im Kreise von Komödien, Opern, Bällen, Concerten leben u. s. w., der denket sich nicht einen Fürsten, sondern das Verderben seines Volkes. Alles, was nicht geistig groß ist, oder einen geistig großen Zweck hat, ist des Fürsten unwürdig. Er muß denken, damit andere arbeiten können. Er muß wachen, damit andere sicher ruhen; für sich mäßig seyn, damit andere im Wohlstande leben u. s. w. Des Fürsten Tagesordnung darf nicht Abwechslung von Vergnügungen seyn, und wer sich getraute, demselben einen Zettel von Abwechslungen der Vergnügungen eines jeden Tags anzubieten und vorzulegen, sollte als ein Verräther am Vaterlandswohle angesehen, und als Verführer des Fürsten der öffentlichen Verachtung preis gegeben werden. Darum sind jene Leute die erklärtesten Feinde der Fürsten, welche unter dem Scheine der Anhänglichkeit und des Wohlwollens ihm sagen: Sie ermüden sich zu viel, gnädigster Herr! Für diese, für jene Arbeiten haben Sie ja ihre Beamte und Räthe; Sie müssen sich zerstreuen, für ihre theuerste Gesundheit (gewiß theuer, wenn er Vater des Volks ist, und euch Schmeichler weniger liebt, als seine Kinder) sorgen; Sie müssen genießen; das ganze Land ist ja

ihr

ihr Eigenthum u. s. w. Fürst! Diesen Leuten ist es nicht um dich, sondern um sich selbst zu thun. Es sind Schwelger, welche dir den Verführungskelch mischen; damit sie ihn desto sicherer mit dir trinken können. Du bist der Vorwand, sie sind die Absicht; du die Spielkarte, sie der Zweck des Spieles.

Damit schließe ich mäßige, tugendhafte Freuden nicht aus. Wer arbeitet, muß seine Erholungsstunden haben; wer fürstlich arbeitet, dem gebühren fürstliche Erholungsstunden. Merken Sie sich, daß eine jede Ergötzung eine Erholung seyn muß. Wer keine Erholung verdienet hat, dem gebührt auch keine Ergötzung. Genießen, was ich nicht verdient habe, da, wo ich es hätte verdienen sollen, ist eine Art Raub; durch bloße Geburt kann ich nichts verdienen. Wenn mich meine Geburt in die Arme einer reichen Mutter gelegt hat, so giebt mir dieses kein Recht, in dem Vermögen meiner Aeltern zu schwelgen, und die mich umgebende Welt zu weiter nichts zu gebrauchen, als die Gegenstände meiner Begierlichkeit herbeyzuschaffen. Will ich den Genuß meiner reichen Besitzungen rechtfertigen, so muß ich ihn zu verdienen suchen; und je größer meine Besitzungen sind, desto höher müssen meine Verdienste steigen, wenn ich mir nicht den bittern Vorwurf machen soll: ich ärnte, wo ich nicht ausgesäet habe; genieße, wo ich nicht gearbeitet habe.

Der Fürst muß sich daran gewöhnen, das Volk nicht als sein Eigenthum, sondern als Eigenthum Gottes zu betrachten. Der Fürst wird Herr genannt; nicht so wohl, weil es Menschen giebt, welche Herrn, und andere, welche Diener sind, als weil er den einzigen Herrn der Schöpfung, Gott, vorstellt. Darum muß sich kein Fürst an den Gedanken gewöhnen: „Es muß geschehen, was

er will, sondern es muß geschehen, was er im Namen Gottes wollen kann. Sie müssen also sich jetzt schon, lieber Prinz! angewöhnen, zu wollen, was vernünftig ist; vernünftige Vorstellungen gern anhören, und ein belehrendes oder erbauendes Wort für eine schöne Erwerbung halten. Da alle Fürsten die Sache Gottes führen, so können sie nicht sich selbst hören, ohne Gott untreu zu werden. Die Vernunft und die erwiesenen Offenbarungen sind Gottes Stimme, und er handelt nur dann im Namen Gottes, wenn er sie höret, und sie sich zum Leitfaden nimmt. Er darf darum dem Rathe der Schmeichler und Intrikanten sein Ohr nicht preis geben; weil ihn diese von den Wegen Gottes hinwegzaubern würden.

Ich setzte mit Bedacht hinzu: Er soll aber auch dem ungeprüften Rathe der Geistlichen nicht folgen; weil auch sie Menschen sind, und unter dem Vorwande des Willens Gottes ihre Leidenschaften unterschieben könnten. Wenn der Fürst denken will, so wird er auch unter dem Scheine der Religion nicht getäuscht werden können. Gottes Wille liegt ja in uns, und in den göttlichen Schriften; was uns und dem Worte Gottes fremd ist, darf er beherzt, als bloß menschlich auf die Seite legen u. s. w.

Der Prinz nahm diese Lehre so gut auf, daß ich Hoffnung habe, sie werde einst Früchte hervorbringen. Ich gestand Ihm frey, daß ich nicht geglaubt habe, es bey Ihm so bald bis zu diesem Grade der Ueberzeugung zu bringen.

* * *

Heute den 6ten Sept. 1798 gieng ich mit dem Prinzen im Garten umher, da fragte er mich, welche Art

der

der Regierung ich für die beste halte. Hierauf antwortete ich ihm: Daß ich bey Ihnen bin, mein Prinz! dieses zeugt schon von meiner Ueberzeugung in Ansehung dieser Frage. Ich habe jenseits noch eine Pfarrey und könnte alle Tage dahin zurückkehren, wenn ich eine andere Regierungsart vorzöge. Das unvergeßlich Angenehme und Wohlthätige der väterlichen Gewalt, unter welcher ich mich einst so glücklich fühlte, giebt mir eine große Vorliebe für Alles, was mit derselben Aehnlichkeit hat. Dieser so geliebten väterlichen Gewalt kommt die fürstliche Regierung am nächsten. Hat der Fürst ein wahrhaft väterliches Herz, so gleichet seiner Regierung keine der übrigen. Alle seine Verordnungen haben das Gepräge der Vaterliebe, und wir behalten die so süßen Kindesgefühle noch bey, wenn wir schon Greisen sind. Unter einer solchen Leitung dünket es uns, wir seyen immer noch im väterlichen Hause. Hierin verderben es manche Fürsten durch beleidigenden Stolz, durch eine drückende Herrschsucht, durch das unnöthige Entwickeln ihrer Uebermacht; durch Prachtliebe und Verschwendung u. s. w. Man vergißt, daß man unter einer väterlichen Regierung stehe, weil der Fürst vergessen hat, daß er Vater ist. Der Regent muß die Worte Fürst und Landesvater wohl unterscheiden. F ü r s t ist er vorzüglich in Bezug auf Auswärtige; V a t e r in Bezug auf alle Bewohner seines Landes u. s. w.

* * *

Der Prinz fragte mich, „wie es geschehe, daß Fürsten oft bey dem besten Herzen so schlechte Maßregeln ergreifen?“ Darauf bemerkte ich Ihm: Man schmeichelt den Fürsten von Kindheit an, sie sehen sich und die Welt kaum mit andern Augen, als mit solchen,

wel=

welche durch diese fremde Einwirkung geblendet sind. Da die Sinnlichkeit nothwendig die ausgebildetste Kraft an ihnen werden muß (denn was am meisten in uns und durch uns wirkt, das wird zur größten Fertigkeit) so entfernt, und verringert sich das Reich der Vernunft in dem Maße wie jenes erweitert wird. Schönschwätzer, Zeitvertreiber, Erfinder neuer Arten des Genusses ziehen ihre ganze Aufmerksamkeit und Gnade an sich. Dies ist Auffoderung genug, vor ihnen nur von dem zu sprechen, was gefällt; nicht, was wahr und recht ist. Männer, welche nur Wahrheit zu reden im Stande sind, werden als harte Köpfe entfernet, und entfernt gehalten. Man sieht sie als widerliche Sauertöpfe an, in welchen nur Tadel und Eigensinn kocht. Man fliehet ihre wenige Schonung gegen Fürstengebrechen, und die steife Ungefälligkeit gegen das, was die Großen nur verderben kann. Man suchet gefälligere Geister, deren Gefallsucht es für nichts hält, einen Hochverrath nach dem andern an der menschlichen Vernunft zu begehen, um ihrem Gebieter nicht unangenehm zu werden; man wirft sich in die Arme dieser Unwürdigen, welche nur denken gelernt haben, um auch für das Laster Gründe zu finden — und ist verführt. „Was ist aber zu thun"? — fragte er weiter. Lassen Sie jeden reden, der zu Ihnen sprechen will, bevor Sie jemanden als einen Menschen von verdorbnem Herzen kennen, und wägen Sie dann die Gründe für Ja und Nein ab, ohne weder auf ihre eignen Wünsche, noch auf die Personen ihrer Rathgeber zu sehen. Sehen Sie dabey bloß auf das, was ihnen Gott in das Herz geschrieben hat, und was er durch seine Offenbarung näher bestimmt, und deutlicher erklärt hat. Was diesem gleich-

för-

förmig ist, daran halten Sie sich, ohne auf die Nebenwünsche ihres Herzens oder den Schlangenrath ihrer Höflinge zu merken.

3.

Von der Ursache falscher Maßregeln.

Es war die Rede von der Sinnlichkeit. Ich warnte den Prinzen davor, als der Ursache aller falschen Maßregeln. Ich sagte ihm: er solle sich nie zu etwas bestimmen, weil es ihn so ankommt; weil es ihm durch äußerlichen Reiz, Glanz, Genießbarkeit empfohlen wird. Vernunftwesen, zu welchen der Mensch gehöre, müsse nur das bestimmen, was von der Vernunft als zulässig erklärt, oder gut geheissen wird. Ein Regent sey kein launenhafter und willkührlicher Gebieter; sondern ein Verwalter nach Grundsätzen, die allgemein gültig seyn. Er habe ein Vernünftiges Volk zu führen: es gebühre sich also nicht, daß er dabey nach Trieb und Ankommen dareinfahre. Er müsse gleichsam die höchste Vernunft seines Staates seyn, wie sie Gott von dem Weltalle sey. Darum müsse ein Prinz sich frühzeitig angewöhnen, der Vernunft Gehör zu geben, und der Sinnlichkeit keine Stimme zu lassen. Ich bemerkte ihm, daß, wenn auch Regenten von ihrer eignen Sinnlichkeit durch eine glückliche Stimmung ihrer Natur nicht verführt würden, doch oft der Stoff der Verführung von außen in sie gelegt werde, und dieses geschehe durch die am Hofe ganz einheimische Schmeicheley. Sie sey leicht kennbar an ihrem niederträchtig zuvorkommenden Wesen, indem sie alles lobe, alles erhebe, auf die höchste Stufe dränge. Sie denke nie, was sie sagen

dürfe

dürfe oder solle: sondern nur, was man gern höre, was angenehm sey. Sie gebe sich nie mit einem noch erträglichen Wunsche des Fürsten zufrieden, sondern erweitere ihm jederzeit den Spielraum, und mache ihm seine Schüchternheit zum unterthänigsten Vorwurfe. Wo er ein Haus begehre, zeichne sie ein Schloß vor; wo ein Gemälde seine Bewunderung rege mache, stimme sie zur Anschaffung ganzer Gallerien von den seltensten Meisterstücken u. s. w.

Noch viel weniger dürfe sich ein Fürst bey Verwaltung der Gerechtigkeit von der Sinnlichkeit leiten lassen. Wo es auf Recht oder Unrecht ankomme, habe das Gefallen oder Nichtgefallen keine Stimme. Er müsse darum seine Räthe gewissenhaft anhören; ihre Aussprüche abwägen, und getreu benützen u. s. w.

Hier unterbrach mich der Prinz und sagte: Also sollte der Fürst nur die executive Gewalt haben? Nein: antwortete ich: Er soll nicht der Vollzieher der Aussprüche eines Rathes seyn; aber wohl der Vollzieher seiner reinen Ueberzeugung, und des Gesetzes, das er in sich selbst findet. Er soll die Rathschläge seiner Kammer prüfen, und sie dann zum Gesetze ausrufen, wenn sie nach allen Grundsätzen des richtigen Denkens es zu seyn verdienen. Der Fürst ist nicht Fürst, um thun zu können, was er will; sondern um zu thun, und zu befehlen, was vernünftig ist. Wenn er thun dürfte, was ihm beliebet: so wären seine Räthe überflüssig. Es ist ein Zeichen der Weisheit, Weise gern hören. Darum sage ich Ihnen: wenn jemand Ihnen immer die Räthe giebt, die Vorschläge macht, die ihrer Sinnlichkeit schmeicheln, so denken Sie ohne weiters: du bist ein Verführer, ein Betrüger. Wer ihnen aber räth, was offenbar

gut

gut ist, dessen Rath achten Sie, wie Sie es auch gegen ihren Wunsch in sich selbst finden mögen. So bald man weiß, daß die Sinnlichkeit Sie bestimmt, so sind Sie verloren. Ein jeder verächtliche Mensch, der sich keine Kenntniß gesammelt hat, als jene — unordentliche Neigungen zu beleben, sich auf nichts als auf die Praktik des Lasters versteht, ist dann ihr Freund und Rathgeber. Sie werfen sich in seine Arme — der gute Rath erstummt, die Tugend flieht. Sie regieren dann nach den Gesetzen der Sinnlichkeit, wo sie nach jenen der Vernunft regieren sollten; sie machen ihr Land und die Menschen zu Mitteln, weil sie nur genießen wollen; sie verfehlen dadurch ihre Bestimmung und den Zweck ihres Daseyns ganz. Sehen Sie, was daraus wird, wenn ein Fürst sich von der Sinnlichkeit leiten läßt.

Die Unterredung leitete sich auf den Krieg. Als ich am Prinzen bemerkte, er glaube, er dürfe sein Kriegsheer und seine Unterthanen gebrauchen, seine Rechte zu vertheidigen, so sagte ich Ihm: An sich selbst genommen, darf ich nie Menschen aufopfern, um meine Sache zu vertheidigen. Wir dürfen Menschen nie gebrauchen, wie wir etwa einen Baum umhauen, um damit eine Brücke zu bauen, oder wie wir uns der Schwerter, Kanonen, Kugeln, des Pulvers ꝛc. bedienen. Menschen sind nicht eine bloße Sache, sondern selbstständige Wesen, die nie als für andere existirend gedacht werden können, sondern die für sich selbst da sind. Es wäre demnach gefehlt, wenn ich meine Mitmenschen für mich bloß als Mittel gebrauchen wollte, da sie selbst Zwecke sind. Wenn aber Menschenrechte gekränkt werden, wenn das Vaterland, die Freyheit bey dem Einfalle eines Feindes in Gefahr sind: dann darf ich mich der Menschen bedienen;

dann die Menschen nicht um andrer willen als Sache benützet werden, sondern zur Vertheidigung ihrer Selbst, in der Vertheidigung des Vaterlands, der Menschheit u. s. f. wirken. Wer Menschen um ihrer Selbst willen gebraucht oder wirken läßt, gebraucht sie tugendhaft und edel, nicht so jener, der die Menschheit sich aufopfert.

Dabey verlieren Sie nichts, l. Prinz, Sie gewinnen. Ihre Sache ist Sache des Vaterlands, und der in demselben lebenden Menschheit. Sie haben sich verpflichtet, dieselbe zu vertheidigen. Wer Sie anfällt, fällt das Vaterland an, wenn er Sie als Fürsten anfällt. Ein jeder, der unter und mit Ihnen streitet, streitet für sich selbst. Ihr Gewissen kann Ihnen nie den Vorwurf machen, sie hätten sich Menschen aufgeopfert: Ihre Seele handelte edel und tugendhaft, weil Sie Menschen Menschen seyn ließen und freye Wesen nicht wie todte Sache gebrauchten. Wenn für die Vertheidigung des Vaterlands auch Ströme des Blutes fließen, so haben Sie keinen Tropfen zu verantworten, weil keiner für Sie, sondern eines jeden Blut für sich selbst und für die Menschheit floß u. s. f.

Darauf erwiederte er: „Wenn aber eine fremde Macht meinen Unterthanen verspräche, sie zu erleichtern, so dürfte ich in diesem Falle nicht kriegen, sondern müßte es geschehen lassen?“ — Das sey fern, antwortete ich: Sie dürften, und müßten kriegen. Kein Volk darf sich eine Verfassung aufdringen lassen, sonst ist es unterjochet. Bey solchen Grundsätzen wären allem Betrug und aller Verführung Thüre und Thore offen. Ein jeder, der nach einem Lande strebte, würde versprechen — und nichts geben. Die Vorgänge in un-

sern

sern Tagen zeigen, daß das Gute leichter auf das Papier geschrieben als geleistet wird. . .

An einem andern Tage sagte ich: Gewinnen Sie ja keine Neigung zum Kriege. Der Krieg ist der widernatürlichste Zustand, in welchen die Menschheit versetzt werden kann. Der Mensch vergißt die angeborne Liebe zur Selbsterhaltung und zum Leben; gebietet Mord und Tod; erzwinget durch Zerstörung und Elend, was bey Vernunftwesen nur durch Belehrung geschehen sollte. Nur die Pflicht der Selbsterhaltung kann es rechtfertigen, wenn ich andern die Uebel anthue, die sie mir bereiten. Der Krieg darf darum nie zur Befriedigung der Eroberungssucht, oder des bloßen Hanges nach Tummeln und Schlachten geführt werden. Sie müssen nur gezwungen Krieg führen, und nie eine Lust zum Kriegen in sich aufkommen lassen.

4.

Die Schönheiten der Natur im Frühlinge.

„Wir giengen spatzieren. Es war ein heitrer Frühlingstag. Die ganze Natur war voll neues Lebens und neuer Bildung. Die Dornhecke blühete; zwischen jedem Sandkörnchen sproßte Gras; die nahen Bäume entwickelten ihre Knospen, ein blumigter Mantel schien die Bergstraße zu schmücken, und ein grünender Hut die Gipfel der Berge zu decken. Wie schön ist Gottes Werk! sagte ich zum Prinzen, wie schön! Wie arm ist aller Reichthum, aller Glanz, alle Zierde der Paläste gegen Gottes Werk! Jedes Gräschen sprühet das Licht eines Edelsteines; jede sich aufschließende Blume ist ein entsiegeltes Fläschchen von Wohlgeruche; und der

Sonnenstrahl, der durch keine Kunst, selbst durch keinen Berg von Diamanten nachzuahmende Sonnenstrahl, wie unaussprechlich wirkt er auf die Natur! O, warum lieben die Großen die Natur nicht mehr? Warum vergraben sie sich in Palläste? Warum plündert man für sie alle Reiche der Natur, um ihnen eine neue Natur in ihrem Pallaste zu schaffen, die eben so wenig Natur ist, als die Landschaft des Mahlers wirkliches Land!

„Das heißt doch etwas hart tadeln!"

Dies wollt' ich eben nicht, ich wollte nur den Sinn für die schöne freye Natur wecken. Ich wollte nur sagen: in einem goldnen Hause wohnen, heißt doch immer nicht die Natur genießen; sonst würde der Bergknappe, welcher in den Rizzen der Goldberge herumsteigt, die reinste Natur genießen. Hier im offnen Felde; hier im Wehen der unverdorbenen Luft; hier unter der erwärmenden Sonne; in der Gesellschaft des durch seine Thätigkeit alles benützenden Menschen; hier an der Seite der holden gefälligen Unschuld; hier an dem Ruhepuncte aller unsrer Leidenschaften; hier bey dem unverkennbaren Ausdrucke des Namens — Gott! und dem reinsten Fühlen seiner Gegenwart: Hier ist Gott! Hieher, hieher, wer Gefühl hat für Schönheit und Wahrheit! Hier sammelt sich alles, was für jeden Menschen angenehm und lebenweckend ist. Und was Sie sich vorzüglich merken sollen: Hier ist nicht nur für den Thiermenschen gesorgt, wie so oft in den Häusern der Reichen, sondern für den Menschen, wie er ist und seyn soll; der empfänglich für Größe und Wahrheit, für Liebe und Vatersorge, für Vorsehung und Erhaltung, ich will sagen, für Gott ist. Hier ver-

sinn-

sinnlicht sich Gott, und zeiget sich in seinen Werken anbetungswürdig groß, voll Güte und Herrlichkeit.

5.

Vermischte kürzere Belehrungen des Prinzen bey verschiedenen Anläßen.

Warnungen gegen die Hofsprache. „Als ich bemerkte, daß man die guten Eigenschaften des Prinzen zu sehr erhebe, sagte ich ihm: er wolle ja nicht einen jeden Ausdruck, welchen Ihm gefällige, oder in der Hofsprache bewanderte Menschen zum Lobe sprechen, in seiner vollen Bedeutung nehmen. Die Menschen, besonders jene, die in den Kreis der Höfe aufgenommen würden, seyen im Erheben, Vergrößern, Bewundern, Erstaunen über die Seltenheit der Vorzüge, besonders wenn es fürstliche Kinder betrifft, weder verlegen, noch ängstlich. Er könne nie glauben, daß jene, welchen ihr Lob so feil ist, daß sie einem Kinde geben, was Männer als die letzte Stufe ihres Strebens ansehen würden, es so genau mit der Wahrheit nehmen; und er müsse darum, wenn er sich nicht selbst trügen wolle, alle dergleichen Lobeserhebungen entweder merklich bey sich herabsetzen, oder sie als eine Hofsprache ansehen, die, so schön sie auch klinget, meistens ohne Sinn ist.

Von günstigen Augenblicken zur Audienz bey Fürsten. Es war die Rede vom Abwarten eines günstigen Augenblickes, wo man sein Anliegen dem Fürsten vortragen müsse.“ L. Prinz! sagte ich Ihm: An einem Fürsten muß man keinen günstigen Augenblick ausfinden können. Derjenige Fürst, bey dem es auf Augenblicke ankommt, ist verrathen, ausgelernt, verloren: Der

schlaue

schlaue Kammerdiener, der feine Politiker wird diesen Augenblick ausspähen, und den schwachen Gebieter zu allem bereit finden, was er ihm vortragen wird. Bey einem würdigen Fürsten sollen, menschlich genommen, alle Augenblicke gleich seyn. Wem dieses viel dünket, der wisse, daß der Fürst nicht Fürst ist, um schwach, sondern um groß zu seyn. Bey einem Fürsten müssen nur die Gründe, nicht die Augenblicke entscheiden. Und sollte der Fürst einigen Hang dazu fühlen: so ist es eine seiner würdige Arbeit, darnach zu streben, daß er sich der Herrschaft des Augenblickes entziehe u. s. w.

Die Vergebung der Bedienungen. Ich sagte dem Prinzen: ein Fürst mache sich gewiß den unrichtigsten Begriff von sich selbst, wenn er die Bedienungen nach Willkühr vertheilet, oder vertheilen zu können glaubet. Der Fürst ist hierin durch die Natur der Sache gebunden. Bedienungen sind wegen des Dienens, wegen der Dienstleistung. Sie gehören ihrer Natur nach also jenen, die in dem Kreise ihres Amtes der Wahrheit, der Gerechtigkeit zu dienen fähig sind. Der Fürst, der sie nach Willkühr vergiebt, machet dadurch sich unnöthige Feinde; zieht sich und der Verfassung den Haß denkender Köpfe zu; rechtfertigt den Tadel aller Rechtschaffnen; machet sich verantwortlich vor Gott und der Welt für alles Unheil, welches Menschen stiften, denen er den Dienst gab, weil er ihnen Brod geben wollte.

Der Beamte empfängt seine Unterhaltung nicht vom Fürsten, sondern vom Lande. Er verwendet also die Landeseinkünfte nicht nach dem Sinne derjenigen, die sie zusammen tragen, wenn er die Bedienungen nicht nach seinem besten Wissen den tüchtigsten Männern vergiebt. Auch wurde bemerkt, daß, wenn Fürsten sich ange-

wöh-

wöhnen, sich als Herrn der Bedienungen zu betrachten, oft der unberufenste Mensch durch eine dem Fürsten in die Augen fallende Kleinigkeit eine Versorgung erhalte, wonach oft ein edler Mann mit allem seinem Diensteifer fürs Vaterland vergeblich gerungen hat. . . .

„Das Laster muß gestraft seyn!" sagte der Prinz bey einer Gelegenheit, wo in ihm das Gefühl der Gerechtigkeit besonders belebt ward. Hierauf antwortete ich Ihm: Es freuet mich, daß Sie das Laster so sehr verabscheuen, daß sie einsehen, es dürfe nie straflos verübt werden. Jedoch muß ich Ihnen sagen: dem Laster bevorkommen, damit der Staat es nicht zu strafen brauche, liege noch höher, als das begangene strafen. Strafe sey Wiederbelebung der durch Verbrechen gekränkten Macht des Gesetzes; sey eine von der Gerechtigkeit gebotene, der Regierung abgedrungene Nothwehre gegen die frevelnden Angriffe, die auf die Heiligkeit des Gesetzes, auf die Sicherheit des Rechtes gemacht werden. Aber durch weise Gesetze und nachziehende Beyspiele die Bürger hindern ihre Freyheit zu mißbrauchen, sie auf eine mildere Art zwingen gut zu seyn, sey ein Stück Arbeit, das den Ruhm der besten Regierung vollende. Es sey immer ein schauerlicher Anblick, einen Verbrecher aus der Welt schaffen: es müsse also groß seyn, den schauerlichen Anblick den Bürgern wo nicht ganz ersparen, doch seltner machen dadurch, daß der Geist der Gesetzgebung und der öffentlichen Erziehung das Verbrechen seltner mache.

Von der Liebhaberey der Jagd. Es wurde bemerkt, ein Fürst muß vorzüglich darauf Acht haben, daß er nicht in eine oder die andere so genannte Suchten verfalle, als Jagdsucht, Schauspielsucht, Soldaten-

sucht

sucht u. s. w. Dergleichen Suchten können bey den Fürsten, die sehr geneigt sind Alles ins Große, ins Ungeheure zu treiben, mit ihrer Pflicht, das Beste des Landes zu besorgen, folglich mit der Tugend nicht bestehen. Um von der Jagd zu sprechen: Die ursprüngliche Bestimmung des Jägers ist, die schädlichen, wilden Thiere in den angewiesenen Waldungen zu vertilgen, und das Aufkommen des Gehölzes zu fördern. Statt dessen hat man den ganzen Stand eine seinem ursprünglichen Beruf entgegengesetzte Stimmung annehmen lassen. Die Jäger sind nur zu oft bloße Beförderer der Wildzucht, zum Nachtheile des Forstes, sehen mehr auf einen schönen Hirsch, feistes Schwein, als auf Wuchs und Gedeihen der Bäume. Wie empfindlich ist der Mangel des Holzes? Das Wild ist dem Aufkommen des Holzes äußerst hinderlich. Gehen Sie in die Hütten der armen Taglöhner, und sehen Sie, wie ihre Hände und Füße vor Kälte starren! Möchten Sie die Schuld tragen, daß unzähliche Menschen im Winter frieren, und dadurch ihre Gesundheit verderben, damit Sie ihre Jagdlust befriedigen können? Auch außer die Gränzen des Waldes trägt das Wild seine Verherungen. Am Morgen findet der gute Arbeiter oft den Segen seines Ackers zertreten, verwühlet, aufgefressen, den er mit seinem Schweiße befeuchtet, und am Abend zuvor noch unter Lobpreisung Gottes mit dem Vorgefühle der schönen Aerntefreude betrachtet hatte. Möchten Sie, m. P., von einem Wildbretsbraten essen, über den auch nur eine Thräne des Landmanns geflossen wäre? daß das Land seinem guten Fürsten eine mäßige Jagd gönnen werde, so wie daß der Fürst dazu das Recht habe, darüber kann kein Zweifel seyn.

6.

6.

Von Opern.

Einmal fiel während der Abendtafel die Rede auf die Opern, welche ehemals an verschiedenen Höfen gegeben worden sind, und man schien in der Meynung sehr getheilt zu seyn, welcher der Vorzug eingeräumt werden müßte. Den folgenden Morgen leitete der Prinz die Unterredung mit mir darauf. Ich nahm das Wort und sagte ihm: Ich wünschte sehr, man verschonte Sie künftig mit dieser — und ähnlichen Streitigkeiten. Was wäre leichter, als durch das Gewicht, welches man der Entscheidung dieser und ähnlicher Streitfragen zu geben weiß, in das Herz eines Prinzen den Keim zur Eitelkeit zu legen, die ihn antriebe, seine Größe in dergleichen — dem Lande lästigen, und für die guten Sitten wenigstens nichts gebenden Ausführungen zu suchen.

Der mußte ein Thor seyn, der es einem Fürsten zu Gutem schreiben könnte, daß er es in den Künsten der Sinnlichkeit auf das Höchste gebracht hätte. Und ein Fürst würde die Erhabenheit seiner Stelle verkennen, wenn er glaubte, seine Größe bestünde in einem Aufwande, der das Mark seines Landes verzehrte. Gerade das Gegentheil: Fürsten müssen durch Tugend groß seyn, in der Tugend ihren Ruhm suchen; und sie verkehren den Gesichtspunct, wenn sie ihre Größe, die nur von Innen herauskommen kann, durch äußerliche Anhäufungen suchen. Es ist ein untrügliches Zeichen der Kleinheit, wenn man zum Aufwande seine Zuflucht nimmt, um etwas zu scheinen, da man nur sich selbst nöthig hätte, um Etwas zu seyn. Vergessen Sie nie, was

Plato

Plato sagt: Themistokles, Cimon, Perikles waren groß und füllten die Stadt mit Säulengängen, Reichthümern und vielem Prunk. Aber Aristides allein nahm bey seiner Staatsverwaltung nur immer auf Tugend Rücksicht."

Hiezu fügte ich noch die Bemerkung: Wenn Sie einstens sehen werden, mein Prinz! daß das Publikum in manchen Städten jährlich einen Aufwand von 60, vielleicht 100,000 fl. machet, um ein Schauspiel zu haben, so hüten Sie sich ja, mit den Reichthümern ihres Hofes noch mitzuwirken. Ihr Publikum thut ja schon genug für den sinnlichen Genuß: opferten Sie auch noch ihre Schätze dazu, so würden die Künste der Sinnlichkeit so sehr vermehrt werden, daß es einst auch vielleicht von Ihnen und Ihrem Volke gesagt werden müßte: Natio comoeda est: ist nur ein Theatervolk. Wo die Menge sich schon zu leichtgläubig den Künsten der Sinnlichkeit anvertraut, da muß der Fürst diesem unseligen Hange ein Gegengewicht auf die Wagschale legen. Er muß durch weise Gesetze, durch verbesserte Anstalten der öffentlichen Bildung, durch geistvolle Prediger die von der Sinnlichkeit unterdrückte Geistigkeit seines Landes zu heben suchen. Dem Fürsten, als dem eigentlichen Verstande vom Körper seines Landes, kommt es zu, dem Denken seine Vorrechte zu erhalten, wenn er nicht die Uebermacht der Sinnlichkeit *) an sich selbst

*) Wenn im Schauspiele Tugend und Kunst, Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreite, sondern in der schönsten Harmonie stünden, wie Friederich Schlegel dies von der

selbst büßen, und von dem Körper seines Landes unterdrückt werden will.

7.

Nach einer Spatzierfahrt in den Garten zu Schwetzingen.

Wenn ein solcher Garten durch die eignen Gelder eines Fürsten angelegt wird, und keine dringendere Bedürfnisse die Verwendung dieser Summe für sich fordern: so hat die Vernunft nichts dagegen. Denn auf die Kosten des Landes dürfen nur solche Anstalten, die zur Wohlfahrt, zum Segen und zur Würde des Ganzen gedeihen, Anspruch machen. Dann schiene mir mein Zeitalter doch auch von den Ideen der himmlischen Kunst abgefallen zu seyn, wenn es z. B. an die Bildhauerkunst keine höhern Anforderungen zu machen wüßte, als für die schauende Menge die Wohllust, und die Trunkenheit ꝛc. zu vergöttern — indem sie der Venus und dem Bacchus noch einen äußern Tempel bauete, da doch beyde Gottheiten schon Tempel genug in den Herzen und Leben der Menschen hätten. Wohl weiß ich, daß die Mythologen und Künstler besserer Art in Bacchus den Vater der Begeisterung und in Venus die Mutter der Schönheit, in beyden die schaffende Natur versinnlichen, nicht die wilde Lust der gesetzlosen Sinnlichkeit vergöttern wollen. Aber ich weiß auch, daß die ge-

der spanischen Dichtkunst rühmet: so würde der Fürst zur Erhaltung und Verschönerung eines solchen Schauspiels allerdings mitwirken sollen, und der strengste Sittenlehrer nichts dagegen einzuwenden haben.

gemeinen Künstler und die gemeinen Schauer sehr gemeine Augen haben, und lieber auf vergötterte Lust als auf die versinnlichte Natur der Dinge sehen. In jeder Hinsicht wäre es doch einer Frage werth, ob nicht in den Hallen des Garten die Bildnisse eines Friederichs, des Siegreichen, eines Ruperts, und anderer gelehrten und großen Männer des Vaterlandes besser stünden als die Bilder der Mythologie, die dem Haufen doch nichts als Reiz und Nahrung seiner im Solde des sinnlichen Genusses stehenden Einbildungskraft geben können.

Der Prinz staunte. und ich wollte diesmal nicht mehr. Nach einer Pause sprach er von der türkischen Moschee. Ja sagte ich, da bin ich recht gern, denn in dieser verachteten Moschee, einzig und allein, ist mir der Name Gottes begegnet; hier liest man Grundsätze der Weisheit. . . .

Der Gedanke von Verewigung der Verdienste großer Männer durch aufgestellte Bildnisse hat in dem Prinzen tiefe Wurzel geschlagen. Vielleicht sproßte aus dieser Wurzel der schöne Entwurf, den der Kronprinz schon lange in seiner Seele getragen, und nun auszuführen angefangen hat: der Entwurf, die Bildnisse der großen Männer Deutschlands in einem Tempel der Kunst aufzustellen, und durch ihren Anblick die heilige Flamme des Patriotismus in dem kommenden Geschlechte zu wecken und zu unterhalten.

Anmerkung über diese Belehrungen.

Da der Prinz zur Zeit, wo diese und ähnliche Unterredungen zwischen ihm und seinem Lehrer vorfielen, erst

erst 10—12 Jahre alt war: so möchte man es seltsam finden, daß Sambuga mehrmals als Mann zum Manne, und nicht als Mann zum Knaben sprach. Ein Freund stellte ihn schon vor 17 Jahren wirklich darüber zur Rede: Dagegen erwiederte Sambuga: „Es ist zum Erstaunen, wie weit der Prinz schon als Knabe gekommen ist! Ich muß sagen, daß ich die Spuren eines großen Verstandes an ihm entdecke. Sein glückliches Gedächtniß behält, auch bey einer fast getheilten Aufmerksamkeit, alles, was Sinn und Verstand auffassen. Er hat schon artige Kenntnisse in der Naturlehre, in der französischen Sprache, und eine ganz vorzügliche Bekanntschaft mit der Geschichte. Was die vaterländische Geschichte betrifft, ist er darin fertiger, als ich noch je einen jungen Pfälzer gefunden habe. Er weiß die Verfassung des deutschen Reiches, die Folge seiner Kaiser, das Vorzügliche und Fehlerhafte an jedem, das Denkwürdige ihrer Regierungen ꝛc.“

Man wundere sich also nicht, daß Sambuga eine solche Sprache mit dem Prinzen geführt, wie wir's in diesen Auszügen finden.

B.

Wie Sambuga den Unterricht in Rohrbach angefangen hatte, so setzte er ihn in München fort: Es waren dieselben zwey Grundzüge, Liebe für Religion und für Vaterland, die er immer tiefer einzugraben, immer schöner herauszuarbeiten suchte; es war dieselbe Weise, die Keime des Selbstdenkens zu wecken und zu erziehen, von der er nie abließ. Nur, wie sich der Verstand des Prinzen immer mehr entfaltete, so ließ der Lehrer auch den Begriff

au

an Genauigkeit und Bestimmtheit, und das Selbstdenken an Macht und Fertigkeit gewinnen. Er behielt auch die Form des Gespräches im Unterrichte bey, zeichnete sich aber nur die Linien des Gespräches vor, doch kennbar genug, und ließ die Ausmalung und Versinnlichung der Begeisterung des Augenblickes über. Denn auch Sambuga mußte, wie wir andern auch, durch Lehren lernen.

Von dieser seiner Lehrweise in München und in Nymphenburg, dem Sommeraufenthalte des Königs, das ist, von den bloß delinierten Gesprächen zwischen dem Prinzen und ihm, ist uns in seinem Nachlasse ein großer Reichthum anvertrauet worden. Der Leser wird aus den wenigen Proben den Mann, ex unque leonem, erkennen, besonders, wenn er die Wichtigkeit des gewählten Lehrstoffes nicht unbemerkt lassen wird.

Die Stoffe sind:

1. Von der Herrschaft über sich selbst.
2. Der unabhängige Mann.
3. Ueber Festigkeit des Charakters.
4. Werthschätzung der Zeit.
5. Von dem fürstlichen Sinne.
6. Von der Kunst zu schweigen.
7. Von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.
8. Von der Aufklärung.

Von

Von der Herrschaft des Menschen über sich selbst.

(25. Sept. 1800.)

I. F. Was heißt das Wort Herrschaft?

A. Es kommt von dem Worte Herr, welches ein vernünftiges Wesen andeutet, das sich mit Bewußtseyn eines andern Dinges ohne Kränkung fremder Rechte bemächtiget, und dasselbe zu vernünftigen Zwecken gebrauchet. — Herrschaft wäre also: das Recht eines vernünftigen Wesens, sich mit Bewußtseyn anderer Dinge zu bemächtigen, und dieselben zu vernünftigen Zwecken zu gebrauchen.

F. Wer ist der Herrschaft fähig?

A. Nur Vernunftwesen, nicht Löwen, nicht Adler.

F. Was wäre der Herrschaft des Vernunftwesen unterworfen?

A. Alles, dessen er sich mit Bewußtseyn ohne Kränkung fremder Rechte bemächtigen, und das er zu vernünftigen Zwecken gebrauchen kann.

F. Somit wäre also nur das, was außerhalb des Menschen ist, seiner Herrschaft unterwerfbar?

A. Wie man dieses versteht. Auch die mit dem Menschen verbundene Sinnlichkeit, sein Körper und seine Sinne, können als etwas, was dem wahren Menschen außerhalb ist, betrachtet werden: denn der wahre Mensch ist doch immer nur sein Geist.

F. Also gäbe es auch eine Herrschaft des Menschen über sich selbst?

A.

A. Es giebt eine Herrschaft über sich selbst.

F. Und worin bestünde diese Herrschaft über sich selbst?

A. In dem freyen Gebrauche seiner Sinne und körperlichen Kräfte zu vernünftigen Zwecken.

F. Was folget hieraus?

A. 1. Daß die Sinne des Menschen nie der gebietende Theil seyn dürfen; 2. daß die Vernunft den Körper sammt der ganzen Sinnlichkeit zu vernünftigen Zwecken gebrauchen solle.

F. Wer hätte demnach Herrschaft über sich selbst?

A. Derjenige, welcher sich seiner selbst mit Bewußtseyn bemächtiget, und sich selbst zu vernünftigen Zwecken gebrauchet.

II. F. Wie wird Selbstbeherrschung errungen?

A. Dadurch, daß ich mich meiner selbst bemächtigen lerne, und die Sinnlichkeit der Vernunft zu gehorchen nöthige.

F. Was ist das an mir, dessen ich mich bemächtigen muß?

A. Meine Begierlichkeit, meine Sinnenlust, meine thierischen Triebe, mein Körper.

F. Was ist dasjenige, was sich in mir meines sinnlichen Theils bemächtigen kann?

A. Mein Geist, meine Vernunft.

F. Und wozu darf sich mein Geist meines Körpers und meiner Sinnlichkeit bedienen?

A. Zu vernünftigen Zwecken.

Sie ist allen Menschen, vorzüglich den Großen, nöthig.

III. F. Ist der Mensch schon durch sich selbst zu etwas bestimmt: oder darf er sich beliebig bestimmen wie er will?

A. Er ist schon durch sich selbst zu etwas bestimmt.

F. Worin muß diese Bestimmung liegen?

A. In der Thätigkeit seiner vornehmsten Kraft, damit sie den Zweck ihres Daseyns erreiche.

F. Welches ist nun die vornehmste Kraft des Menschen?

A. Eben seine Vernunft.

F. Welches ist das Geschäft der Vernunft?

A. Die niedern Vermögen und Kräfte nach den allgemeinen Gesetzen zu ordnen.

F. Und was übet der aus, welcher seine niedern Vermögen und Kräfte nach allgemeinen Gesetzen ordnet und gebraucht?

A. Er übet Herrschaft über sich selbst aus.

F. Ist diese nöthig?

A. Gewiß: sonst wären die niedern Kräfte ohne Richtung, ohne Zweck, unnütz, ungeordnet. — Menschen müssen sich über Alles Rechenschaft geben können.

F. Wem ist die Selbstherrschaft vorzüglich nöthig?

A. Den Großen der Erde.

F. Warum diesen?

A. 1. Weil sie Vieles thun können. 2. Weil sie über Andere zu gebieten haben: (man verliert gar oft in dem Maße die Herrschaft über sich selbst, in welchem man sie über Andere hat). 3. Weil die Folgen des Man-

gels an Selbstherrschaft fast ins Unendliche gehen. 4. Weil die Herrschaft sonst Tyranney wird.

IV. F. Was entsteht, wenn man keine Selbstherrschaft hat?

A. 1. Man stürmt auf Alles los, was einen reizet; man wird bloß vom Gefallen, Nichtgefallen, von Trieben bestimmt; man wird Thier. 2. Man begeht die schändlichsten Ungerechtigkeiten: weder Weib noch Acker des Nebenmenschen sind sicher. 3. Man berechnet keine Folgen seiner Gesuche; man sieht weder auf Gott noch auf Menschen. 4. Die Vernunft wird am Ende die feile Dienerin unsrer Gelüste.

V. F. Auf was muß sich die Selbstbeherrschung ausdehnen?

A. Auf Alles, was ein Gegenstand der Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen seyn kann; oft sogar auf ein Wörtchen, das ich sagen möchte, und um wichtiger Ursachen willen nicht darf; besonders auf Gegenstände der Sinnlichkeit und des heißern, beunruhigenden Verlangens. a) Nicht schwatzen oder handeln zur Unzeit, b) nicht in der Leidenschaft, c) nicht ohne Maß und Ziel, d) nicht ohne vernünftigen Zweck . . . . sind lauter Gebote der Selbstherrschaft.

VI. F. Wie verschaffet man sich eine so ausgebreitete, feststehende Selbstherrschaft?

A. 1. Durch die Angewöhnung, bey Allem die Genehmigung seiner Vernunft einzuholen. 2. Durch öftere, reife Erwägung, daß es des Menschen unwürdig sey, sich von seinen Launen und Lüsten gebieten zu lassen. 3. Durch ein erhöhetes und sehr cultivirtes Abscheuen vor dem Frevel entweder in die Rechte eines Andern oder in die Ordnung der Natur einen Eingriff zu wagen.

4.

4. Durch freywillige Entsagung, Nichtgebrauch auch erlaubter Dinge, um Herrschaft über sich zu erlangen. 5. Durch Schweigen, wo man reden möchte, durch Reden, wo man gern geschwiegen hätte. 6. Durch Betrachtung des Unrechtes, welches man jedesmal begangen hat, so oft man sich hinreissen ließ. 7. Durch wiederholten Aufblick zu Gott, dem wir nur durch Selbstherrschaft gefallen und ähnlich werden können.

VII. F. Was soll uns ermuntern nach Selbstherrschaft zu ringen?

A. 1. Die schöne Ordnung die man in sein Wesen und Leben bringt. 2. Die Unnöthigkeit, die tollen Streiche, die man außerdem begienge, zu bereuen, wieder gut zu machen. 3. Das Heiligthum der gleichen Rechte des Nächsten, an dem wir uns nicht vergreifen dürfen, u. s. w.

Der unabhängige Mann.

(19. May 1801.)

F. Wenn der Mensch handelt, wie er handeln soll, so ist er abhängig von seiner Vernunft, von Gottes Willen, von der Pflicht: ist diese Abhängigkeit vernünftig?

A. Sie ist vernünftig, denn ein Vernunftwesen soll seiner Vernunft, ein Gott-erkennendes Wesen soll seinem Gott, ein freyes Wesen soll seiner Pflicht gehorchen: dann handelt es wie es soll, und handeln wie man soll, ist ja vernünftig. So weit sind wir gestern in Entwickelung der Begriffe gekommen.

F. Nun fahre ich weiter: Wäre es möglich, daß auch Dinge, welche außer mir sind, so auf mich wirkten,

daß ich nicht mehr von mir selbst, von meiner Vernunft, sondern von ihnen abhienge?

A. . . .

F. Siehst du nicht Menschen, welche es nach Allem hungert, was Ihnen Genießbares vor die Augen kommt? die es nach jedem Becher dürstet? die jede Einladung anzieht? jede Gestalt in Thorheiten verwickelt?

A. Die Zahl von diesen ist groß.

F. Findest du nicht Andere, die gegen Alles mit Vorurtheilen eingenommen sind, was sie nicht gehöret haben, oder nicht denken wollen?

A. Sie stoßen mir allenthalben auf.

F. Giebt es nicht auch Manche, die Herkommen und Gewohnheit für ihre Leitungsregel gelten lassen?

A. Solche Feinde des Denkens giebt es viele.

F. Sind dir nicht auch oft solche aufgestoßen, welche einen ungestümen, unbändigen Willen hatten, und die von jeder Frechheit und Anmaßung hingerissen wurden?

A. Viele dergleichen beleidigen den sanftern Menschenblick.

F. Sind diese Leute abhängig, oder unabhängig?

A. Sie sind abhängig.

F. Wovon sind sie abhängig? etwa von ihrer Vernunft?

A. Nein: denn dieses wäre gut, edel: sie sind aber von Dingen die außer und in ihnen sind, abhängig.

F. Auf wie vielerley Weise sind sie also abhängig?

A. Auf viererley Weise: a) abhängig von den Dingen, welche die Sinnlichkeit reizen; b) abhängig von vorgefaßten Meynungen; c) abhängig von Herkommen,

Bey=

Beyspiel und Gewohnheit; d) abhängig von einem ungebildeten Willen.

F. Wenn ich nun aber einsehen würde, es sey vernunftwidrig auf diese Weise abhängig zu seyn: wonach müßte ich streben?

A. Nach Unabhängigkeit.

F. Nach welcher Unabhängigkeit? Etwa nach der Unabhängigkeit von meiner Vernunft?

A. Dies wäre die höchste Unvernunft.

F. Wovon müßte ich denn also unabhängig seyn?

A. Von dem Einflusse der Dinge außer mir und vor einem ungebändigten Willen in mir.

F. Ich bedarf aber ja der Dinge von Außen: wie kann ich unabhängig seyn?

A. . . .

F. Wer saget dir denn, daß du der Dinge von Außen bedarfst?

A. Meine Vernunft sagt es mir.

F. Bestimmet sie auch das Maß, wie viel du bedarfst?

A. Sie bestimmet das Maß: es lieget im Bedürfnisse.

F. Wenn dir nun die Vernunft sagt: „Gebrauche diese, jene Sache; gebrauche so und so viel davon“: von wem hängest du ab?

A. Von meiner Vernunft.

F. Und, wenn du, ohne die Vernunft zu fragen, auf die Dinge, welche dir vorkommen, wie ein hungriger Geier hinfielest: von wem hiengest du ab?

A. Von den Dingen.

F.

F. Sage mir nun: in welchem Falle bist du abhängig, und in welchem unabhängig?

A. Wann ich von den Dingen außer mir mich beherrschen lasse, dann bin ich abhängig; und wenn ich mich von meiner Vernunft leiten lasse, dann bin ich unabhängig.

F. Wer ist denn nun ein unabhängiger Mann?

A. Derjenige, welcher bey sich selbst bleibt und sich durch seine Vernunft bestimmen läßt.

F. Auf wie vielerley Weise haben wir oben gesehen, daß wir abhängig werden können?

A. Auf viererley Weise.

F. Wovon muß aber der unabhängige Mann unabhängig seyn?

A. 1. Unabhängig von den Dingen, welche die Sinnlichkeit reizen; 2. unabhängig von vorgefaßten Meynungen; 3. unabhängig von Herkommen, Beyspiel und Gewohnheit; 4. unabhängig von einem ungebildeten Willen.

F. Sind die genießbaren Dinge, welche mich umgeben, meiner Lust und Begierlichkeit preisgegeben, und darf ich davon genießen, was, und wie viel ich will?

A. Dies kann nicht seyn: ich habe nur Bedürfnisse zu befriedigen, keineswegs die nie satte Begierlichkeit.

F. Ich darf also nicht von den reizenden Dingen außer mir, sondern ich muß von etwas Anderm abhängen?

A. Ich darf nie von Dingen abhängen: sondern einzig von der Vernunft, und von den auf mein Vernunftwesen gebaueten Grundsätzen.

F.

F. Gieb mir einen solchen Grundsatz in Bezug auf das Genießbare an.

A. „Genieße nach Bedürfniß, und nicht nach bloßer Lust." Oder „genieße als Vernunftwesen, nie als bloßes Thier."

F. Ich darf mich also nicht zu etwas hinziehen lassen, weil es mir angenehm zu seyn dünket; mir schmeichelnde Gefühle verspricht; mich in Sinnenrausch versenket?

A. So vergaß sich schon Eva.

F. Was thut also der unabhängige Mann, wenn ihn eine Lust oder Begierlichkeit reizet?

A. Er erinnert sich seiner Würde, und entschließt sich nie bloß Thier zu seyn.

F. Wenn er auf ein wohllüstiges Blatt stößt, welches den klaren Himmel der Unschuld trübt?

A. Er schließt eilfertig das Buch, traurig über Vernunftwesen, die ihr Denken so mißbrauchen.

F. Wenn seine aufgereizte Sinnlichkeit ihn mit Lustvorstellungen bestürmet?

A. Er tritt mit edlem Fuße auf diese verführerische Schlange.

F. Wie muß der unabhängige Mann bey den Zumuthungen der Wohllust dastehn?

A. Sich selbst gebietend, und nur auf Wahrheit und Weisheit horchend.

F. Was schätzet der wahrhaft unabhängige Mann für sein größtes Unglück?

A. Sklave der Sinnlichkeit zu seyn. II. Petr. II, 19.

F. Giebt es Meynungen, die man sich gefallen läßt, weil man dabey gewinnt; weil man sie am ersten gehört

hat;

hat; oder weil sie meinen Neigungen angemessen sind: Meynungen, die meinem Denken vorangeeilet sind, und denen ich vor dem Denken Beyfall gegeben habe?

A. Dergleichen Erfahrungen habe ich gemacht.

F. Wie nennt man dergleichen Meynungen?

A. Vorgefaßte Meynungen.

F. Was ist eine vorgefaßte Meynung?

A. Die ich eher angenommen habe, als mich Gründe dazu bestimmten.

F. Du fühlst, daß dies ein schmähliger Zustand sey?

A. So schmählig, als vor dem Denken für etwas eingenommen seyn!

F. Kann man bey solcher Stimmung ein unabhängiger Mann seyn?

A. Nein.

F. Ist das, was ich am Ersten höre, auch allezeit das Gewisseste, das Beste?

A. Nein.

F. Was muß darum der unabhängige Mann meiden?

A. Die Vorschnelligkeit, sich nach dem ersten Hören stimmen zu lassen.

F. Ist das, was ich von der Sache selbst denke, allemal das Richtigste?

A. Weit gefehlt.

F. Was steht hierin dem Manne zu, der unabhängig seyn will?

A. Nicht auf sein Urtheil versessen zu seyn.

F. Ist es rathsam bey dem zu bleiben, was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe?

A. Es kommt ja auf Wahrheit an: nicht auf das in den Kopf setzen.

F.

F. Wie beträgt sich der unabhängige Mann, wenn er dergleichen etwas bey sich merket?

A. Er fragt nur nach Wahrheit, nicht nach seinem Wähnen, und huldigt ihr, wo er sie findet.

F. Wovor muß er sich jedoch in Acht nehmen?

A. Daß die Liebe zur Unabhängigkeit nicht auch eine vorgefaßte Meynung werde; und daß er nicht aus lauter Streben ein unabhängiger Mann zu werden, ein Sklave dieses Gedankens werde.

F. Wie wird man diese Klippe vermeiden?

A. Wenn man nur Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit suchet: nie aber von dem, was als wahr und gut anerkannt werden muß.

F. Wenn dir jemand sagt: „so war es allezeit": was gedenkest du von diesem Grunde?

A. Wenn etwas Unzuläßiges allezeit war, so war es allezeit unrecht.

F. Wenn sich jemand auf Beyspiele berufet, hat er einen haltenden Grund?

A. Beyspiele allein geben ihn nicht, wenn sie nicht von der Vernunft unterstützet werden.

F. Ist Gewohnheit etwas, was mich sicher genug leitet, und auf die ich bey meiner Wahl sehen darf?

A. Ich entdecke in mir kein Gesetz, welches heißt: „Folge der Gewohnheit!" sondern: „Folge der Vernunft!" Gewohnheit war nie der von Wenigen besuchte Tugendpfad.

F. Wenn sich aber jemand bey seinem Thun durch Herkommen, Beyspiel, Gewohnheit bestimmen ließe?

A. Er wäre kein unabhängiger Mann.

F. Warum nicht?

A.

A. Weil er nicht von seiner Vernunft, sondern von äußern Dingen abhienge.

F. Was ist darum des unabhängigen Mannes würdig?

A. Darauf wohl acht zu haben, daß ihn nicht Herkommen, Beyspiel, Gewohnheit leiten.

F. Wann ist aber doch auf Herkommen zu sehen?

A. Bey gleichgültigen Dingen; oder wenn es einem Andern ein Recht gründet, welches auf diese Weise erworben werden kann.

F. Wann ist das Beyspiel ehrwürdig?

A. Wenn ich in demselben die Leitung der Vernunft sehe, und den allgemeingeltenden Grundsatz aus dem es fließt.

F. Wann darf ich der Gewohnheit nachgeben?

A. Wenn sie von der Vernunft wenigstens nicht getadelt wird.

F. Wenn aber Personen, welche mir lieb und schätzbar sind, sich etwas, das vernunftwidrig wäre, eigen gemacht hätten, dürfte ich es nicht um ihret willen annehmen?

A. Nie: Freundschaft darf nie Vorwand werden meine Vernunft zu verläugnen.

F. Wenn aber alte und in Ansehen stehende Personen die Gewohnheit ehrwürdig machten?

A. Die Wahrheit ist älter als alle Menschen, und macht allein ehrwürdig.

F. Was hältst du darum für nothwendig?

A. Unabhängig von Herkommen, Beyspiel, Gewohnheit zu seyn, wenn sie nicht Wahrheit und Vernunft zu ihrer Empfehlung mit sich führen.

F.

F. Es ist doch schön, Alles durchsetzen und erreichen was man will?

A. Wenn das Wollen von der Vernunft geleitet wird, sonst nicht.

F. Die Vernunft könnte mir aber gerade das versagen, was mir angenehm wäre?

A. Eben darum kann ich überzeugt seyn, daß sie mich zum unabhängigen Manne haben will.

F. Worauf müßte darum der Mann, welcher unabhängig seyn will, acht haben?

A. Auf die Ausbildung seines Willens.

F. Wie bildet man seinen Willen?

A. Wenn man ihn gewöhnt zuerst die Gesetze anzuhören, und dann sich danach zu bestimmen.

F. Aber so entbehrt man ja manche Freude?

A. Manche verwerfliche Freude, und erhält würdigere dafür.

F. Was für würdigere Freuden?

A. Vernunftfreuden. Wenn mir diese nicht würdiger sind, als Sinnenfreuden: so ist es meine Schuld. Nachdenken und Uebung sind das Mittel, den Werth der Vernunftfreuden inne zu werden.

F. Wenn ich aber meinen Willen gewöhne, nach der Entscheidung der Vernunft zu wollen: was erlange ich?

A. Ich werde unabhängig von der Sinnlichkeit.

F. Und was ist der Mann, welcher nicht Sklav der Sinnlichkeit ist?

A. Ein unabhängiger Mann.

F. Er ist aber doch von der Vernunft abhängig?

A. Diese Abhängigkeit ist das nothwendige Bedingniß, unter welchem Vernunftwesen Vernunftwesen seyn können.

F.

F. Wonach willst du demnach streben?

A. Durch Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit ein unabhängiger Mann zu werden.

— — Ich darf hier doch wohl auf das Gefühl jedes gebildeten Lesers appelliren, ob eine solche Lehrweise nicht den Stempel des ächtsokratischen Geistes trage, ob sie nicht alles, was Unkunde, Irrthum, Aberglaube, und blinder Eifer heißt, nothwendig ausschließen müßte, ob nicht jeder vernünftige Vater seinem geliebtesten Sohne einen solchen Erzieher wünschte?

Ueber Festigkeit des Charakters.

(13. März 1802.)

F. Was nennen wir Charakter?

A. Die herrschende Stimmung des Gemüthes, wodurch Einförmigkeit der Triebfedern, Zwecke, Absichten in ein Leben gebracht wird. So giebt es Charaktere, wo Leichtsinn auf jeder Handlung und Aeußerung liegt; Muthwillen in jedem Zuge, Verschlagenheit in jedem Streben, Verstellung und Lüge sogar im Vaterunser beten.

F. Was nennen wir einen festen Charakter?

A. Jenen, der sich immer gleich bleibt, und seinen Zweck mit unverändertem Streben verfolgt.

F. Aber, das thut ja auch der Intriquant, der Schelm, der Betrüger?

A. Darum hat er auch Charakter: ob es gleich ein abscheulicher Charakter ist.

F. Von welchem festen Charakter ist aber hier die Rede?

A. Vom festen im Gutesthun.

F. Und worin besteht denn die Festigkeit dieses Charakters?

A. In der Unveränderlichkeit des Willens, das anerkannte Gute zu thun.

F. Welches sind die Bestandtheile dieses Charakters?

A. 1. Das Gute, 2. das Streben es aufzufinden und anzuerkennen, 3. die Unveränderlichkeit in der Ausübung.

F. Was nennen wir gut?

A. Was in der Menschennatur und in der ganzen Naturordnung gegründet ist, und was Gott durch besondere Offenbarung als seinen Willen dem Menschen zu erkennen giebt.

F. Wie heißt die nothwendige Bedingung in Betreff des Guten, da wir unwissend auf die Welt kommen?

A. Das Streben es aufzufinden, und kennen zu lernen.

F. Wie müssen wir uns gegen das aufgefundene Gute verhalten?

A. Mit Unveränderlichkeit müssen wir es anerkennen und ausüben.

F. Und was giebt die Verbindung aller dieser schönen Merkmale?

A. Festigkeit des Charakters.

F. Wem ist die Festigkeit des Charakters vorzüglich nothwendig?

A. Allen die in bedeutenden Aemtern stehn, vorzüglich den Fürsten.

F. Warum vorzüglich den Fürsten?

A. Weil nichts so sehr den festen Gang der Regierung hindert, als wenn der keine entschiedene feste Richtung hat, der ihr Oberhaupt ist.

F. Was kann der Beamte unter einem solchen Fürsten thun?

A. Er kann seine Handlungen so anlegen, daß er immer Herr bleibt, daraus zu machen was er will. Er weiß die Vergehungen so zu strafen, daß man es am Ende auch für Freundschaft ansehen kann.

F. Was widerfährt dem Bürger unter einem solchen Fürsten?

A. Er gleichet einem Schafe ohne Hirten, geht wie es ihm gefällt, verirret sich in Gebüschen, und wird die Beute des lauernden Wolfes.

F. Wie gelanget ein Fürst zur Festigkeit des Charakters?

A. 1. Durch die treue Bearbeitung seiner Vorliebe für das Gute; 2. durch das frühe Angewöhnen immer nach Grundsätzen zu handeln; 3. durch Verschmähung aller fremden Einwirkung, sogar flehentlicher Bitten, wenn an die Stelle der Wahrheit bloß Gefälligkeit treten soll; 4. durch Umgang mit standhaften, zuverlässigen Menschen; 5. durch Selbstbestrafung, wenn man sich schwach findet.

F. Wie bearbeitet man seine Vorliebe für das Gute?

A. 1. Wenn man sich oft saget: daß es allein unser würdig, und die einzige Bestimmung der Vernunftwesen sey; 2. wenn man das Gute dringend von sich fodert, und sich Aufgaben davon machet.

F.

F. Wann gelange ich zur Gewohnheit nach Grundsätzen zu handeln?

A. 1. Wenn ich mich in sittlichen Dingen niemal frage: was ist dir lieb; was wünschest du? sondern: was ist Recht, Pflicht? 2. wenn ich meine Handlungen stets nach Grundsätzen prüfe; 3. wenn ich dem Geiste des Zeitalters keinen unbedingten Einfluß auf mich lasse.

F. Was hältst du von jenen, welche gefällig sind, wo sie gerecht seyn sollten?

A. Sie haben keinen Charakter.

F. Was muß darum der feste Mann verschmähen?

A. Alle fremde Einwirkung und Bitte . . wider Recht und Pflicht.

F. Warum räthest du dem Fürsten den Umgang mit standhaften, zuverlässigen Menschen?

A. Weil der Umgang mit solchen Felsenmännern ihm den Charakter der Festigkeit giebt.

F. Aber solche Männer sind gar nicht zu genießen?

A. Etwa für das flatterhafte Geschlecht nicht: aber für die Edeldenkenden sind sie eine Wohlthat, weil ihre Schwäche sich auf dieselbe stützen kann. Bey ihrer Festigkeit kann man sein Leben genießen, wenn man auch sie nicht sollte genießen können: und dies ist sehr viel!

F. Wodurch wird man gegen Schwäche gesichert?

A. Wenn man sich keine verzeihet, sondern sich darum selbst strafet.

F. Ist die Festigkeit des Charakters dem Fürsten nothwendig?

A. Unentbehrlich.

F. Warum glaubest du dieses?

A.

A. Weil er, als der Repräsentant des Gesetzes, fast einzig und allein den Launen, der Wechselliebe, der Flatterhaftigkeit der Welt entgegen steht.

F. Was geschieht, wenn ein Fürst keinen festen bestimmten Charakter hat?

A. Er steht unter dem Einflusse der Menschen, wo die Menschen unter dem Seinigen stehen sollten; er läßt sich gefallen, was sie mit ihm machen wollen, anstatt sie zu nöthigen sich die Vernunft gefallen zu lassen.

F. Was würde aus Menschen unter einer solchen Regierung werden?

A. Ein Geschlecht von Leichtsinnigen. Sie werden auf der Wagschale der Völker ohne Bedeutung seyn: zu Allem bestimmt, nur zum Guten nicht: ohne Nachdruck, Kraft, Würde.

F. Wenn du unter zwey Uebeln zu wählen hättest: nämlich zwischen einem harten oder unbestimmten Charakter: welchen würdest du vorziehen?

A. Allemal den harten: denn er hat doch Richtung, und man kann sich auf ihn verlassen: wo der Andere durchaus unzuverlässig ist. Bey Niemanden ist dies folgenreicher und niederschlagender als bey Regenten.

F. Wie wird die Festigkeit des Charakters bey Fürsten verdorben?

A. 1. Durch eine schüchterne Erziehung, 2. durch Gefallsucht, 3. durch mißlingende Wagstücke, wozu man ihn in den Tagen seiner Raschheit verleitet, 4. durch das Umgebenseyn mit jungen Leuten, 5. durch die zu geringe Herrschaft der Vernunft bey der vollen Begünstigung der Lust, die so gerne wechselt, 6. durch zu vielen Umgang mit Weibern.

F.

F. Was nennest du eine schüchterne Erziehung?

A. Wenn einem Kinde unnöthige, kleinliche Bedenklichkeiten gemacht werden; wenn man es allenthalben fürchten, Gefahr wähnen läßt; wenn man ihm immer hilft, immer Hand reichet, es nicht anweiset sich vernünftig auf seine Kraft zu verlassen, wo es sich selbst genug ist: wodurch auch sogar der Gedanke erlöschen muß, daß man sich selbst genügen könne.

F. Wie verderbt eine solche Erziehung die Festigkeit des Charakters?

A. Ein solcher Zögling kann nicht bestimmt und entschieden im Handeln werden, weil er überall fürchtet; er wird immer kleinlich, und nie Mann seyn.

F. Was schadet die Gefallsucht der Festigkeit des Charakters?

A. Der sich in den Kopf gesetzt hat zu gefallen, der studiert die Neigungen der Menschen, und ändert sich mit diesen, weil er gefallen will.

F. Wozu verleiten unerfahrene und übelgesinnte Rathgeber den Fürsten?

A. Zu Wagstücken in den Tagen seiner Raschheit.

F. Was begegnet den Wagstücken sehr oft?

A. Daß sie mißlingen.

F. Und was ist die Folge davon?

A. Daß der Fürst durch das Mißlingen schüchtern gemacht wird, und an der Festigkeit des Charakters verlieret.

F. Was hältst du von dem Einflusse junger Leute auf die Fürsten?

A. Sie möchten aus Mangel an verdauter Weisheit und Erfahrung ihm wohl nur Festigkeit in der Unordnung geben.

F. Was behauptest du hier?

A. Was Natur und Erfahrung lehrt. Junge Leute sind selbst noch nicht fest und gebildet; Erfahrung und tiefere Einweihung ins Denken fehlt ihnen: wie sollte ihr Umgang der Festigkeit des Fürsten, der sich gern nach ihnen bildet, nicht nachtheilig seyn? Ihr leichtes Blut macht sie zum Wechseln geneigt. Gerathen sie auf böse Wege: so haben sie allein hierin eine traurige Festigkeit, welches die Seltenheit des Zurückkommens beweist.

F. Was ist der Neigung zum Wechsel vorzüglich entgegengesetzt?

A. Die Vernunft: welche ewig dieselbe bleibt.

F. Wobey muß demnach die Festigkeit des Charakters gewinnen, wobey verlieren?

A. Sie gewinnt unter der Leitung der Vernunft, und verlieret, wo die Lust herrschend wird.

F. Warum verliert die Festigkeit bey der Lust?

A. Weil die Lust so gerne wechselt: denn sie wird sehr bald des alten Genusses satt, und suchet neuen.

F. Wie wirket der häufigere Umgang mit Weibern auf den Charakter?

A. Er macht ihn weibisch, flatterhaft, launig, veränderlich: weil dieses Geschlecht, (die Ausnahme macht sich von selbst), gern empfindelt, tändelt, an Mode hänget, wechselt.

F. Könnte aber Festigkeit des Charakters nicht endlich Härte werden?

A. Alles kann übertrieben werden.

F. Dies wirst du aber doch nicht wollen?

A. Nichts weniger!

F. Was ist nun zu thun, um diese Klippe zu meiden?

A.

A. Man setze die Festigkeit des Charakters mit andern Tugenden in Verbindung.

F. Wie soll man dieses machen?

A. Man bearbeite in sich die Milde und Sanftheit, die wir an Jesus bewundern; man sey gerecht, und bey Handhabung der Gesetze gütig wie der himmlische Vater, und lasse demnach, wie er, die Sonne über Böse aufgehn und auf ihre Felder regnen, u. s. w. Im Zweifel gewöhne man sich, die mildere Meynung gelten zu lassen.

F. In welchen Stücken soll sich die Festigkeit des Charakters vorzüglich zeigen?

A. 1. In der Freundschaft, 2. in Förderung der Ehre Gottes, 3. in Erfüllung der Verbindlichkeiten, 4. in Haltung der Versprechen, 5. im Hasse des Bösen, 6. im Hinarbeiten zum Zwecke.

F. Was hältst du von Freundschaft?

A. Sie ist der süßeste Genuß des Lebens. Freunde sind jedem Menschen nothwendig. Wehe dem Menschen, der keine Freunde hat, und der ihren Werth nicht fühlt!

F. Findet man leicht Menschen, die zur Freundschaft geeignet sind?

A. Sie sind eine wahre Seltenheit.

F. Wie muß man sich gegen Freunde betragen?

A. Standhaft. Mit Menschen, die nicht zuverlässig sind, soll man keine Freundschaft stiften. Sind sie wahre Freunde: so muß ich ihnen entgegen geben, was sie mir geben, und treu und standhaft seyn.

F. Für wen eifert der feste Mann vor Allem?

A. Für seines Urhebers Ehre, für Gott!

F. Was hältst du von dem Arbeiten für das Glück seines Hauses?

A. Es ist Thorheit, wenn man sein Haus ohne Gott gründen will. Nur der für Gott arbeitet, gründet sein Haus.

F. Was fodern Verbindlichkeiten die ich auf mich genommen habe?

A. Treue Erfüllung.

F. Was ist mir aber nöthig, damit ich tauglich sey der Pflichttreue zu entsprechen?

A. Festigkeit des Charakters.

F. Was erwartet man von dem der verspricht?

A. Daß er sein Versprechen erfülle.

F. Und wenn er es nicht erfüllt?

A. So ist er wandelbar, unzuverlässig, oder gar falsch.

F. Was muß demnach der Fürst thun, wenn er einmal etwas versprochen hat, damit er nicht für wandelbar oder gar für falsch angesehen werde?

A. Er muß standhaft erfüllen: wenn jedoch die Erfüllung nicht gegen eine höhere Pflicht anstößt.

F. Darf sich der Fürst nie mit dem Bösen, oder mit bösen Menschen aussöhnen?

A. Niemal, so lange sie böse sind: denn er ist Gerechtigkeit und Ordnung.

F. Worin muß er also standhaft seyn?

A. Im Hasse des Bösen.

F. Hat der Fürst einen Zweck?

A. Einen unaussprechlich großen Zweck, die Würde und Wohlfahrt seines Volkes.

F. Wovon hänget das Glück seiner Regierung ab?

A. Von Erreichung dieses Zweckes.

F. Was ist ihm nöthig ihn zu erreichen?

A. Festes Hinarbeiten zu demselben.

F. Und was ist ihm zum Ganzen nöthig?

A. Festigkeit des Charakters.

Werthschätzung der Zeit.

(20. Jänn. 1802.)

F. Wie nennet man den Lauf der Augenblicke, Stunden, Tage, Monate, Jahre, in welcher die Ereignisse auf einander folgen?

A. Zeit.

F. Machen die Ereignisse die Zeit, oder macht die Zeit die Ereignisse.

A. Die Ereignisse machen die Zeit.

F. Wie können die Ereignisse die Zeit machen?

A. Die Ereignisse machen die Zeit, indem sie so und nicht anders auf einander folgen.

F. Woher kommt denn dieses Aufeinanderfolgen der Ereignisse?

A. Von der Verkettung der Dinge, und von der Bestimmung freythätiger Wesen.

F. Also machen ja wir die Zeit?

A. Ja, wir machen sie, in so fern wir durch freyes Handeln die Aufeinanderfolge der Ereignisse bestimmen.

F. Und die Natur macht auch die Zeit?

A. Sie macht auch die Zeit — durch die nothwendige Verkettung der Ereignisse.

F. Muß man denn nicht sagen, daß Gott die Zeit macht?

A.

A. Gott macht die Zeit, denn er hat die Natur, er hat die Welt, er hat Geister und Menschen, er hat alles gemacht. Ohne ihn gäbe es keine Naturverkettung der Dinge, ohne ihn kein freyes Handeln, ohne ihn keine Zeit.

F. Kann man nicht sagen: die Zeit liege in uns?

A. Ja, sie liegt in uns, in einem dreyfachen Sinne, weil wir a) die nothwendige Aufeinanderfolge der Dinge in der Natur wahrnehmen, bezeichnen, messen; weil wir b) durch freyes Handeln die Aufeinanderfolge vieler Ereignisse selbst bestimmen; weil wir c) nur eines nach dem andern denken, anschauen, bewirken können.

F. Welche Betrachtung der Zeit ist für uns die ermunterndste?

A. Wenn wir sie als ein leeres Buch ansehen, das wir mit lauter Wahrheit und Tugend vollschreiben sollen, als einen Zwischenraum, den wir von einer Epoche zur andern mit lauter guten Thaten ausfüllen sollen.

F. Warum ist dies die ermunterndste Betrachtung?

A. Weil sie den Sinn für Menschenwürde anregt, indem nicht die Zeit die Thaten in uns bringen kann, sondern wir die Thaten in die Zeit.

F. Was giebt es noch für lehrreiche Betrachtungen der Zeit?

A. Weil eine Stunde die andere drängt, und wir sie nicht aufhalten, nicht verspäten mögen: so sagen wir, daß die Zeit flüchtig sey &c.

F. Wie gehst du mit einem Vogel um, den du mit der Hand hältst?

A.

A. Sehr vorsichtig: ich sorge, daß er nicht entfliehe.

F. Aber auch die Zeit entflieht dir, wie ein sorglos gehaltener Vogel: was mußt du thun?

A. Ich muß sie zu halten suchen.

F. Was muß man sich öfter sagen, wenn es auf Zeit ankommt?

A. „Die Zeit wartet nicht auf dich!"

F. Auf wessen Kosten leben die Gemächlichen, die Zauderer, die sich nie entschließen, nie fertig werden können?

A. Auf Kosten der Zeit!

F. Was muß man sich gefallen lassen, damit sie nicht entfliehe?

A. Sie fest zu halten.

F. Wodurch wird die Zeit fest gehalten?

A. Durch Handlungen. Wer handelt, der hat durch sein Thun die Zeit befestiget. Man kennt oft nach Jahrhunderten noch das Merkmal, welches er der Zeit eingedrückt hat, und rechnet davon her. So rechnet die dankbare Menschheit von Jesus.

F. Wenn ein Augenblick einmal vorüber ist: kannst du ihn wieder zurückrufen?

A. Nimmermehr.

F. Er ist also für dich — für allezeit vorüber?

A. Für allezeit, ewig!

F. Keine Reue, kein Wunsch, selbst kein Geld kann ihn zurückkaufen?

A. Kein Preis.

F. Wenn du aber endlich doch eine versäumte Handlung noch verrichtest?

A.

A. Die Zeit ist vorüber: denn du verrichtest sie in einem neuen Augenblicke.

F. Ist dies aber nicht gleichviel?

A. Nein: denn auch der unnütz verflossene Augenblick bot sich mir dar, eine Handlung aufzunehmen.

F. Die Zeit wäre also?

A. Unwiederbringlich! — Lehrer. Welches Unglück! Einen Theil meines Lebens habe ich wie Rauch verschwinden lassen, ohne mir oder andern genützet zu haben, u. s. w.

F. Könnte ich aber nicht die verlorne Zeit wenigstens einigermaßen ersetzen?

A. Ja, wenn ich in den kommenden Augenblick mehr That hinein lege und meinen Fleiß verdopple.

F. Wie geschah es, daß manche Menschen gegen die Menschheit so wohlthätig waren?

A. Durch den guten Gebrauch der Zeit: sie wirkten, da es Zeit war.

F. Wo fanden die großen Gesetzgeber ihre Weisheit? wo die Heiligen die Erhabenheit und Lauterkeit ihrer Tugend?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F. Wo findet der Jüngling seine Ausbildung und seine Zubereitung zum Glücke der künftigen Tage?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F. Wo findet der Regent das Glück seiner Unterthanen, die Sicherheit vor Feinden, die Bewahrung vor Verführung, den Frieden und die Ruhe seines Landes?

A. Im guten Gebrauche der Zeit.

F.

F. Wie entgeht der Regent der Verführung, den Fallstricken der Sophisterey, den Lockungen der Sinnlichkeit?

A. Wenn er die Zeit mehr zum Denken, als zum Genießen gebraucht.

F. Also bilden sich große Männer in der Zeit: und was wäre sie demnach?

A. Die Mutter großer Männer.

F. Was findest du bey solchen Betrachtungen an der Zeit?

A. Daß sie kostbar sey.

F. Wem fromme ich durch den guten Gebrauch der Zeit?

A. 1. Mir selbst. 2. Auch Andern ꝛc.

F. Wie fromme ich mir selbst?

A. Ich liefere mich durch die Benützung des gegenwärtigen Augenblickes besser, und veredelt in die Hände des Folgenden.

F. Was folget daraus?

A. Wer die Zeit schätzet, schätzet sich selbst.

F. Und wer die Zeit hinwegwirft? . .

A. Wirft sich selbst hinweg.

F. Warum wirft er sich selbst hinweg?

A. Weil er sich weder durch Ausbildung noch durch That veredelt.

F. Was hältst du von Vorsätzen, welche auf die Zukunft gestellt sind?

A. Sie sind meistens eitel, und die Nachtheile groß.

F. Warum?

A. Weil die Zeit der Aussaat versäumet ist: wo keine Aussaat ist, da ist keine Aernte.

F. Wenn jemanden die Zukunft nützlich seyn soll, was muß er thun?

A. Er muß die Gegenwart benützen.

F. Worauf muß darum der sehen, welcher einst Wohlthäter der Menschheit seyn will?

A. Auf Benützung der Gegenwart muß er sehen. Nützen wollen, ohne sich dazu tauglich zu machen, ist ein süßer Traum.

Lehrer. O, Gegenwart, die man so oft verträumet, vertändelt, wegwirft: wie soll aus deiner Asche, wenn ich so sagen darf, der große Mann hervorgehn!

F. Wenn die Augenblicke der vorübereilenden Zeit sprechen könnten, was glaubest du, würden sie dir zurufen?

A. Benütze uns! Benütze uns!

F. Bringt denn die Zeit etwas mit sich?

A. Nichts: sie ist eine leere Fähigkeit aufzunehmen. Sie möchte mit unsern Tugenden ausgefüllt seyn; sie bietet sich uns an, daß wir gute Thaten wie Kinder in ihren Schooß aufnehmen sollen.

F. Wohin deutet uns also die Fähigkeit der Zeit, unsere Thaten aufzunehmen?

A. Sie deutet auf unsere Ausfüllung.

F. Was ist demnach die Foderung der Augenblicke an uns?

A. Füllet uns aus! Füllet uns aus!

F. Und womit sollen wir sie ausfüllen? Etwa mit dem, was uns gefällt? Mit unsrer Thorheit, mit unserm Leichtsinne?

A.

A. Fern sey dieses! sondern mit dem, was 1. unser als Vernunftwesen würdig; und 2. was den Absichten der Zeit angemessen ist.

F. Wenn nun die Augenblicke die Foderung an uns machen: Füllet uns aus! sind wir denn schuldig auf ihre Foderung zu hören?

A. Wir sind es schuldig.

F. Warum?

A. Weil es Stimme der Natur, und folglich Ausspruch des Urhebers der Natur ist.

F. Was haftet auf diesem Hören?

A. 1. Die Ueberzeugung den Willen Gottes erfüllt zu haben; 2. Segen für sich und andere.

F. Wenn ich aber über dem Getöse der Gelüste diese Stimme nicht höre?

A. Traurig! sehr traurig!

F. Was haftet auf diesem Nichthören?

A. 1. Der Vorwurf mein und fremdes Wohl verscherzt zu haben; 2. das Gefühl der Untreue gegen die Führungen Gottes; 3. Verantwortung vor der ewigen Gerechtigkeit.

F. Wer soll die Zeit vorzüglich gut anwenden?

A. Der die Pflicht auf sich hat für Andere zu sorgen. Z. B. Fürsten, Aeltern, Erzieher 2c.

F. Warum müssen diese vorzüglich die Zeit gut anwenden?

A. Weil diese ihre Zeit und den Gebrauch derselben andern schuldig sind.

F. Wenn in einer Haushaltung, in einer Verwaltung die Zeit verschleudert wird, auf wen fällt dann die Schuld der übeln Maßregeln?

A. Auf den, der durch das Verlieren der Zeit sich die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Geschäfte nicht erworben hat.

F. Wer trägt die Schuld, wenn im Hause oder in seiner Verwaltung Tugend und Frömmigkeit in Verfall gerathen?

A. Der, welcher diese Gefühle weder in sich noch in andern bearbeitet, und seine Zeit bey Kleingeistigkeit und Spiel verliert.

F. Woher rührt es, daß man sich oft den schlechtesten Rathgebern und Helfern überlassen muß?

A. Weil man die Zeit weder zum Lernen noch zum Selbstdenken verwendet hat.

F. Warum sind Reiche und Vornehme so selten im Stande, die Absichten verschmitzter Diener durchzusehen?

A. Weil sie die Zeit der Bildung versäumet und die Freudenjagd an die Stelle der Bildung gesetzt haben.

F. Was machet den Menschen zum Schatten eines Menschen; und was stellet die Großen jener Mücke gleich, welche auf der Deichsel saß, und den Wagen zu ziehen glaubte?

A. Versäumter Zeitgebrauch.

Lehrer. Traurige Aussichten für den, der die Zeit nicht zu schätzen weiß! Trauriger noch für die Unschuldigen, welche von jemanden in irgend einer Stelle Rath und Hülfe erwarteten, der das Mittel nicht kannte sich nützlich zu machen!

Von

Von dem fürstlichen Sinne.

F. Hast du nicht schon bemerket, daß manche Leute bey aller Mühe, welche man sich gab, sie z. B. Musik zu lehren, nichts davon zu lernen im Stande waren, und lauter falsche Töne von sich gaben?

A. Leute ohne musikalisches Ohr giebt es viele.

F. Haben nicht Andere wieder eben so wenig Geschicke zum Tanzen, u. s. w.?

A. Eben so.

F. Was saget man von solchen Leuten?

A. Man saget: sie haben keinen Sinn für dieses und jenes Geschäft.

F. Es wäre demnach in dem Menschen ein gewisser Sinn für das nöthig, was er leisten soll?

A. Dieser ist nöthig: sonst gelinget ihm nichts.

F. Worin besteht das, was wir Sinn nennen?

A. Darin, daß wir schnell wahrnehmen, und richtig unterscheiden alles das, was z. B. in die Sphäre des Berufes, Geschäftes fällt, und dieser Unterscheidung gemäß denken und handeln.

F. Demnach gäbe es so vielerley Sinne als es Berufsgeschäfte giebt?

A. Eben so viele.

F. Folglich gäbe es wohl mehr, als die gewöhnlichen fünf Sinne?

A. Körperliche Sinne giebt es nur die bekannten fünfe: aber davon ist die Rede nicht. Hier sprechen wir von einem geistigen Sinne, der sich seinen Gegenstand suchet, findet, und darin lebt.

F. Wenn ein Fürst alle seiner großen Stelle angemessene Gesinnungen zeigte; wenn er die leisesten

Fo=

Foderungen derselben fühlte, und sich bestrebte sie so genau zu erfüllen, als richtig er sie fühlet: was hätte er?

A. Einen fürstlichen Sinn.

F. Was wäre nun ein fürstlicher Sinn?

A. Das richtige und lebhafte Gefühl seines hohen Standes, mit dem Bestreben, ihm aufs Beste zu entsprechen.

F. Aus was besteht demnach der fürstliche Sinn?

A. 1. Aus dem richtigen und feinen Gefühle seines fürstlichen Standes; 2. aus dem Bestreben ihm aufs Beste zu entsprechen.

F. Wie zeiget sich das richtige und feine Gefühl?

A. Wenn nichts der Aufmerksamkeit entgeht was dem Begriffe, Fürst, Wahrheit und Vollständigkeit geben kann; ja, wenn der Fürst sogar mehr darin zu sehen weiß, als gemeine Augen zu unterscheiden im Stande sind.

F. Ist dieses wohl eine leichte Sache?

A. Gewiß nicht. So wenig es gemein ist, unter den Gelehrten Newtone und unter den Künstlern Praxitelesse und Raphaele zu finden.

F. Ist feines und gebildetes Fürstengefühl der ganze fürstliche Sinn?

A. Nein: das Gefühl muß Leben, der Gedanke That werden.

F. Wenn aber ein Fürst viele Thätigkeit äußerte, die aber selten von den edlern Gefühlen des fürstlichen Sollens eingegeben wäre?

A. Auch dieses wäre nur ein Theil des fürstlichen Sinnes, dem es gerade an der Seele des Handelns fehlte.

F.

F. Kann man sich einen fürstlichen Sinn erwerben?

A. Ohne Zweifel; wenn anders die gehörige Fähigkeit dazu nicht mangelt. Wo sich ein solcher gleichsam angeborner Sinn findet, da ist Anlage zum großen Manne in dieser Art.

F. Durch welche Mittel gelanget man dazu?

A. 1. Durch Einpflanzung und Bearbeitung der Gefühle seines ausgezeichneten Berufes; 2. durch Unterricht; 3. durch Hinblick auf große Beyspiele; 4. durch Aufschauen zu Gott.

F. Was bemerkest du von den verschiedenen Gattungen des Berufes die es giebt?

A. Daß ein jeder auf seine eigene Weise gefühlt werden müsse. Bey einem muß Menschenliebe das herrschende Gefühl seyn.; bey dem Andern Muth und Stärke; bey dem dritten Eifer für das Seelenheil; bey dem vierten Edelmuth und Seelengröße, u. s. w.

F. Was für Gefühle müssen vorzüglich ein fürstliches Herz zieren?

A. 1. Allgemeines Wohlwollen, wie jenes eines Vaters gegen seine Kinder; 2. Edelmuth und Seelengröße, welche sich in jedem seiner Worte, in jeder Handlung zeigen müssen; 3. Gerechtigkeit.

F. Kann Unterricht einem zum fürstlichen Sinne verhelfen?

A. Ohne Zweifel. Es giebt zwar Gemüther, die zum Großen und Edlen geschaffen zu seyn scheinen: aber der Unterricht kann Vieles ersetzen, und selbst den natürlichen Anlagen als Bildungsmittel entgegenkommen.

F. Was hältst du auf die Beyspiele in dieser Hinsicht?

A. Ich fühle sie in mir selbst wohlthätig.

F. Wie das?

A. So oft ich ein edles großes Beyspiel sehe, hebet sich mein Herz, und es möchte eben so seyn, weil es das Würdige im Musterbilde fühlet.

F. Wodurch muß der fürstliche Sinn am reichlichsten gewonnen werden?

A. Durch das Hinsehen auf Gott.

F. Warum?

A. Weil in Gott alle Größe und Erhabenheit liegt, welche Personen zieren muß, die einen Theil seiner Würde tragen.

F. Was hindert und verderbt oft den fürstlichen Sinn?

A. Die äußern Ursachen sind: 1. Erziehung, 2. Verführung, 3. Zeitgeist, 4. böse Beyspiele. Die innern Ursachen aber sind: a) Wenn man seine Regierung auf Genuß berechnet, b) wenn man zwischen Größe und Stolz nicht unterscheidet, c) wenn man auf sich, und nicht auf seinen Zweck sieht.

F. Wie kann dem fürstlichen Sinne durch Erziehung geschadet werden?

A. Wenn kleinliche, wunderliche, veränderliche, irrdenkende, ausschweifende Menschen daran Theil nehmen. Der Geist derer, welche mit dem Kinde umgehn, drückt sich in demselben ab.

F. Was thut Verführung?

A. Sie setzet verkehrte, selbstersonnene Maximen an die Stelle der auf Natur gegründeten; sie entreißt Handlungen der Aufsicht der Vernunft, und giebt das Beyspiel dazu.

F. Was ist Zeitgeist?

A.

A. Eine herrschende Stimmung der Zeit, die ihren Grund in dem Scheine, nicht in der Wahrheit hat; eine allgewaltige Leidenschaft, die alle andere Kräfte verschlingt, und der alle andere dienen.

F. Wie verderbt dieser den fürstlichen Sinn?

A. Er giebt dem Fürsten das Gepräge der Zeit, da er das Gepräge des Fürsten haben sollte. So sah man Fürsten wechselweise Jäger, Komödianten, kriegerische Donquixotte, Sophisten, Oekonomen und Verschwender werden.

F. Was ist das böse Beyspiel?

A. Ein Ruf in den Wald, der sich von dort aus wieder giebt.

F. Wie verderbt dies den fürstlichen Sinn?

A. Es giebt dem unglücklichen Nachahmer die Lebensart seines Verführers. Er wird leichtsinnig, Wohllüstling, oft selbst Gotteslaugner seyn, wie sein Muster.

F. Wodurch wird der fürstliche Sinn vorzüglich verdorben?

A. a) Wenn man seine Regierung auf Genuß berechnet; b) wenn man Stolz äußert, wo man Größe zeigen sollte; c) wenn man mit Gewalt ausführt, wo man den allgemeinen Willen verehren sollte.

F. Welches sollte der gesuchteste Genuß des Fürsten seyn?

A. Das Wohl seiner Unterthanen.

F. Was hältst du von jenen, welche das Glück, Fürst zu seyn, vom Ertrage des Landes, von den Anstalten der Lust u. s. w. her rechnen?

A. Abscheulich! Sie haben keinen Fürstensinn.

F. Was ist für ein Unterschied zwischen Stolz und Größe?

A. Stolze sind nie groß, und Große sind nie stolz. Stolz gefällt sich, betet sich an, bezieht Alles auf sich: der Große ist Alles für Andere.

F. Hat derjenige einen fürstlichen Sinn, der sich auf Gewalt verläßt?

A. Gewalt darf nur gegen Feinde gebraucht werden. Wo sich der allgemeine Wille äußert, da ist Vernunft, da ist Gesetz.

F. Was sieht man oft für fürstlichen Sinn an?

A. 1. Eigenwillen und Unduldsamkeit des Widerspruchs; 2. Größe an Massen statt Größe der Gesinnung; 3. Unglauben statt geläuterter Religion; 4. Aufwand statt Wohlstand, u. s. w.

F. Was für Folgen hat der Eigenwille, und das Nichtdulden aller Einrede?

A. Sie arten endlich in Despotie und Unterdrückung aus. Nichts ist härter, als wenn sogar die Bescheidenheit schweigen muß, und wenn Wohlmeynen ein Verbrechen wird.

F. Was nennest du Größe der Gesinnung?

A. Den Umfang des Wohlmeynens, und die Reinheit der Absicht.

F. Aber große Gebäude, Aufführungen, Anstalten, das Erschaffen von Grund aus, sind doch auch Größen?

A. Sie sind Größen an Massen, wo Vernunftgröße die Auszeichnung seyn sollte.

F. Wie ist es möglich, daß man Unglauben statt reiner Religion wähle?

A. Bey gesunden Sinnen freylich nicht: aber es wird bewirket a) durch die gangbar gewordenen Grund-

sätze

säße der Verführung; b) durch den Hang zum Sinnengenusse.

F. Mag dies wohl den Großen der Erde nachtheilig seyn?

A. Ungemein! Sie sind gegen den Einzigen und Höchsten gefühllos: was werden sie den Menschen seyn?

F. Aber darin liegt doch ein fürstlicher Sinn, daß goldene Palläste prangen, Vergnügungen strömen, bloße Sättigung ein Bußtag ist, und man eher müde wird zu begehren, als herbeyzuschaffen?

A. Wer möchte einen solchen Sinn nicht beweinen!

F. Worin muß sich demnach der fürstliche Sinn zeigen?

A. In innerer und äußerer Würde.

F. Was ist innere Würde?

A. Gesinnungen, die der Erhabenheit der Stelle, und dem Umfange ihrer Pflichten angemessen sind.

F. Wie muß der Mann von innerer Würde aussehen?

A. Wahrheit, die in ihm wohnet, wird ihr reines Wesen über sein Angesicht ausbreiten; sein edles Herz wird durch sein ganzes Wesen schlagen; Wohlwollen wird aus seinen Augen leuchten; und seine aus der Hand der Tugend empfangene Größe, wird weit um ihn her Achtung und Verehrung verbreiten.

F. Was ist äußere Würde?

A. Der Ausdruck der innerlichen, wodurch sich der Vater und Wohlthäter des Landes ankündiget.

F. Was hältst du von einem solchen fürstlichen Sinne?

A. Er ist der unentbehrlichste Schmuck des Fürsten.

F. Hältst du es deiner würdig nach demselben zu streben?

A. So würdig, daß ich gern gestehe, ich wäre ohne ihn des fürstlichen Berufes nicht werth.

Von Plauderhaftigkeit, und Kunst zu schweigen.

(26. Dec. 1800.)

F. Ohne Zweifel bist du auf Menschen gestoßen, welche über Alles redeten, immer redeten, wiederholten, und nie fertig werden konnten?

A. Solche lästige Wesen sind mir genug aufgestoßen.

F. Welche entstellende Eigenschaft zeigen solche Leute an sich?

A. Plauderhaftigkeit.

F. Woher entsteht die Plauderhaftigkeit?

A. 1. Von guten Schwätzorganen, dem Beneficium der Lunge; 2. vom Mißverhältnisse zwischen Denken und Reden; 3. bey Kindern von langer Weile und Unbesonnenheit; 4. von einer angebornen Geschicklichkeit Gedanken an einander zu reihen, und von der Angewöhnung über alles abzusprechen; 5. von dem Bedürfnisse der Eitelkeit, sich reden zuhören.

F. Wodurch wird die Plauderhaftigkeit genähret?

A. 1. Durch Unthätigkeit. Man scheuet natürlich das Leere, und schwatzt. 2. Durch Beyspiel, durch Umgang mit Schwätzern. 3. Vom Glauben Alles sagen zu dürfen. 4. Von der unzeitigen Bewunderung des Gesagten an Kindern, die das Lügengefühl der Eitelkeit und den Drang sich hören zu lassen steigert.

F.

F. Welche Folgen hat eine solche Plauderhaftigkeit?

A. 1. Folgen in Betreff seiner selbst; 2. Folgen in Rücksicht auf Andere.

F. Welche Folgen hat sie in Betreff des Plauderhaften selbst?

A. 1. Es giebt Andern eine geringe Meynung von ihm; 2. seine Vortheile und Nachtheile legen sich in fremde Hände; 3. er wird sein eigener Verräther, und stellet sich dem Mißbrauche bloß; 4. man verräth die Geheimnisse; wird gewissenlos.

F. Welche Folgen hat sie in Rücksicht auf Andere?

A. 1. Man vertrauet ihm, als einem Schwätzer, nichts an; 2. man entfernt sich um seiner Sicherheit willen von ihm, und entziehet ihm die Vortheile der Gesellschaft.

F. Welche üble Seiten entdeckt die Plauderhaftigkeit am Menschen?

A. 1. Verstandesschwäche; 2. Unherrschaft über sich selbst; 3. Leichtsinn der bis zur Gewissenlosigkeit steigt, indem er wider allen Verstand ausschlägt; 4. Unkunde des erlaubten Gebrauches der Rede.

F. Warum ist Plauderhaftigkeit ein Zeichen der Verstandesschwäche?

A. Weil man dabey mehr Rücksicht auf Sagen, als auf das Gesagte nimmt. Man kann dabey ohnmöglich Alles prüfen, und spricht oft ohne zu denken, wie man oft mit geöffneten Augen nicht sieht.

F. Wie entdecket sich denn Unherrschaft über sich selbst durch Plauderhaftigkeit?

A.

A. Wer, ohne auf die Weisungen der Vernunft zu achten, bloß nach Einfall und Laune handelt, der hat keine Herrschaft über sich selbst.

F. Wie kann denn der Plauderer gewissenlos werden?

A. Wenn er Dinge redet, welche dem allgemeinen oder Privatbesten nachtheilig sind; wenn er sich nicht an die Regel alles Aeußerens hält: „äußere dich nur unter Aufsicht deiner Vernunft und des Gesetzes!"

F. Wo liegt die Unkunde von dem Gebrauche der Rede?

A. 1. Darin, daß er die sittlichen und bürgerlichen Folgen seiner Rede nicht berechnet; 2. daß er nur redet um zu reden, und nicht um einen erlaubten Zweck dadurch zu erreichen.

Kunst zu schweigen.

F. Was nennen wir Kunst?

A. Die errungene Fertigkeit etwas zu thun, nicht zu thun.

F. Und was wäre denn Kunst zu schweigen?

A. Die Fertigkeit sich da das Sprechen zu versagen, wo nach den Regeln der Weisheit nicht geredet werden darf.

F. Ist denn das Schweigen eine Kunst?

A. Allerdings eine große Kunst.

F. Warum ist es eine Kunst?

A. Weil uns oft der Drang uns zu erklären, das Gedachte mitzutheilen, das Unangenehme zu rügen, das Auffallende zu tadeln, das Eigene zu erheben, das Fremde herabzuwürdigen, u. s. w. die Worte von der

Zunge

Zunge stiehlt: und es kostet viele Herrschaft über seine Zunge, wenn man sie nicht mißbrauchen soll.

F. Wann hat man das Schweigen bis zur Kunst gebracht?

A. Wenn einem selten mehr ein Wort entwischet, welches Andern auffallend seyn möchte, oder welches man zurückwünschte.

F. Sage mir kurz und bestimmt die Lehre vom Schweigen.

A. 1. Es giebt Zeiten, wo man schweigen muß; 2. Es giebt Dinge, welche man verschweigen muß; 3. es giebt Personen, vor welchen man schweigen muß.

F. Zu welchen Zeiten muß man schweigen?

A. 1. In der Jugend; 2. bey einem unvollständigen Unterrichte in einer Sache; 3. in Hitze und Leidenschaft; 4. wo Reden fruchtlos ist.

F. Warum soll man in der Jugend schweigen?

A. Weil man zuerst lernen muß, ehe man nützlich reden kann.

F. Warum bey einem noch unvollständigen Unterrichte in der Sache?

A. Weil ich nach besserer Belehrung, wohl andrer Meynung werden könnte.

F. Warum zur Zeit einer Leidenschaft schweigen?

A. Weil man da Alles im falschen Lichte sieht.

F. Warum schweigen, wo das Reden fruchtlos wäre?

A. Weil ich die Worte verlöre. Werfet die Perlen nicht den Schweinen vor!

F. Welche Dinge muß man verschweigen?

A. 1. Verkleinernde; 2. verfeindende; 3. verführende Dinge; 4. anvertraute Geheimnisse.

F. Was ist verkleinernd?

A. Was eine geringere Meynung von jemanden giebt als er verdient; oder ohne Noth den guten Ruf, welchen er genießt, verderbt.

F. Warum soll ich verfeindende Dinge verschweigen?

A. Weil gutes Benehmen gegen alle Menschen und Aufrechthaltung friedlicher Gesinnung 2c. Pflicht ist.

F. Soll ich diesen Grundsatz allezeit und allgemein befolgen?

A. Wo mich nicht Pflicht auffodert, den Haß der Menschen, die Feindschaft und ihre Folgen auf mich zu nehmen.

F. Was ist verführend?

A. Was Andern Ursache wird, den Weg der Wahrheit und Ordnung zu verlassen.

F. Was hältst du davon?

A. Abscheulich! Die h. Schrift nennet es Aergerniß geben.

F. Wie vielerley sind die anvertrauten Geheimnisse?

A. 1. Privatgeheimnisse; 2. Staatsgeheimnisse.

F. Was ist ein Privatgeheimniß?

A. Etwas, das mir ein Mitbürger im Vertrauen auf meine Verschwiegenheit mitgetheilt hat.

F. Was sind Staatsgeheimnisse?

A. Hinterlagen, die mein öffentliches Amt, oder öffentliches Anliegen betreffen. Sacramentum regis abscondere bonum est.

F. Vor welchen Personen soll man schweigen?

A.

A. 1. Vor Geschwätzigen; 2. vor Kindern; 3. vor Neugierigen; 4. vor Unbekannten; 5. vor Unverhältnißmäßigen; 6. vor Großen.

F. Wen kann ich für geschwätzig ansehen?

A. Denjenigen, der sich aus Erzählen und Wiedererzählen ein Geschäft und einen Genuß macht.

F. Warum soll man vor Kindern schweigen?

A. Weil ihre Unbekanntschaft mit der Welt den Mißbrauch des Gehörten erleichtert.

F. Warum soll ich vor Neugierigen schweigen?

A. Weil diese Leute meistens eben so mittheilend sind, als einsaugend.

F. Warum muß man vor Unbekannten schweigen?

A. 1. Weil ich vor dem Mißbrauche meiner Worte nicht gesichert bin; und 2. weil es etwa ein Freund dessen seyn könnte, gegen den ich mich erkläre. So machten sich manche Verdruß, welche vor Ungekannten von Familien, Ländern, Religion sprachen.

F. Wer sind die Unverhältnißmäßigen, vor denen man schweigen soll?

A. Welche ihrem Stande und ihrer Bildung nach tief unter der Sache stehn, wovon ich reden möchte. Z. B. wenn ich Kutschern, Bedienten, gemeinen Soldaten von Staatssachen spräche.

F. Warum soll man vor Großen schweigen?

A. 1. Seine Ehrfurcht zu bezeigen; 2. weil man aus Gefälligkeit leicht gegen sein Gewissen sprechen kann; 3. weil man leicht schaden kann, indem Alles weit aussehend ist, oder werden kann, was ihnen mitgetheilt ist.

F. Ist denn das Schweigen nicht sündliche Verstellung?

A.

A. Nie, wenn es von Weisheit eingegeben wird: wohl aber, wenn ein böses Herz es auflegt.

F. Giebt es nicht ein beredsames Schweigen, welches oft mehr ausdrückt als die Rede selbst?

A. Es giebt wohl ein solches: z. B. wenn ich so schweige, daß man mir die Antwort auf dem Angesichte lesen kann, wenn man lesen will. So schweigt man oft vor einem unbilligen Gewaltigen; vor einer rasenden Bestie, die ich nur mehr reizen würde, u. s. w.

F. Wem fehlt zum größten Nachtheile die Kunst zu schweigen?

A. Den Großen, wann sie ihnen fehlt.

Von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.

(28. Jän. 1801.)

F. Wenn wir das Wort, unsre lieben Aeltern, aussprechen, welche Menschen bezeichnen wir mit diesem Worte?

A. Die, durch welche uns Gott Daseyn und Leben geschenkt hat.

F. Ist also zwischen Aeltern und Kindern ein großes, ein heiliges Verhältniß?

A. Das größte, das heiligste — nach Gott.

F. Warum das größte und heiligste nach Gott?

A. Den Aeltern verdanken wir das Leben: und das Leben ist ja die Wurzel aller andern Verbindungen mit andern Menschen, und unsrer vollständigen Entwickelung und Bildung für Zeit und Ewigkeit. Also ist die Verbindung, in welcher die Kinder zu den Aeltern stehen, nach jener Verbindung in der wir alle zu Gott stehen, die höchste, die heiligste.

F.

F. Was für Pflichten gehen aus diesem großen, heiligen Verhältnisse für Kinder hervor?

A. Vorzüglich Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe.

F. Was ist Dankbarkeit?

A. Das Streben den empfangenen Wohlthaten durch Erkenntlichkeit, durch gute Wünsche, durch Segnung und Anhänglichkeit zu antworten.

F. Was genießen Kinder durch die Aeltern?

A. Die Wohlthat des Lebens, Erziehung, Erhaltung, Versorgung für die Zukunft, u. s. w., und eine Liebe, die an Herzlichkeit alles übertrifft.

F. Was muß die Ueberzeugung davon im Kinde wirken?

A. Das Bestreben, auf jedem Gesichtszuge, in jeder Handlung, in jeder Gesinnung Dankbarkeit auszudrücken.

F. Auf welche Weise kann das Kind seine Dankbarkeit äußern?

A. 1. Durch die besorgteste Aufmerksamkeit auf Winke und Bedürfnisse der Aeltern; 2. durch das lebhafteste Vergnügen an dem Wohlseyn der Aeltern; 3. durch die Zufriedenheit mit allem, was es von den Aeltern hat; 4. durch sein Bestreben den Aeltern seine kindlichen Gesinnungen fühlbar zu machen, und Genuß durch Gegengenuß zu vergelten.

F. Worin sollen die Kinder vorzüglich den Aeltern sich dankbar erzeigen?

A. 1. Darin, daß sie ihre Ermahnungen zum Guten befolgen; 2. daß sie ihre Bemühungen zum Besten der Unmündigen anerkennen und zu achten wissen;

sen; 3. daß sie sich bestreben, sie durch ein schönes Betragen zu erfreuen; 4. daß sie die Hoffnung durch Tugendliebe gründen, daß sie Kinder hinterlassen, die ihrer würdig sind.

F. Was soll ein Kind aus Dankbarkeit zu erzeugen suchen?

A. 1. Häusliche Freuden; 2. frohes Gefühl der Aelternschaft; 3. die Ueberzeugung, daß Sorge und Mühe der Aeltern an ihm nicht verloren sey.

F. Wann fehlt das Kind gegen die Pflicht der Dankbarkeit?

A. 1. Wenn es Wohlthaten annimmt, ohne sich die denselben entsprechenden Gefühle zu gebieten; 2. wenn es ohne Rücksicht auf Sorgen, und Arbeiten der Aeltern nur genießt; 3. wenn es das Ansehen hat, als halte es die Aeltern nur für gut, Angenehmes herbeyzuschaffen; 4. wenn es sich nicht bestrebt die Wohlthaten da, wo Verdienst Platz hätte, zu verdienen; 5. wenn es sich nicht auch beschwerliche Opfer gefallen läßt, welche es den Aeltern als Zeichen der Dankbarkeit bringt.

F. Was sollen die Kinder denken, wenn die Aeltern etwas Schweres von ihnen begehren?

A. Noch nicht genug für eure Liebe; nicht genug für eure Sorge!

F. Was hältst du von Kindern, welche ihren Aeltern trotzig begegnen, harte Reden geben, u. dgl.?

A. Die Undankbaren! Ohne die Aeltern würden sie nicht seyn; ohne ihre Erziehung etwa nur lallen und nicht reden; ohne ihre Lehre kaum denken können: und sie sollten Denken und Reden zur Kränkung der Aeltern mißbrauchen können?

F.

F. Welches schöne Beyspiel der Dankbarkeit finden wir in der h. Schrift?

A. Jenes von Joseph gegen seinen Vater Jakob, den er aus Kanaan zu sich bringen ließ, u. s. w.

F. Was heißt gehorsam seyn?

A. Sich nach dem vernünftigen Willen eines andern richten.

F. Was sind die Kinder in dieser Rücksicht den Aeltern schuldig?

A. Sich nach dem vernünftigen Willen derselben zu richten.

F. Was machet den Gehorsam den Kindern zur Pflicht?

A. 1. Ihre Abstammung von den Aeltern; 2. ihr unausgebildetes Wesen; 3. der erklärte Wille Gottes.

F. Wie folget aus der Abstammung der Kinder Gehorsam?

A. Die Abstammung der Kinder machet die Aeltern nach Gott zu Gebietern, zu Machthabern über Kinder, und überall, wo ein Theil das Recht hat zu gebieten, da hat der andere die Pflicht zu gehorchen.

F. Wie weit erstrecket sich die Pflicht des Gehorsames?

A. 1. Ueber alle Dinge, welche von mir abhängen, und wo ich mich nach dem Willen der Aeltern richten kann und darf; 2. über Alles, was aus dem Begriffe der Aeltern fließt: z. B. Hausordnung, Ausgaben, Erziehungsplan, Lehre, Bildung, u. s. w.

F. Was verbindet Kinder ferner noch zum Gehorsame?

A. Ihr unausgebildetes Wesen.

F. Was leget dieses den Aeltern auf?

A.

A. Die Pflicht zu sorgen, daß die Bildung befördert werde.

F. Damit aber Bildung befördert werden könne, was muß vom Kinde geschehen?

A. Es muß gehorsam seyn.

F. Wo hat sich Gott hierüber erkläret?

A. 1. Dadurch, daß er Kinder schwach, kenntniß- und erfahrungslos geboren werden ließ; 2. in den zehn Geboten, und Ephes. 5. Kinder, gehorchet euern Aeltern im Herrn!

F. Wenn aber die Aeltern unangenehme und beschwerliche Dinge begehren?

A. Das thut nichts: hier fragt es sich nur, was gut und recht ist, nicht was schwer und unangenehm ist.

F. Wer gab im alten Testamente ein schönes Beyspiel des Gehorsames?

A. Isaak.

F. Und im neuen Testamente?

A. Jesus.

F. Wie verfehlt man sich gegen den Gehorsam?

A. 1. Wenn das Kind Alles auf Zwang ankommen läßt; 2. wenn es mit den Aeltern streitet; 3. wenn es das Gebot unvollständig erfüllet; 4. wenn es dasselbe nach seinem Sinne auslegt, u. s. w.

F. Wann ist der Ungehorsam besonders wichtig?

A. 1. Wenn er den Aeltern Ursache wird sich sehr zu betrüben; 2. wenn er das Kind in große Nachtheile der Sittlichkeit, der Gesundheit, des Vermögens ꝛc. setzet.

F. Was erleichtert den Kindern den Gehorsam?

A.

A. 1. Die Ueberzeugung vom Willen Gottes; 2. ein wahrhaft kindliches Herz; 3. vernünftige Selbstachtung; 4. eignes Wohlseyn.

F. Was ist Liebe gegen die Aeltern?

A. Innige mit dem reinsten Wohlwollen verknüpfte Freude an den Aeltern, kraft derer das Kind gleichsam nur zum Vergnügen derselben lebet, und durch diese Verschönerung und Versüssung ihres Daseyns das Empfangene einiger Maßen ersetzet.

F. Was verbindet die Kinder zu einer solchen Liebe?

A. 1. Die Abstammung von den Aeltern. Kinder sind Zweige von dem Baume, dem sie sich zu verdanken haben; 2. die unaussprechliche Aelternliebe, welche sie genießen; 3. die Fähigkeit zu lieben, die sie, nach Gott, gegen Niemanden würdiger äußern können, als gegen die Aeltern.

F. Wozu wird diese Liebe die Kinder verbinden?

A. 1. Nie knechtisch vor den Aeltern zu erscheinen, nie aus bloßer Furcht zu handeln; 2. sich mit Freude nach ihrem Willen zu fügen, ja demselben zuvorzukommen; 3. Anhänglichkeit und Ergebenheit in vollem Maße zu zeigen; 4. die Aeltern von allen andern Menschen durch den Ausdruck der kindlichen Ehrfurcht zu unterscheiden.

F. Können die Aeltern nicht das Recht auf diese Liebe verlieren, wenn sie etwa nicht nach dem Willen der Kinder thun?

A. Niemal! Auch unbillige Härte von Seiten der Aeltern muß die Kinder nicht beleidigen können.

F. Wenn aber diese Liebe große Opfer, Verläugnung seiner selbst foderte?

A.

A. Nichts darf abhalten; nichts zu beschwerlich fallen: wir haben ihnen nach Gott ja Alles zu verdanken.

F. Also: wie heissen die Pflichten der Kinder?

A. Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe.

F. Ließen sich diese Pflichten nicht in einer andern Ordnung darlegen?

A. Warum nicht? Bey jeder Uebersicht des Ganzen lassen sich einzelne Glieder anders verbinden, vielleicht auch neue auffinden.

F. Wollen wir nicht, um uns dieselbe Sache eindrücklicher zu machen, eine lichtere und vollständigere Darstellung versuchen?

A. Ich freue mich, sie vor meinen Augen entstehen zu sehen.

F. Wenn die Liebe das ganze Gesetz des Menschen ausmacht: wird sie nicht auch das ganze Gesetz der Kinder in Hinsicht auf ihre Aeltern seyn?

A. Wer die Aeltern liebt, hat als Kind sicherlich auch das ganze Gesetz erfüllt.

F. Wenn die kindliche Liebe in dem Herzen eines Kindes lebt: wird sie sich nicht 1. im freudigen Zutrauen, 2. in thätiger Dankbarkeit, 3. in willigen Gehorsam, und 4. in ungeschwächter Ehrfurcht offenbaren müssen?

A. Die Liebe wird lauter Vertrauen und Zuversicht, die Liebe wird thätige Dankbarkeit seyn, die Liebe wird gern gehorchen, die Liebe wird sich nie einen Mangel an Ehrfurcht zu Schulden kommen lassen.

F.

F. Also wird das Gesetz der kindlichen Liebe die ganze Kindermoral — in Hinsicht auf ihre Aeltern ausmachen?

A. Die ganze Kindermoral.

F. Ist diese Darstellung richtig?

A. Mir ist sie lichter und vollständiger, lichter, weil sie Alles in der Liebe zusammenfaßt; vollständiger, weil sie das Vertrauen und die Ehrfurcht als besondere Glieder des Ganzen angiebt.

F. Was ist aber in Hinsicht auf die Wahrheit das Wichtigere, die Darstellung oder die Ausübung?

A. Die Ausübung: ich will mir also als Sohn das heilige Verhältniß, in dem ich gegen meine Aeltern stehe, heilig seyn lassen, das ist, üben, was ich gelernt habe.

Ueber Aufklärung.

(28. März 1802.)

F. Ist der Mensch des Fortschreitens in seinen Erfahrungen und Kenntnissen fähig?

A. Er ist es fähig: denn ein Gedanke wecket den andern, eine Wahrheit führt zur andern.

F. Diese Fähigkeit des Fortschreitens wird doch dem Menschen, wie alle Kraft in seiner Natur, auf etwas deuten, ihm etwas zur Pflicht machen?

A. Unsere Fähigkeiten sind Winke und Foderungen an uns: nämlich das zu suchen, wozu wir Fähigkeit haben.

F. Und welche Foderung müßte die Fähigkeit, die wir haben, in Erfahrung und Kenntniß fortzuschreiten an uns machen?

A. Die Foderung, uns in Erfahrung und Kenntniß zu vervollkommnen.

F. Diejenigen fehlen also, welche nie weiter rücken?

A. Sie fehlen.

F. Wogegen fehlen sie?

A. Gegen die erste Foderung, welche ich mir selbst machen muß: gebrauche deine Fähigkeiten, vorzüglich deine Vernunft.

F. Wenn du eine Reise zu irgend einem Ziele machest, was hindert dein Gelangen zum Ziele?

A. 1. Irrführende Wege, 2. verdorbene Wege.

F. Was hindert dein Fortschreiten in Erfahrung und Erkenntniß?

A. 1. Irrführende Lehren, 2. Wahrheiten, aber ohne gründliche, lichthelle Darstellung.

F. Wie verwahrest du dich gegen beyde Hindernisse des Fortschreitens in Erfahrung und Kenntniß?

A. a) Durch Entdeckung des Irrthums, b) durch reinere Ansicht der Wahrheit, die ich zu gewinnen strebe.

F. Wenn du aber den Irrthum aufdeckest, und die Wahrheit im reinern Lichte zeigest: so giebst du Licht, wo nur Finsterniß oder Dämmerung war?

A. Ich gebe Licht.

F. Du hellest also und klärest auf?

A. Dieses glaube ich einmal.

F. Und was wäre demnach das Streben den Irrthum aufzufinden, und die Wahrheit im reinern Lichte darzustellen?

A. Es ist Aufklärung.

F.

F. Kannst du diese Aufklärung für nützlich ansehen?

A. Nicht nur für nützlich, sondern für nothwendig.

F. Warum für nothwendig?

A. Weil sie in der Natur und im menschlichen Geiste gegründet ist. Es giebt in der Natur eine Unendlichkeit des Erkennbaren, und im Menschengeiste einen Hunger nach Erkenntniß und ein Vermögen das Wahre zu forschen. Wenn wir nun überall bey dem Anfange des Erkennens stehen blieben: so wäre a) das Erkennbare, b) der Hunger nach Erkenntniß, und c) das Vermögen zu erkennen umsonst gegeben.

F. Also wäre das sich Aufklären Gesetz und Naturbefehl?

A. Dieser Befehl liegt in unsrer Fähigkeit.

F. Demnach wäre Aufklärung nichts Neues und erst Aufgefundenes?

A. Nur das Wort ist etwa neu.

F. Warum wird denn dieses Wort überall mit so viel Enthusiasmus wiederholet, da man doch sonst nicht so gern von Pflichten spricht?

A. Vielleicht auch, weil es ein Wort ist, eine Firma, unter der man wohl manche seiner Pflichten hinwegwerfen kann.

F. Es wäre also nicht Alles Aufklärung, was man mit diesem Namen bezeichnet?

A. Gewiß nicht. Darum giebt es auch eine falsche Aufklärung, wie es eine wahre giebt.

F. Worin besteht aber das Wesen der wahren Aufklärung?

A. In Erzeugung wahrer, in Berichtigung falscher, in Reinigung vermischter Vorstellungen, Kenntnisse.

F. Wo hat die Erzeugung wahrer Kenntnisse Platz.

A. Da, wo uns unbekannte Wahrheiten im hellen Lichte dargelegt werden, daß wir sie wirklich einsehen und in uns aufnehmen.

F. Für wen ist dieser erste Dienst der Aufklärung nöthig?

A. Für jeden Unwissenden.

F. Wer bedarf Berichtigung seines Erkennens?

A. Jeder Irrgeführte, jeder Getäuschte.

F. Wie kommt Irrthum in uns?

A. 1. Durch die frühen Eindrücke, wenn nämlich Irrthum das erste ist, was wir auffassen; 2. durch den Zeitgeist, der mit blendendem Irrlichte spielt; 3. durch Einfluß des Temperaments, das dem gesunden Urtheile vorläuft; 4. durch die allgemeine Vorliebe zu allem was sinnlich ist, und durch das spätere Erwachen der Vernunft.

F. Haben wir auch Reinigung unsrer Kenntnisse nöthig?

A. So gewiß als Berichtigung des Irrigen.

F. Warum haben wir sie nöthig?

A. 1. Weil sich die Eigenliebe so oft unter die Beweggründe, die unser Urtheilen und Handeln bestimmen, mischet; 2. weil uns die Gewohnheit des Lebens so oft die Wahrheit oder die Pflicht aus dem Auge rückt; 3. weil uns die Trägheit in der Scheidung des Falschen von dem Wahren hindert.

F. Wie heißt die Stelle, die Gegend, wo die Reinigung anfangen muß.

A. Die Sümpfe, aus denen die Nebel aufsteigen, die denn das Licht der Wahrheit verdunkeln, müssen zuerst abgegraben und der Boden von giftigen Dünsten gereiniget werden. Neigungen, Absichten, Beweggründe, Triebfedern — die sind die Gegend, an die der Eifer der Reinigung zuerst Hand anlegen muß.

F. Wenn wir aber verbunden sind, wahre Kenntnisse zu suchen, irrige zu berichtigen, unreine zu reinigen, also uns aufzuklären: so muß es doch etwas geben, wornach die Erzeugung wahrer, die Berichtigung irriger, die Reinigung unreiner Kenntnisse beurtheilet werden kann?

A. Es muß sich ein Maßstab der wahren Aufklärung finden lassen.

F. Wo liegt dieser Maßstab?

A. In der allgemeinen Menschenvernunft.

F. Warum in der allgemeinen?

A. Weil jeder Mensch seine eigne Vernunft besitzt, die denn mit Vorurtheil, mit Wahn und mit Dünkel umlagert ist: so kann dieser mit Vorurtheil, Wahn und Dünkel umlagerte, mit so viel Asche gedrückte Lichtfunke nicht für alle zum sichern Maßstabe dienen, weil er in jedem anders und wieder anders umlagert und gedrückt ist.

F. Wo finden wir also den gesuchten Maßstab, wenn keiner die allgemeine Vernunft besitzt, und die, welche er besitzt, mit Vorurtheil, Wahn und Dünkel umlagert ist?

A. Nur der hat den Maßstab der Aufklärung gefunden, welcher a) sich wider die Asche, die seinen Lichtfun-

funken drückt, mit edlem Rittergeiste wehret, welcher b) nicht nur das Licht, das in ihm ist, so viel möglich rein bewahret, sondern sich auch an dem Lichte der Offenbarung durch Christus dankbar sonnet, und c) mit seinem, durch die Offenbarung erhelleten und erweiterten Vernunftblicke das Gebiet des Wahren durchforschet.

F. Hat uns denn Gott durch Christus mehr gegeben, als jedem durch seinen Vernunftfunken schon gegeben war?

A. Mehr an Wahrheit, mehr an Sicherheit, mehr an lebendigem Triebe.

F. Wird aber der weise Mann seinen Vernunftfunken verachten, weil er nicht die Geistersonne selber ist?

A. Unmöglich, denn gerade sein Vernunftwesen ist es, das ihn fähig macht an dem Lichte der höhern Offenbarung Theil zu nehmen. Für Klötze und Thiere leuchtet es nicht.

F. Worin bestünde also der Maßstab wahrer Aufklärung?

A. In der allgemeinen Menschenvernunft unter Leitung der Offenbarung Gottes durch Christus.

F. Wenn aber jemand auf die allgemeine Menschenvernunft keine Rücksicht nähme; wenn er die Erweiterung derselben durch die Offenbarung Christi verschmähete, und nur sich und seine Stimme hörete und von andern gehöret wissen wollte?

A. Dies wäre falsche Aufklärung.

F. Warum wäre dieses falsche Aufklärung?

A. Weil er sich selbst zum Gesetzgeber machte. Dies ist, da ihm das Vermögen dazu offenbar fehlet, falsche

Aufklärung, ein Aberglaube, schädlicher als alle Mirakelbilder, denn da machte er sich selbst zur Gottheit.

F. Giebt es kein äußeres Merkmal, das uns wahre oder falsche Aufklärung vermuthen läßt?

A. Was sich durch Glanz heben will, was so gewaltig schreyet, was sich überall im Posaunentone ankündet, was der Sinnlichkeit das Wort redet, und darauf ausgeht dem Geiste die Flügel zu stutzen: davon erwarte nichts Großes. Was sich dagegen sanft und bescheiden ankündet, was dein Gemüth erleichtert, hebt, stärkt, was dich überall an Gott und die Ewigkeit anweiset, was dir Sinn für Ordnung, Genügsamkeit ꝛc. einflößt, da nähere dich dem neuen Boten: es kann wohl ein Himmelsbote seyn, und laß dich mit ihm weiter ein.

F. Welches sind die ächten Unterscheidungszeichen der wahren und falschen Aufklärung im sittlichen Gebiete?

A. Die falsche kündiget sich durch ein wildes Hinwegwerfen, durch ungezäumte Freude, durch Bezeichnung alles dessen mit Aberglauben, was ihr nicht gefällt, durch Leichtsinn und Ungebundenheit: die wahre Aufklärung aber durch vermehrtes Gottes- und Tugendgefühl an.

F. Was muß derjenige vorzüglich beobachten, der wahrhaft aufklären will?

A. Er muß nichts übertreiben: a) weder zu schnell, b) noch zu viel aufklären wollen, c) von sich selbst anfangen.

F. Warum muß er nicht zu schnell aufklären wollen?

A.

A. Weil es ohne Vorbereitung wäre, und nur ein Gebäude ohne Fundament gäbe: auch thut es wehe.

F. Wen muß er hierin nachahmen?

A. Die Sonne. Sie rücket langsam von der Dämmerung zum Tage, und von da zum Mittagslichte.

F. Was entsteht durch zu schnelles Vorrücken?

A. Blendung und nicht Erleuchtung.

F. Wie soll er es mit dem Maße der Aufklärung halten?

A. Nur nicht zu viel! Nichts übertrieben!

F. Warum nicht?

A. Der Geist verdauet eben so wenig das Uebermaß als der Magen: es leget einen Grund zur Krankheit.

F. Warum soll der, welcher aufklären will, von sich selbst anfangen?

A. Weil er sonst nicht einmal fähig ist, Aufklärung auch nur zu denken, und wie ein blinder von der Farbe spricht.

F. Wenn du einmal in deinem Zimmer ausmusterst, oder in irgend einer andern Sache Liebe zum Ausmustern gefaßt hast, was für eine Gefahr drohet dir?

A. Daß mir bald nichts mehr gefallen werde.

F. Was wird dir am Ende fast nothwendig?

A. Daß ich Alles hinwegwerfe.

F. Aber es sind kostbare, noch brauchbare, leicht zu verbessernde Geräthe darunter?

A. Meine Lust zum Ausmustern wird siegen: unter tausend Vorwänden werfe ich Alles hinweg.

F. Würdest du aber klug handeln?

A.

A. Wie alle Liebhaber! — Nie soll man unter dem Vorwande der Ausmusterung etwas noch Brauchbares in seiner Haushaltung zerstören.

F. Könnte dir wohl eben dieses widerfahren, wenn du dir einmal das Aufklären in den Kopf gesetzt hättest?

A. Allerdings!

F. Was würdest du in diesem Falle thun?

A. Statt aufzuklären hinwegwerfen, statt zu ordnen zernichten.

F. Was würde man deine Aufklärung alsdann nennen können?

A. Zernichtung, Hinwegwerfung.

F. Unter wessen Leitung sollen demnach Aufklärungen versuchet werden?

A. Unter der Leitung ächter Frömmigkeit nach den bewährtesten Grundsätzen der Vernunft und Religion.

F. Welche Menschen sollten demnach zu diesem Werke genommen werden?

A. Fromme, Weise Männer.

F. Ich meyne aber, Philosophen wären die ächten Aufklärer?

A. Aechte Philosophen wohl: nur keine Sophisten: Marktschreyer tödten den Patienten!

F. Welche sind aber die ächten, die auserwählten Philosophen?

A. Ich möchte sie lieber gemahlt sehen, als selber mahlen.

F. Helle Augen, und lautere Gemüther, die in dem Vergänglichen, das sichtbar ist, das Unvergängliche, das unsichtbar ist, erforschend, endlich den Ursprung aller Dinge in Gott erblicket haben, und den

Gott,

Gott, den sie in ihrem innersten Selbstbewußtseyn wahrgenommen haben, als Gott in ihren Gesinnungen verherrlichen und in ihrem Leben nachahmen . . . diese hellen Augen, diese lauteren Gemüther bilden die ächten, die auserwählten Philosophen. Sie sind ächte Philosophen, weil sie mit lauterem Gemüthe das Unvergängliche suchen; sie sind die auserwählten, weil sie den Ursprung aller Dinge in Gott finden, Gott als Gott im Gemüthe anbeten und im Leben nachahmen.

F. Diese ächten, auserwählten Philosophen sind doch wohl hinreichend zur Aufklärung des menschlichen Geschlechtes?

A. Ja, und Nein. Ja, wenn sie in der Schule Christi das Licht suchen, das sie in sich nicht finden, und im Bunde mit Christus sein Licht ausbreiten. Nein, wenn sie die Erlösung von der Finsterniß, die uns Christus anbeut, verschmähen könnten, also hierin ihrer Philosophie selbst untreu würden.

* * *

Diese Vorzeichnungen *) des Weges, den der Lehrer bey dem Unterrichte des königlichen Zöglings

*) — — Ungern breche ich hier ab, denn die jüngern Erzieher, deren Bedürfniß ich in der Darstellung des Lehrtalentes an Sambuga, mit ins Auge faßte, würden nicht ohne besonderes Interesse lesen die weitern Gespräche, von denen ich nur die Aufschriften hersetze:

1. Selbsterkenntniß, vor allen nothwendig.
2. Von dem Streben nach Größe.
3. Von guten, reinen Absichten, als einer allgemeinen Pflicht bey Erfüllung jeder besondern.

4.

lings gegangen ist, (denn, wie gesagt, als bloße Vorzeichnungen wollen sie angesehen seyn, und als solche sah er sie selber an), zeigen zur Genüge, daß Sambuga nicht bloß als frommer Mann, sondern als denkender Mann das große Werk der Bildung trieb. Ob er nun als denkender Mann es allen andern, die von seinem Denken Notiz nehmen mochten, werde recht gemacht haben, ist eben so wenig zu erwarten, als daß der Eine Hut, der für alle Menschenköpfe paßte, noch vor dem jüngsten Tage werde zurecht gemacht werden. Genug: Sambuga wollte das Prinzip des Selbstdenkens in dem Prinzen so lebendig, und in einem solchen Grade leicht- und schnellbeweglich machen, daß es itzt sein Privat- und einst sein öffentliches Leben zu beleuchten, Sonnenkraft genug in sich hätte.

---

4. Ueber Regierung, Unterordnung der Zwecke derselben.
5. Der Fürst, in philosophischer und christlicher Betrachtungsweise.
6. Daß einem Fürsten Geistesarbeiten besser anstehen als körperliche.
7. Von der großen Entschiedenheit für Religion und Tugend, welche Fürsten zeigen müssen.
8. Ueber die Veranstaltung öffentlicher Vergnügungen.

VII.

VII.

Sambuga als Religionslehrer aller königlichen Kinder.

Wie er in Bildung des Kronprinzen und seines Bruders Carl, Herzogs von Baiern mit den Gefühlen für Vaterland und Religion zugleich die Keime des Selbstdenkens zu wecken und zu beleben suchte: so that er dieses auch im Unterrichte der königlichen Prinzessinnen Auguste und Charlotte und der andern Prinzessinnen bis an sein Lebensende. Darin zeichnete sich sein Religionsunterricht aus. Er wollte nirgends blinden Glauben pflanzen. Auch die weiblichen Wesen sollten wissen, was sie glaubten, und die Gründe kennen, auf denen ihr Glaube beruhete. Keine Aufforderung, die der aufkeimende Verstand der Prinzessinnen an ihn that, wies er zurück. Er wußte, warum er glaubte, und hoffte, seine Glaubensgründe für jedes glaubwillige Gemüth überzeugend darlegen zu können. Selbst auch Fragen aus dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, die die Prinzessinnen bey fortschreitender Bildung an ihn thaten, beantwortete er mit einer Bestimmtheit und Klarheit, die Männer angezogen haben würde. So hat er am 20. Dez. 1802 der Prinzessin Auguste auf ihr ausdrückliches Begehren die Frage, was Dialektik sey, in einer ziemlich vollständigen Abhandlung gelöset. Er unterscheidet vorerst die Dialektik, die bloß eine Kunstwaffe ist, den Gegner zu schlagen, er möge recht oder unrecht haben, von der Dialektik, die den Schein des Wahren, der dem Falschen anhängt, und den Schein des Falschen, der dem Wahren angehängt wird, durch scharfsinnigen Widerstreit

ent=

enthüllet, und durch diese Enthüllung das Wahre von dem Falschen scheidet (nach Cicero: dialectica est veri et falsi quasi disceptatrix judex). Er zeigt nachher, was die Dialektik a) der Griechen, b) der Kirchenväter, c) der Scholastiker war, und d) in den neuern Zeiten der Gährung ist. Aber den ersten Fleiß wandte er denn doch auf die Elemente der Religion; sie dem Verstande klar, sie dem Gemüthe fühlbar zu machen, darin war er unermüdlich, darin unerschöpflich.

So hat er für die Prinzessin Charlotte (ein eingelegtes Blatt von seiner Hand, worauf die Worte stehen: pro Catechismo Princ. Charlottae beweiset es) den ersten Religionsunterricht in fünf Unterweisungen abgefaßt, die das Gepräge des gebildeten Denkers tragen. Der erste hat die Aufschrift: Dinge, Welt, Weltall; die zweyte: der Mensch; die dritte: Bestimmung des Menschen; die vierte: Gott; die fünfte: unser Begriff von Gott. Diesen fünf Unterweisungen geht voran eine Erweckung der Lernbegierde in dem Kinde, und ein Uebergang zur ersten Unterweisung, die beyde zu schön sind, um nicht in der Biographie des Unterweisers zu stehen:

1.

Erweckung der Lernbegierde in dem Kinde.

Lehrer. Merke, mein Kind! auf das, was ich dir jetzt sage. Sowohl ich, als deine lieben Aeltern, wie auch die andern Menschen, mußten Alles lernen, was wir jetzt wissen, und was du an uns etwa bewunderst. Wir kamen so klein, wie du, auf diese Welt; wir hat-

ten

ten Mühe die ersten und nöthigsten Worte aussprechen zu lernen, wie du. Was wirst du wohl thun müssen, um einst eben das zu wissen, was wir jetzt wissen?

A. Ich werde lernen müssen, wie auch Andere lernen mußten.

F. Nun sage mir: wenn du etwas Verborgenes suchest, und es hat jemand so viel Liebe zu dir, daß er dich dahin führet, wo das Gesuchte lieget: wirst du das Verborgene nicht leichter finden, als wenn du es ohne Anführung und allein suchen müßtest?

A. O! das finde ich freylich leichter, was mir jemand zeiget.

Lehrer. Dasjenige, was du zu lernen hast, mein Kind! ist auch etwas Verborgenes für dich. Du weißt jetzt noch nichts. Du issest Brod, und weißt noch nicht was es ist, und wo es herkommt; du bedeckest dich mit Kleidern: und noch ist es dir verborgen, wie sie entstanden sind; du liebest deine Aeltern: und es ist dir unbekannt, wer sie dir gegeben hat; du lebest: und weißt noch nicht, wozu du da bist, u. s. w. Wie wirst du Alles dieses am leichtesten finden: wenn ich es dich lehre, oder wenn du es selbst suchen mußt?

A. Wenn Sie mich lehren, werde ich bald Alles wissen, was ich wissen soll.

Lehrer. O, das will ich gern thun, liebes kleines Wesen! Ich habe dir so viel Schönes und Gutes zu sagen! Aber: womit willst du mich belohnen, wenn ich dir so schöne Kenntnisse verschaffe?

A. . . . . .

Lehrer. Sey nicht verlegen, mein Kind! Ich begehre nichts, was du nicht sehr leicht thun könntest.

Ist

Ist es zu viel, wenn ich nur allein Aufmerksamkeit auf meine Lehre von dir begehre?

A. Gar nichts ist dieses: ich verspreche Ihnen volle Aufmerksamkeit.

Lehrer. Nun muß ich dir aber noch etwas sagen: Alles Wissen, das ich dir beybringen möchte, ist für dich eine Anweisung zum Thun. Das Wissen, welches nicht zum Thun führet, ist ein unnützes Wissen: jenes aber, welches mich zum Thun anführet, ist ein nützliches Wissen. Jetzt weißt du schon, wie vielerley Wissen es giebt?

A. Es giebt ein nützliches, und ein unnützes Wissen.

F. Welches Wissen ist nützlich?

A. Dasjenige Wissen, welches mich zum Thun anführet.

F. Und welches Wissen ist ein unnützes Wissen?

A. Dasjenige, welches mich nicht zum Thun anführet.

F. Wodurch willst du dir das nützlich machen, was du lernest?

A. Durch Thun und Befolgen.

F. Darf ich es sicher von dir erwarten, daß du dir dein künftiges Wissen nützlich machen werdest?

A. Zweifeln Sie nicht daran: was mir nützlich ist, befolge ich ja gern.

Lehrer. So höre mich denn mit froher Lernbegierde an, und laß dir unvergeßlich seyn jedes gute Wort, welches ich dir sagen werde. Laß keine von den guten Lehren fruchtlos ausgesprochen seyn, welche du vernehmen wirst: sondern belohne sie mit deinem schönen Betragen,

wie

wie das Bäumchen seine Pflanzer mit den angenehmen Früchten belohnet.

2.

Uebergang zur ersten Unterweisung.

F. Nicht wahr: ein jedes Bäumchen wächst, die kleine Blumenpflanze wird täglich größer, trägt endlich Knospen und wohlriechende Blumen?

A. Dieses zu bemerken habe ich an meinen Blumentöpfen so oft Gelegenheit.

F. Es muß also ein Gesetz in der Natur seyn: was wachsen kann, soll wachsen?

A. Daran läßt es sich nicht zweifeln!

F. Wenn aber das Bäumchen wächst, dann wird es vollkommener?

A. Es wird vollkommener!

F. Es ist also auch ein Gesetz in der Natur: alles soll vollkommener werden?

A. Alles soll vollkommener werden!

F. Dieses wird wohl auch ein Gesetz für den Menschen seyn?

A. Auch der Mensch gehört ja zum Ganzen, zu der Natur.

F. Ist denn der Mensch so ganz Blumenpflanze oder Bäumchen: oder unterscheidet er sich davon?

A. Wohl merklich unterscheidet er sich: er redet und denkt, wovon im Gewächse keine Spur vorkommt.

F. Welches ist denn unter beyden das Werthere: Reden, oder Denken?

A. Denken ohne Anstand: denn ich muß zuerst denken, bevor ich rede.

F.

F. Der Mensch müßte also im Denken vollkommener werden, wie das Bäumchen im Wachsen?

A. So finde ich es.

F. Es besteht also für den Menschen ein Gesetz: werde im Denken vollkommener?

A. Ein liebes Gesetz.

F. Es ist also Gesetz in der Natur: was wachsen kann soll wachsen; was denken kann soll denken, und im Denken vollkommener werden?

A. Ja, Ein Gesetz.

F. Da aber alles, was uns umgiebt, auf uns einwirkt: so müssen wir zuvor einige Kenntniß von dem haben, was mit uns ist. Wir sind also bey der ersten Unterweisung: Dinge, Welt, Weltall.

Im Geiste dieser einfachen Ordnung, die jeder Lehre die Stelle anweiset, an der sie am meisten Licht empfängt, giebt ꝛc. sind alle seine Unterweisungen abgefaßt.

Es war aber nicht bloß a) der Geist der lichten Ordnung, es war zugleich b) die Würde des Lehrinhaltes, und c) das liebende Gemüth, das aus dem Lehrer sprach, so wie d) das Vertrauen, die Lernbegierde und die sichtbare Theilnahme der Zöglinge, was in freundlicher Eintracht zusammenwirkend, dem Unterrichte jene ausnehmende Lebendigkeit und Lieblichkeit *) verschaffte, die man bey mancher Lehrstunde vergebens suchen würde.

Eins läßt mich das Gefühl der Gerechtigkeit nicht verschweigen: Beyde Königlichen Hoheiten, Auguste und Charlotte, haben in Ihrem durch Schicksal und Er=

*) Man vergleiche damit, was S. II von seinem Charakter Nro. 2 gesagt wird.

Erfahrung ausgezeichneten Lebenslaufe den Grundsatz, den Ihnen Sambuga tief in das innerste Gemüth eingeprägt hatte: Gott- und dem Gewissen in jedem Wechsel der Dinge treu bleiben — das sey die Basis aller Gemüthsruhe, das sey die Seele aller vernünftigen Lebensführung, das sey die Quelle alles Trostes in widrigen Ereignissen, durch Anwendung probhältig gefunden, und segnen noch diese Stunde das Andenken an Ihren Lehrer mit der Thräne des Dankes. Wer solche Früchte seiner Lehrweisheit zurückgelassen hat, mag dem Tage der Garben getrost entgegengesehen haben!

VIII.

Sambuga in den letzten Prüfungen seines Lebens.

Im Jahre 1813 ereigneten sich in seiner Familie drey Sterbefälle, welche seinem Herzen tiefe Wunden schlugen. Er hatte den beyden Söhnen seiner ältern Schwester von ihrer Kindheit an besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie genossen das Glück, von ihm unterrichtet und erzogen zu werden, und entwickelten schöne Hoffnungen. Der ältere studierte die Arzneykunde, und verdiente das Diplom der Doktorswürde, das ihm ausgefertiget worden. Er arbeitete, unter dem berühmten D. Hagenmeyer in den baierischen Spitälern mit dem besten Erfolge. Um sich noch mehr zu vervollkommnen, begab er sich schon als Doctor vorerst nach Landshut, um im Umgange mit den berühmten Aerzten und Lehrern dieser Universität seine Kenntnisse zu vermehren, und dann von Landshut

nach

nach Paris, und machte, bey kluger Benützung aller daselbst befindlichen Hülfsmittel, bedeutende Fortschritte in seiner Kunst. Mittlerweile trat der jüngere Bruder, nach rühmlich vollendeten Studien, seine öffentliche Laufbahn, als Staatsdiener, in München an. Kaum hatte er aber die ersten Versuche seiner Berufsthätigkeit gemacht, so ward ihm seine endliche Versorgung in der obern Heimat, durch einen frühen Tod, angewiesen. Eine schmerzliche Trennung für seinen Oheim, der in diesem liebenswürdigen Neffen alle seine Anverwandten gleichsam versammelt sah — und in dem Einen alle liebte. Noch blutete die erste Wunde, als die Nachricht eintraf, daß der Arzt in Paris, der ältere Bruder, nach einer kurzen Krankheit, die sein Eifer bey den anatomischen Operationen Zeuge und Gehülfe zu seyn, veranlaßt haben mag, nun auch dem jüngern nachgefolgt sey. Sambuga fühlte, was er an beyden dankbaren und achtungswürdigen Söhnen, denn sie liebten in ihm ihren Vater, verloren hatte, fühlte den schmerzlichen Verlust der untröstlichen Aeltern, fühlte die Verwaisung der gebeugten Mutter, die nicht ohne Grund besorgte, daß das angegriffene Vaterherz ihres Gemahles der Macht des Schmerzens unterliegen würde. Und wirklich erfolgte noch im nämlichen Jahre der gefürchtete Hintritt: der Vater eilte seinen Kindern nach.

Diese Ereignisse, die Schlag auf Schlag dieselbe zarte Stelle des gefühligen Mannes trafen, ließen keine vollständige Heilung mehr zu, bis der letzte Schlag, der nicht mehr lange ausblieb, allen Leiden ein Ende machte.

Daß aber aus diesen drey Wunden die zweyte am tiefsten müsse gegraben haben, das konnte seinen Freunden nicht unbemerkt bleiben. Wie hätte es aber auch

anders seyn können? Denn man durfte kein Oheim, man durfte nur Mensch seyn, um über den Verlust eines jungen Mannes, der mit der Wissenschaft seines Faches und mit einem religiösen Gemüthe feine Sitte und Weltkunde verband, und gerade da er die Laufbahn seiner Vorbereitung schloß, sein Leben schließen mußte, von ganzem Herzen zu trauern: was muß erst der Oheim und der Oheim Sambuga gefühlt haben?

Man durfte ihm lange nichts darüber sagen, um nicht sein Schmerzgefühl, das nie recht vernarbte, wieder aufzureißen; nur das Wort, das ein Freund Dechant Joseph Stöger *) wie im Vorbeygehen fallen ließ: er müßte wohl starke Schultern haben, weil man ihm so viel auflege, that Wirkung. Er blickte zum Himmel auf und gieng, erheitert, an sein Tagewerk.

Sobald sein Gemüth einige Uebermacht über den Schmerz errungen hatte, säumte er nicht, von der Religion selbst aufgerichtet, die leidende Schwester aus ihrem Kummer zu heben.

Seine tröstlichen Briefe, die er bey diesen bittern Prüfungen schrieb, fließen über — von erbauenden Proben seiner Ergebenheit in Gottes Willen, seines wahrhaft himmlischen Sinnes. Auf das Einnehmendste ermahnte er die Hinterlassenen, im Vertrauen auf Gottes Fürsicht nicht zu wanken. „Sie sollten in das

Lee-

*) Auch dieser ausgezeichnete Pfarrer ist seinem Freunde Sambuga nur zu früh nachgefolgt. Er starb am 26. April 1816.

Leere, welches durch diese Unfälle in ihren Herzen entstanden ist, Gott aufnehmen, und in Ihm allein Ersatz suchen. Nichts fülle auf Erden unsere Erwartungen aus als Gott.“ Die Fähigkeit unsers Geistes, schrieb er unter anderm, ist zu groß, als daß sie Welten sättigen könnten, und so hoffe ich, daß Gott die Herzen der früh Vollendeten desto vollkommner einnehmen, daß sie sich desto reichlicher an Gott schadlos halten werden, da ihnen die Welt so wenig Zeit ließ, an sich selbst die Erfahrung zu machen, daß sie, fähig zu täuschen, unvermögend sey zu beglücken. Hoffentlich ist nun ihr Verlangen nach Seligkeit gestillet, das sich hier so mächtig in unserer Brust reget, und uns so vernehmlich aufwärts ruft, — weil sich Niemand an den Zeichen sättiget. Gewiß wären sie mehr um uns beunruhiget, wenn Unruhe noch ihr Loos seyn könnte, als wir um sie; so sehr wir es auch sind. Sie hätten Ursache zu fürchten, daß uns die Zeitlichkeit zu sehr einnähme, deren Eitelkeit ihnen nun so offenbar ist. Ich bin versichert: selbst ihren Verlust, den wir bedauern, rechnen sie unter Zeitlichkeit.“ —

Indeß so sehr Sambuga andere und sich selbst mit den Trostgründen christlicher Weisheit aufzurichten suchte, so konnte er doch die nachtheiligen Einflüsse dieser Ereignisse auf seine Gesundheit nicht ganz verhindern. Das Abnehmen seiner Lebenskraft ward von Monat zu Monat sichtbarer.

In den letzten Tagen seines Lebens fiel es seinen Freunden auf, daß er, dem sonst in gesunden und kranken Tagen die Betrachtungen des Todes und der Unsterblichkeit die vertrautesten waren, diesmal, bey den mißlichsten Zuständen seiner täglich mehr sin-

ken-

kenden Lebenskräfte, sich nie ganz mit dem ernsten Todesgedanken befassen zu wollen schien. Sein Geist mochte wohl bereit gewesen seyn, zu jeder Stunde aus der Sichtbarkeit auszutreten. Auch hatte er zu wiederholten Malen in dieser Krankheit die heiligen Sakramente empfangen. Allein das Sehnen länger zu leben, und auch die Hoffnung, sein Tagewerk jetzt noch nicht zu schließen, waren doch sehr vordringend. Ohne zu läugnen, daß die Natur, die nie gern stirbt, auch den frömmsten Mann mit eitelm Lebenswunsche unbewußt zu täuschen vermöge, so müssen wir doch zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß, wenigstens im klaren Bewußtseyn des trefflichen Mannes, sein Wunsch und seine Hoffnung länger zu leben, vorzüglich auf einem Werke, das er noch gern vollendet hätte, beruheten. Dies Werk war eine Unterweisung der Jugend in der Religion, und zwar eine Unterweisung, die den stufenweisen Fassungskräften des zunehmenden Alters angepaßt seyn sollte. Auf Vollendung dieses Werkes hatte Sambuga einen Theil seines reifern Lebens verwendet. In dieser großen Arbeit waltete sein reger Geist noch in der letzten Krankheit: da trat die Hoffnung hinzu, daß ihn die Vorsehung dieses Werk noch vollenden lassen werde, und unter den geheimen Einsprechungen dieser Hoffnung konnte ihm kein fester Todesgedanke beykommen.

Gern hätte er auch noch die erste Communion Ihrer königl. Hoheiten der Durchl. Prinzessinnen Elise und Amalie von Baiern, die er zu dieser heiligen Handlung schon vorbereitet hatte, mitgefeyert. Schon hatte er zu dem Lehrgedichte, das er bey diesem Anlasse herausgeben wollte, und wie so vieles andere un-

vol-

vollendet lassen mußte, die Kupferplatte durch Lips stechen lassen. „Schön schweben sieben himmlische Genien, Glaube, Hoffnung, Liebe, Wahrheit; Unschuld, Sanftmuth, Einfalt über den zwey holden Beterinnen, die so eben, nach empfangenem h. Abendmale, voll Andacht, zu ihrem Betstule zurückkehren.“ — — —

Die Sinnbilder, welche die Genien kennbar machen, sind gut gewählt, und Sambuga freute sich noch der glücklichen Wahl, der viel Forschen und Denken vorausgegangen war. Der Glaube ist durch Kelch und Kreuz, die Hoffnung durch den Anker, die Liebe durch das flammende Herz, die Wahrheit durch die Sonne auf der Brust, die Unschuld durch die Lilie, die Sanftmuth durch das Lämmchen und die Einfalt durch die Taube angedeutet... Elise und Amalie werden diese Genien in ihrem ganzen Leben wohl nie vergessen können — so wenig als ihren Lehrer, der sie Ihnen als sein Vermächtniß zurückgelassen hat!

Wenige Tage vor seinem Hinscheiden sagte er jemanden, der ihn besuchte: „Es ist vieles auf kleinen Papierchen hin und her geschrieben, ausgelöscht, verbessert, geändert, wieder verbessert: wer wird, nach meinem Tode, dies alles zusammensuchen, ordnen, bearbeiten können oder wollen?“

So ist es denn klar, daß ihm sein Scheiden zu früh kam, weil es seiner Thätigkeit zum Besten anderer ein Ziel setzte. Indeß fand der Tod, auch da er für Sambuga zu früh kam, nicht nur sein Gemüth in Hinsicht auf das Ewige gefaßt, sondern auch

sein

sein Zeitliches geordnet. Denn ein treuer Freund, dem die Wahrheit über alles heilig ist, und der lieber ungenannt seyn will, wußte den Edlen; ob er gleich sein Ende nicht so nahe glaubte, noch zu rechter Stunde mit einem leisen Winke zu bereden, daß er über das, was ihm angehörte, seinen letzten Willen aussprach.

Er sprach ihn aus — da tönte der höhere Ruf, und Sambuga ward hinübergeholet . . im Jahre 1815. Ein Brachmonat war es, der ihn in das sterbliche Leben eingeführt hatte: ein Brachmonat war es auch, der ihn in das unsterbliche Leben gebar. Am neunten ward er der Erde geschenkt, am fünften ihr wieder genommen.

Seine Leiche ruht auf dem Kirchhofe zu Neuhausen, sein Geist in Gott, sein Andenken in liebenden Herzen ohne Zahl!

Der Kronprinz feyerte die Todesnachricht (er vernahm sie bey einem glänzenden Feste in Mannheim, das ihm gegeben ward) mit Thränen des Dankes..... Bey seiner Zurückkunft nach München ließ er seinem unvergeßlichen Lehrer und Freunde, wie er ihn nannte, ein Denkmal setzen, das der Kunst und dem Herzen des Prinzen Ehre machen wird. Doch das schönste Denkmal — — — (die Hoffnungen des Vaterlandes täuschen nicht) ist Er selber.

---

§. II.

§. II.

Sein Charakter.

Odi profanum vulgus et arceo.
Favete linquis: carmina non prius
Audita, Musarum Sacerdos
Virginibus puerisque canto.

Horatius Satyr. l. III. Ode I.

Haben wir den Mann schon aus dem Ganzen seines Lebens, nach der Zeitfolge zusammengedrängt, kennen und lieben gelernt: so wird die Darstellung seines sittlichen Charakters, die uns in die innerste Quelle seines Lebens hineinführet, unsere Gefühle noch mehr in Anspruch nehmen, und zu verehren nöthigen, den wir lieb gewonnen haben.

I.

Der Eine Charakter des Mannes.

Was das Gemüth in seinen Bewegungen, den Willen in seinen Entschließungen beherrscht, und dadurch den Handlungen ein unterscheidendes Gepräge verleiht, heißt von eben diesem unterscheidenden Gepräge. Charakter des Mannes, und in so fern es sich in mancherley Handlungsweisen, Sitten, Angewöhnungen, Manieren spiegelt, und bey allem Wechsel von Jahren, Erfahrungen, Schicksalen sich immer gleich bleibt, der Eine, feste Charakter des Mannes.

Sambuga war Mann, und war ein Mann von Charakter, und der Charakter des Mannes war von dem Tage an, da Gemüth und Geist mündig zu werden anfiengen, jenes höhere Lebensprincip, das alles auf Gott zurückführt, alles in Gott sieht, alles vor Gott beschließt,

und

und alles mit Gott vollführt, — mit einem Worte: Religiösität.

Da die Religiösität das doppelte Loos der Wahrheit hat, mißverstanden zu werden wie sie, und mit hämischem Spotte gegeißelt zu werden wie sie: so sey es mir hier erlaubt, mit aller, mir möglichen, Bestimmtheit zu erklären, was ich unter dem Worte: Religiösität verstehe und verstanden wissen wolle. Denn sie hat nicht Ursache das Licht zu scheuen, und wer ihr Freund, also ein Freund des Lichtes ist, eben so wenig. Wer das Rechte will und weiß was er will, tritt jedem vernünftigen Manne mit Zuversicht unter das Auge — dem andern geht er aus dem Wege, wo er kann und darf. . .

Die Religiösität, die ich als den Charakter des Mannes auszurufen, von den überzeugendsten Gründen mich gedrungen fühle, ist im Grunde nichts anders, als was, nach Moses und Christus und aller Vernunft, das Gebot aller Gebote ausmacht, eine Liebe, die (nach I. Timoth. I. 5.) einen unverfälschten Glauben zu ihrer Quelle, ein lauteres Herz zu ihrer Wohnstätte, und ein ruhiges Gewissen zu ihrem Begleiter hat; eine Liebe, die Gott in Gott und in den Menschen ehrt, und das ganze Geschlecht mit heiligem Wohlwollen umfasset . . das und nichts anders, das und das allein ist mir Religiösität.

Diese Religiösität, diese Anerkenntniß Gottes in der Natur und in der Geschichte, in dem Weltall und in jeder Führung jedes Menschen ist also, 1) weil sie aus dem ungetrübten Lichte des Glau-

bens

bens kommt, und in Liebe ihr Seyn und Wesen hat, nicht finster in Handlung und Geberde, sondern heiter und erheiternd; nicht kopfhängend, dumpfsinnig und traurig, sondern froh und froh machend; nicht menschenscheu und fliehend vor Menschen, sondern gesellig und Menschen suchend und Menschen bindend.

Diese Religiösität ist 2) kein lichtloses, kein gedankenscheues Gefühl; sie ist das geradeste Gegentheil von aller Licht- und Gedankenscheue, und war das geradeste Gegentheil in Sambuga. Denn, so wie er alles auf Gott bezog, so wußte er auch alles denkend aufzufassen, alles geistig anzuschauen; und wie er alles denkend auffaßte, geistig anschaute, so führte er alles, denkend und geistig anschauend — auf Gott zurück. Sein Gedanke hatte dasselbe Bedürfniß, wie sein Gefühl, und beyde dieselbe Richtung genommen. Denn, wie es ihm ein nie ruhendes Bedürfniß war, alles auf Gott zurückzuführen, so war es ihm gleicherweise ein nie ruhendes Bedürfniß geworden, alles mit dem Gedanken zu ergreifen und zur geistigen Anschauung zu verarbeiten. Und, eben weil er alles denkend auffaßte, so kamen seine Gedanken, nachgehend dem geheimen Zuge des Gemüthes, überall bey Gott an; und weil seine Gedanken überall bey Gott ankamen, so konnte er nicht umhin, alles in Gott zu sehen. Daher kam es denn auch, daß sein Geist sich eine solche Gewandtheit, alles denkend aufzufassen, alles geistig anzuschauen, errang, daß ihr nur die Thätigkeit des Gefühles, alles auf Gott zurückzuführen, gleichkommen konnte. — Dies mag der großen Welt und vielleicht auch der gelehrten ein Geheimniß oder wenigstens ein Räthsel seyn, denn

scheinen bisher noch nicht begriffen zu haben, daß zwischen der ächten Frömmigkeit des Gemüthes und der ächten Klarheit des Verstandes ein unauflösliches Connubium Platz haben kann, und bey harmonischer Bildung der Vernunft und des Gemüthes Platz haben muß.

Diese Religiösität war eben deßhalb, weil Sambuga alles denkend auffaßte, und die ganze Menschheit wohlwollend umfaßte, 3) in ihm nicht träge, nicht thatenlos, sondern stets bildend an ihm selber und an allem, was sich von ihm bilden ließ, um das Bild Gottes überall je länger, je mehr herauszubilden.

Daß diese Religiösität, die alles denkend auffaßte, und alles auf Gott zurückführte, die, selbst heiter, alles um sich her erheiterte, die, im Lichte wallend, alles erleuchtete, und, nach Gott gebildet, überall Gottes Bild herauszubilden, zu verschönern, suchte, der Charakter des Trefflichen war, zeigte sich nicht bloß a) in seinem Leben und b) im Umgange, sondern auch c) in allen seinen Schriften, d) besonders in seinen Predigten, e) in seinen Briefen, f) selbst in seinem Antlitze und g) wohl auch in der ganzen Haltung seiner Person.

Wohl weiß ich, daß diese Gemüthsfassung, kraft deren wir alles auf Gott zurückführen, nicht bloß ein Geheimniß, ein Räthsel für die Welt, wie ich so eben erinnert habe, sondern wie das Wort vom Kreuze dem Juden ein Aergerniß, dem Heiden ein Unsinn ist: aber ich weiß auch, und bekenne es im hellsten Lichte der Ueberzeugung und in höchster Freude des Herzens, daß diese Gemüthsfassung im Auge der Vernunft und im Urtheile der Ewigkeit der unverwelkliche Kranz aller Weisheit, aller Tugendstärke, und aller Seligkeit ist, der die Aus-

er-

erwählten unsers Geschlechtes schmückt. Ja, ich weiß auch, daß alle Weise aller Zeiten in dieser Gemüthsfassung den unverwelklichen Kranz aller Weisheit, aller Tugendstärke, und aller Seligkeit wirklich erblicket haben.

2.

Der zuverlässigste, jedem gesunden Auge einleuchtendste Beweis der Religiösität war — **seine Berufstreue.** Denn, wie das religiöse Gemüth nur Gott, so lebet der Mann des Berufes nur seinem Berufe. Und, was man **Treue** in Ausfüllung des Berufes nennt, ist nichts anders, als dieselbe Religiösität, die, in das Leben herausgegangen, sich zunächst in den **Arbeiten** des Berufes offenbaret.

Sambuga's Beruf war im Grunde nur Einer: das Amt der religiösen Bildung, das er als **Kaplan**, als **Prediger**, als **Pfarrer** in christlichen Dorf- und Stadtgemeinen, und als Religionslehrer der königlichen Jugend am **Hofe** ausübte. **Ein** Amt, nur die Standpuncte und die Ausübungsweisen waren **verschieden.** Wenn wir bey dem Berufe des Religionslehrers am Hofe verweilen, so ist das **Merkwürdigste** wohl dieses, daß es bey allen Zeugen seines Wirkens am Hofe einstimmige Ueberzeugung geworden: **Sambuga lebe so ganz dem religiösen Unterrichte seiner Zöglinge, als wenn er nur für diesen Unterricht allein geboren wäre.** Denn auf jede Stunde dieses Unterrichtes bereitete er sich mit **ernstem Fleiße** vor; den jedesmaligen Unterricht begnügte er sich nicht durch Erklärung, durch Prüfung in Fragen und Antworten, durch Wiederholung in den Verstand, und nach-

her

her in das Gedächtniß zu legen; dieser Unterricht mußte in den jungen Herzen Wurzel fassen, mußte darin keimen, darin emporsprossen, darin Blüthe treiben, darin Früchte bringen: das war die Seele seines Lehramtes.

Diesem Unterrichte bereitete er deßhalb empfängliche Gemüther vor; diesen Unterricht erwärmte sein Beyspiel, seine Liebe und das Leben der Religion, das aus ihm sprach; diesen Unterricht unterstützte er mit Gründen, diesen wiederholte er mit neuen Erläuterungen, diesem gab er in förmlichen Anreden und Herzensergiessungen das höchste Interesse; diesen versiegelte er mit Gebeten*) aus dem Herzen, aus dem seinen und aus dem der Zöglinge; diesem half er in Briefen und schriftlichen Erinnerungen nach. Und, wenn die Pädagogen weise erinnern, daß sich in dem Informator überhaupt, und besonders in dem religiösen die Zartheit der mütterlichen und die Mannhaftigkeit der väterlichen Liebe vereinigen sollen: so kann man sagen, daß sich in dem Religions-

un-

*) Wenn er z. B. dem Kronprinzen das Evangelium des Sonntags, des Festtages auslegte, so war es immer ein Gebet aus dem Herzen, was die Auslegung einleitete, und ein Gebet voll Geist und Salbung, was die Auslegung beschloß. Und so sehr Sambuga die Keime des Selbstdenkens, wie es die angeführten Proben des Unterrichtes zur Genüge bewiesen haben, in dem Prinzen zu wecken und zu erziehen wußte, so war doch die religiöse Richtung des Gemüthes die Hauptsache, auf die er nach jeder Entwickelung, Erörterung der Begriffe, wieder zurückkam.

unterrichte, den Sambuga den königlichen Kindern ertheilte, der klare Verstand des Vaters und die Gefühligkeit der Mutter wunderbar verschmolzen haben.

So ausgezeichnet übrigens seine Berufstreue war, indem sie den ganzen Mann der Pflicht hingab, so ließ er doch keinen Augenblick, den ihm sein Amt frey ließ, und der ihm eine andere Thür öffnete, wo er hineingehen und wohlthun konnte, unbenützt. So hat er, (um nur Ein und zwar stadtkundiges Beyspiel anzuführen,) obgleich die religiöse Bildung der königlichen Kinder seine vornehmste Angelegenheit ausmachte, der er eigentlich lebte, als wenn er nur für sie allein auf der Welt wäre, doch noch Zeit gefunden, andere Kinder zu unterrichten, wie die des Herrn geheimen Rathes von Branca ... daß er kein edles Gemüth, das sich in Hinsicht auf das Heiligthum, ich meyne, das eigentliche Leben der Religion, seiner Führung anvertraute, zurückwies, sondern im Geiste des heiligen Franz von Sales, die Leitung vieler trefflichen Seelen auf sich nahm, wissen Die am besten, welche sein Wort, sein Beyspiel, und sein vertrauter Umgang zwischen den Abgründen des menschlichen Daseyns links und rechts glücklich hindurchführte. Denen darf ich es zutrauen, daß Sie, ohne eines Schlüssels zu bedürfen, auch die Winke des Biographen verstehen werden. Diese mögen wohl auch unter denen, die nach einer Aeußerung der Vorrede, die Beschreibung seines Lebens mit erster Theilnahme lesen werden, oben anstehen, weil sie die Copie mit dem Originale am besten vergleichen können.

3.

Weil seine Religiösität Liebe war, und Liebe in ihrer Hinkehr zu Menschen nichts anders als Liebe seyn kann: so war der menschlichste Ausdruck seiner Religiösität

Sanftheit, Milde, Gelindigkeit.

Dieser Ausdruck war Sambuga im Lehren und Ermahnen, so wie im geselligen Umgange, natürlich.

Die Sanftheit schloß das Starke, das Heftige von seinen Gemüthsbewegungen, und denn insbesondere Zorn, Erbitterung, und — alle Unruhe, die das Gepräge starker Leidenschaften ist, aus.

Die Milde verbannte das Harte, Scharfe aus seinen Minen, Geberden, Worten.

Die Gelindigkeit entfernte alles Rauhe aus Worten, Geberden, Manieren, Handlungen.

Diese Sanftheit, Milde und Gelindigkeit würde sich unzähligemale durch Schwäche, Nachgiebigkeit, Unbestand entehret haben, wenn ihr nicht der ernste, entschlossene, feste Sinn, der in Sambuga mit-inwohnte, Haltung verschafft hätte. Manchmal blieb man auch ungewiß, ob Milde mehr durch den Ernst, oder der Ernst mehr durch die Milde durchgeschienen habe. So viel aber hat sich in dem ganzen Laufe seines öffentlichen und stillen Lebens erprobet, daß über die Quelle des Sanften, Milden, Gelinden in seinem Aeußern kein vernünftiger Zweifel übrig blieb. Denn, was das Sanfte so sänftigend, das Milde so mildernd und das Gelinde so lindernd machte in Hinsicht auf alle, die in seinen Wirkungskreis kamen und den Ausflüssen seines Herzens

zens keinen unempfänglichen, durchaus verschlossenen Sinn entgegenstellten, war die Fülle des Wohlwollens, die mit dem Worte aus Ton und Accent, und aus dem Blicke des Auges und dem ganzen Antlitze sprach.

Ja, nur die Fülle des reinen Wohlwollens gegen alles, was Mensch ist, eine Fülle, die sich täglich im Born der Liebe gegen Gott, der eigentlichen Religiösität, ergänzte und erneuerte, nur diese Fülle des Wohlwollens konnte das sanfte, milde, gelinde Wesen über sein Aeußeres ausgießen. Denn a) nicht aus dem Temperamente kam seine Sanftheit. Sein Temperament hatte vielmehr Ueberflüß an Feuer und Leben, das ihm kräftig genug aus dem Auge blitzte, wenn er es ausstrahlen ließ und nicht zurückwies.

Seine Sanftheit kam b) nicht aus kalter Selbstbeherrschung der Stoa, der man etwa die Mühe des Kampfes wider sich selbst ansehen mag. Man las auf seiner Tugend kein saures Soll; es war ein liebendes, ein seliges Gernethun, was seine Opfer so angenehm machte — dem, der sie würdigen konnte, weil er die Seele des Opfers, das heilige Wohlwollen sah. Seine Sanftheit konnte c) am allerwenigsten aus einer heuchelnden Schönfärbung kommen, die den geheimen Zorn, die geheime Erbitterung, und die geheime Unruhe des Herzens nur übertünchen kann, und nicht einmal übertünchen kann, weil sich über die Hölle kein Himmel mahlen läßt.

Seine Sanftheit kam auch nicht d) aus der Laune des Augenblickes; denn die Laune des Augenblicks kann wohl süße Worte sprechen, kann milde darein sehen, aber sie kann dem süßen Worte, dem milden

Blicke kein Zeugniß der Wahrheit mit-geben; denn es kommen andere Augenblicke, und mit den Augenblicken andere Launen, und die andern Launen kennen kein süßes Wort, keinen milden Blick mehr.

Und gerade das macht die Sanftheit zum Charakter, daß sie sich in allem gleich bleibt, daß sie denselben Ton im Leben, im Umgange und in schriftlichen Arbeiten spricht. Als Sambuga in seiner Schrift über den Philosophismus S. 272—275 den ächten Tugendfreund im Lichte der Religiosität und des von ihr ausstrahlenden sanften Wesens darstellt, hat er, unbewußt, sich selbst gemahlt.

„Gott ist ihm alles: Rath, Weisheit und Licht: Erweckung, Antrieb und Begeisterung: Maß, Ziel und Ordnung: Reichthum, Ehre und Glück: Zufriedenheit, Trost, Lohn und letzter Grund. Sein Herz ist immer mit Gott, denn woran sollte es sich sonst heften? Was wäre seiner wohl noch würdig? Gott ist sein Muster und Vorbild, denn woran sollte sich der Sohn spiegeln als am Vater? Nach wessen Aehnlichkeit des Menschen Geist streben als nach jener der Urvernunft? Sein Herz hat nur eine Richtung: Gotes Willen und Gesetz. Sein eignes Wollen ist von Gottes Liebe verschlungen. Er kennet nur Einen heiligen Willen, nur Einen reinen Beweggrund: Gott ist ihm beydes. Da Gott ihm alles ist und alles über ihn vermag: so hat er, in Vergleichung mit andern eine ungewöhnliche Herrschaft über sich selber. Und doch kennet er die Selbstverläugnung nicht, denn Gott ist sein Leben, und was nicht Gott ist, war ihm nie auf eine solche Weise sein Selbst geworden, daß er einer Verläugnung bedürfte, um es sich aus Liebe zu Gott zu

ver-

versagen. — — Zum Vernunftleben herangewachsen, überläßt er Kinderspiele dem Kinderalter, und strebet ernstlich und kraftvoll zum Ziele. Er dienet allen: nur sich nicht — — hierin zeigt er einen Stolz, den er sonst verschmäht: nicht sein Sklave zu seyn. Allgemeines Wohlwollen durchglühet sein Herz. Niemand ist krank, mit dem er nicht leidet: niemand wird geärgert, ohne daß es ihn nicht selbst brenne. Er ist dem Blinden Aug, dem Lahmen Fuß, der Armen Vater, und bey allem, was er thut, trägt er seine Liebe nie ganz ab, (denn er hält die ganze Schuld untilgbar). Ein reines Herz ist sein Reichthum. Er kann es sehen, wenn jemand glaubet, sich durch blitzende Steine, durch strahlendes Gold, durch schimmernde Farben einen Glanz zu geben: aber er hält das Herz übel damit bekleidet, dessen Reinheit und Unschuld nicht alle Kunst des Steinschleifers und Goldarbeiters überstrahlet. Mit Gottes Liebe, die allein heiliget, ist sein Herz wie mit einer tausendfachen Wache umgeben: und die geistig beschmutzende Lust muß sich weit entfernt halten. Es lebet in den Gefilden der Unversehrtheit, wohin keine Pest der entweihenden Lüste dringt. Im Reiche Gottes ist er, was Lilien im Garten sind: des edlen Auges Labung, des guten Herzens Freude. Er stützet sein ganzes Daseyn auf Gottes Vatersorge, und im Schooße der Vorsehung findet er Ruhe bey allen Stürmen der Zeit."

Also: das sanfte Wesen kommt von dem innern Wohlwollen, das Wohlwollen von der Liebe gegen Gott, die den ganzen Menschen beherrscht.

Hier hätte uns also der Edle die Quelle seines sanften Wesens verrathen, wenn sie uns noch ein Geheim-

heimniß gewesen wäre. Da ihm Gott, die Liebe, alles war: so konnte er auch seinen Brüdern in Liebe alles seyn wollen, ohne sich zur Ungeduld, zum Widerwillen verführen zu lassen.

Was die Anzeige seiner Schrift: Untersuchung über das Wesen der Kirche in der Felderschen Litteraturzeitung Nro. 7 vom Jahre 1810 von der Menschenfreundlichkeit, wie er sie in dieser polemischen Schrift dargelegt, sehr richtig sagt, war die Ueberzeugung aller, die den Mann im Leben beobachten konnten: unmöglich ist es so einen Mann nicht zu lieben, der in jedem Worte seine liebende Seele so liebgewinnend darzustellen wußte. Auf ähnliche Weise erklärte sich ein Pfälzischer Gelehrte der protestantischen Confession, und bediente sich des passenden Ausdruckes: er, Sambuga sey ein lebendiger Commentar über die Briefe des heiligen Johannes.

Dieses sanfte, milde, gelinde Wesen nahm im geselligen Verkehre seinem Witze und Scharfsinne, mit dem er manches Gespräch zu würzen verstand, den Stachel, der so gern verletzet; das ridendo dicere verum hieß bey ihm subridendo dicere verum.

Eben dies sanfte, milde, gelinde Wesen machte ihn so liebens- und Vertrauens-würdig in den Augen unschuldiger Gemüther, daß er sie bey dem ersten Anblicke an sich zog, und mehr fesselte, als bloß zog. Davon nur eine Probe. Ehe er als Religionslehrer in das fürstliche Haus eintrat, besuchte er noch einmal seine Freunde in Heidelberg, und unter diesen den Herrn Professor der Poetik, Carl Klein. Dieser hatte eben einen seiner talentreichsten Schüler Ph. W.. bey sich, der bey

dem

Eintritte eines fremden Herrn sich sogleich zurückzog. Sambuga, seiner ansichtig, grüßte ihn mit der herzlichen, ihm eignen, Freundlichkeit, und Klein nannte seinem Liebling den Namen dessen der ihn angeredet hatte: das begeisterte den Jüngling *) zu einem schönen Gedichte, das Sambuga mit einer poetischen Epistel erwiederte ... zum Beweise, daß man ihm unbelohnt — nicht leicht eine Freude machen konnte. Der Jüngling mahlet den Mann, wie er von dem Lehrstuhle des Volkes weggerufen, das Wort vernahm: Sey Lehrer der Fürsten, und dem göttlichen Rufe gehorcht. Der Mann erwiedert das Wort: Bilde für Gott den Erstling des Fürsten, mit einem andern: du Sohn des Gesanges, werde nur Barde der Tugend!

Eben dies sanfte, milde, gelinde Wesen war, wie die Seele seines Umganges, so mitunter das schönste Talent seiner Lehrgabe. Denn dies sanfte, milde, gelinde Wesen stahl dem Zöglinge das Herz und legte es, wie einen weichen Stoff, der alle Gestalten annimmt, in die Hände des Bildners. Nur zutrauende Gemüther sind bildsame Gemüther, und was am meisten Zutrauen einflößt und festiget, ist die magische Kraft des sanften, milden, gelinden Wesens.

Während des Unterrichtes ward einmal einer seiner Zöglinge von einem heftigen Anfalle des Zorns überflügelt, und sprang auf, ward aber, indem er den ruhigen Sambuga anblickte, augenblicklich sich selbst wie-

*) Der jetzt als Heilkünstler und Universitätslehrer sich auszeichnet.

wiedergegeben, faßte sich und sprach: Verzeihen Sie, ich gerathe gar so leicht in Hitze. Eben das, war die Antwort, will ich Sie lehren, wie Sie dem Zorne und jedem Ausbruche des heftigen Wesens die Herrschaft abgewinnen sollen.

Dies Talent seiner Lehrgabe konnte sich auch in schriftlichen Erinnerungen nicht verläugnen. Er hatte jemanden, eines bedeutenden Fehltrittes wegen, in einem Briefe zurecht zu weisen und für die Zukunft zu warnen. Der Brief war kurz, aber der Eindruck tief und unauslöschlich. In meinem Leben, sagte ein Freund, der die Warnung gelesen, habe ich keinen solchen Brief gelesen. Der Tadel war ganz in Honig eingetaucht, und die tadelnde Liebe, die durch jeden ernsten Ausdruck durchblickte, wußte das strenge Urtheil der Wahrheit so zu mildern, daß der Fehlende kommen und danken mußte. Er kam wirklich und dankte.

Sicherlich war es auch dieser sich stets gleiche Ausdruck seines Antlitzes und seines Lebens, ich meyne, die Sanftheit und Milde, was, in Verbindung mit seinen übrigen Gaben, ihm das Zutrauen Ihrer Majestät der Königinn erwarb, bewahrte, sicherte. Sie gab ihm bey allen Anlässen Beweise ihres Zutrauens, das auf Einsicht beruhete; denn sie hatte sich, bey genauer Prüfung, gar bald überzeugt, daß a) die Triebfeder seiner Handlungen ächtchristliche Liebe sey, daß b) seinem Unterrichte eine unwandelbare Ueberzeugungsfülle zu Grunde liege, daß c) sein Leben genau mit seiner Lehre übereinstimme, daß d) er eine seltene Gabe besitze, die Religiösität den zarten Gemüthern einzubilden, daß e) das Sanfte und Milde seines Aeußern den Ernst und das Ehrwürdige

sei=

seiner Lehre für die Kinderseelen anziehend und eindringend zu machen wisse. Und das ist es denn eigentlich, was die Person des Religionslehrers vertrauens- und achtungswerth machen kann. Und das ist es eben, was dem Verstande und dem mütterlichen Herzen der Königinn in Festhaltung des Vertrauens auf Sambuga so viel Ehre machte.

Auch Seine Majestät, unser geliebte König, hatte einen ausdauernden Glauben an Sambuga's Rechtschaffenheit; denn dieser Glaube dauerte wirklich bis ans Ende des Trefflichen, und dauerte unter mancherley Gerüchten, die wider ihn aus- und eingestreut wurden. . Im Hause des Königs aß Sambuga sein Brod, bis er starb. Lang lebe der König!

4.

Wenn Sanftheit der menschlichste Ausdruck seiner Religiösität, und ächte Religiösität sein Charakter war: so mußte sie, wie im Ausdrucke menschlich, so im Grunde lauter seyn.

Zum Edlen seines Charakters gehörte also die Lauterkeit seiner Absichten. Es war weder Ehre, noch Reichthum, wornach er geizte. Selbst sein Leben am Hofe, das ihm so viele Ehren- und Gnaden-Anträge verschafft hat, und noch mehrere verschafft haben würde, wenn sie ihm willkommen gewesen wären, konnte das Licht seiner Uneigennützigkeit nicht im Geringsten trüben. Vielmehr trug gerade sein Daseyn am Hofe auch hierin das Gepräge jener Gesinnung, die jeden wahren Apostel von dem falschen unterscheidet: quaestus magnus pietas cum sufficientia, Gottseligkeit

mit

mit Genugsamkeit — ein großer Gewinn. I. Timoth. VI. 6. Männer, die ihn genau kannten, wissen und bezeugen es, daß ihm zur Erhöhung seines Einkommens ein Kanonikat in der Stiftskirche zu München, daß ihm späterhin der Orden der eisernen Krone, daß ihm ein Landgut in der Gegend von Como mit der Aussicht auf ein Bißthum, daß ihm der baierische Civilverdienstorden angetragen ward: der aber alle diese Anträge zurückwies, war Sambuga. Zwar fehlte es nicht an Auslegern, die vorgeben, er hätte die geringern Anbietungen zurückgewiesen, um ergiebigere hervorzulocken. Allein diese Auslegung wurzelte nicht sowohl in dem Texte, den sie auslegten, als in der Denk- und Sinnesart der Auslegenden. Es geht dem guten Manne nicht besser als der heiligen Schrift: beyde müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen fremde Gedanken, fremde Zwecke unterschiebe. Wer sich nicht selber einer uneigennützigen, großmüthigen Hingebung für Pflicht und Recht bewußt ist, der kann nicht einmal daran glauben, daß diese uneigennützige und großmüthige Hingebung in einem andern wirklich sey, und ich kann es nicht zu bestimmt sagen: Man muß einen Fond von Edelsinn in sich haben, um auch nur an den Edelsinn des Andern glauben zu können.

Und eben dies, daß der Unglaube an lautere Tugend so allgemein ist, beweiset, daß die lautere Tugend gerade so selten seyn müsse, als jener Unglaube gemein. Denn sie, die lautere Tugend, ist offenbar nicht — in denen, die nicht einmal daran glauben können, also schon selten genug, weil ihre Zahl so groß ist.

Jene

Jene Auslegung ist aber nicht nur grundlos, mir ist sie geradezu falsch; denn sie widerstreitet dem regen Gewissenstriebe *) des Mannes, der den leisesten Anklang irgend einer Neigung siebenfach prüfte; widerstreitet seiner Pietät, die es mit der geringsten Abweichung von der evangelischen Lauterkeit so genau nahm; widerstreitet dem einstimmigen Urtheile seiner Freunde, die er in sein Innerstes schauen ließ. Menschen, denen man nie genug geben könnte, wenn man ihnen auch dreymal mehr gäbe, als ihnen gebührte, gehören vielleicht mit zu jenen Auslegern, die keine Stimme haben.

Andere wußten ihm die Lauterkeit seiner Absichten auf einem andern Wege streitig, das heißt, seine Klugheit, Vorsicht, Verschlossenheit selbst gegen Vertraute zur Sünde zu machen. Klug, vorsichtig und wohl auch verschlossen war er allerdings. Allein, da an Höfen sogar die Wände hören (jetzt hören auch gemeine Wände, wo keine Höfe sind); da seine Denkart denn doch (wider seinen Willen, und vielleicht mehr, als er wußte und ahnte,) in einer Opposition mit der glänzenden, mit der herrschenden des Tages stand; da es nicht an Augen fehlte, die seine Schritte beobachteten; da selbst vertraute Lebensgenossen nicht immer die Gabe der Verschwiegenheit besitzen: so war ihm die Vorsicht eine

*) Davon gleich in der nächsten Nummer mehreres. Uebrigens war seine Gewissenstreue so allgemein anerkannt, daß ihm hierin nicht leicht das: zu wenig, wohl aber sehr oft das: zu viel auf die Rechnung geschrieben ward.

eine unerläßliche Bedingniß zur vernünftigen Führung seine Amtes.

Und, wenn er auch in der Vorsicht zu viel gethan hätte, so wäre dieser Fehler der Würde seines Berufes offenbar weniger nachtheilig gewesen, als der entgegengesetzte. Denn, was wäre das für ein Religionslehrer am Hofe, der nicht einmal das Wort seines Mundes zu beherrschen gewußt hätte? Einigemale hätte man ihn auch gern geheimer Verbindungen beschuldiget, und wo wäre in unsern Tagen irgend eine ausgebreitete Thätigkeit dieser Beschuldigung entkommen? Aber, weil er schweigend forthandeln und die Fersenstiche der schadenfrohen Unerkenntniß nichtachten konnte, gelang es dem Gedichte nicht, sich als Wahrheit geltend zu machen. Ruhig und groß in sich, sagte er etwa nur: „ich bin schon in zwey großen, öffentlichen Orden, denen mein ganzes Leben angehöret: Einer heißt Staat, der andere Kirche. Ich bedarf keines dritten keines geheimen, in dem die zwey öffentlichen schon den ganzen Sambuga in Anspruch nehmen.“ Um dieses einzigen Wortes *) we-

*) Dies Wort ist mir so recht aus dem Herzen geschrieben. Denn da ich einen Freund habe, der so nahe mit mir verwandt ist als ich mit mir selber, der auch in zwey öffentlichen Orden, Staat und Kirche eingeschrieben, und von jedem dritten, geheimen so rein ist wie Jesus und Johannes, und doch der Lästerung, als hätte er geheime Verbindungen, nicht entgehen kann: so wird es ihn freuen an Sambuga ei-

wegen müßte man jetzt noch, da er schon jenseits des Berges ist, sein Freund werden, wenn man es diesseits nicht gewesen wäre.

5.

Zur Lauterkeit seines Gemüthes gesellte sich als untrennlicher Lebensgefährte die Reinheit seines Gewissens, so wie die Religiösität unmöglich als sein Grund-Charakter hätte bestehen können ohne das Zartgefühl dieses innersten Selbstbewußtseyns, das sich denn auch an Innigkeit und Ausbreitung gleich blieb, bis sein Pilgerlauf vollendet war.

Seine Moral war zwar nicht strenger, als das Evangelium; aber das Evangelium selbst duldet ja nichts, was die sittliche Würde des Guten wie immer beleidiget, oder die Unschuld ärgert. Daher sein Grundsatz: Rein im Innern, unanstößig im Aeußern. Diesem Grundsatze zufolge drang er auf Reinigkeit des innern, und auf Modestie des äußern Lebens mit einem unnachgiebigen Ernste. Alles, was sittliche Würde, oder auch der sittliche Anstand gebot, war ihm heilig: alles, was die sittliche Würde oder den sittlichen Anstand beleidigte, war ihm Sünde. Hierin konnte der milde Sambuga ernst, der gelinde strenge, der sanfte unbeweglich fest seyn.

Die gewöhnlichen Nuditäten, z. B. die sich das Frauenzimmer je länger je mehr erlaubt, konnte sein reinsittlicher Blick durchaus nicht ertragen, und seine Frey-

einen Gesellen seiner Unschuld und seiner Beschuldigung zu haben. Juvat Socios habuisse malorum.

Freymüthigkeit strafte sie ohne Schonung. Eine Person von Stand bat ihn, daß er ihr Beichtvater werden möchte. Ja, sagte er, aber die Nuditäten müssen wegbleiben. Die Nuditäten blieben nicht weg; aber das Frauenzimmer kam nicht wieder. Ein andersmal wollte er bey einer vornehmen Dame lieber in eine Art Ungnade fallen, als jene für erlaubt erklären. Man mag dies für übertriebene Strenge, oder für Mangel an Klugheit, an feiner Lebensart, oder für finstere Ansicht ausgeben, oder für was immer; ich lasse jedem die freye Wahl: aber so viel bleibt denn doch entschieden: In dem Maße der weiblichen Modestie ist a) das Zuviel für Jugend und Unschuld gedeihlicher, als das Zuwenig. Wenn das weibliche Geschlecht b) hierin selbst strenge wäre, so würde das Gewissen eines edlen Mannes nicht nöthig haben, es zu seyn.

Da die Damen überall die Männer bilden sollen, oder wollen, so würde ihnen c) jener Ernst zu ihrem Bildungsberufe sehr gut stehen. Auch ihre eigne Würde gewänne d) mehr Sicherheit; denn sie würden seltner die unsittlichen Zudringlichkeiten zurückzuweisen nöthig haben, wenn sie die sittlichen Schwächen weniger anlockten. Selbst der Gesichtpunct der Schönheit e) spricht dafür. Denn das Mädchen gewinnt durch sittliche Modestie offenbar einen neuen Schmuck, die Mutter neue Würde, die Matrone einen Ersatz für die verlornen Reize. . . Von der feilen Dirne kann die Rede nicht seyn; denn die hat ihre Persönlichkeit verloren, und ihren Namen aus dem weiblichen Geschlechte selbst ausgestrichen — indem sie sich weggeworfen. Auch ist es f) ein lauter Wunsch der Edlen:

je

je höher eine Frau steht, desto mehr soll sie durch die Simplicität und durch die Modestie des Anzuges Gesetze geben. Da Eitelkeit und Gefallsucht mit zur Erbsünde des schönen Geschlechtes gehören (wenigstens mit dazu gerechnet werden von den häßlichen Männern): so hat g) das Christenthum, so wie es den Beruf übernahm, das Böse zu zerstören, zugleich auch die Eitelkeit und Gefallsucht durch Modestie und Bescheidenheit zu bekriegen angefangen.

Rechtfertigung genug für den Ernst des Mannes, wenn er einer bedürfen könnte!

Dieselbe Zartheit seines Gewissens bewahrte sich in Sambuga, bis ihm — das Augenlicht brach.

Noch nach seiner vollendeten Sterbebeicht trug er seinem Gewissensfreunde auf, zwey edlen Männern, denen er etwas wenig Bedeutendes erzählt hatte, in dem Namen des Sterbenden zu sagen: er könnte von dem, was er ihnen als gewiß erzählt hätte, die Gewißheit doch nicht vollkommen verbürgen.

Der Gewissenhafte will eben keinen Schatten von Sünde in die Ewigkeit mitnehmen, um vor dem heiligen Auge des Ewigen bestehen zu können.

— Eine so zarte Gewissenhaftigkeit kann doch nur der lebendige Glaube an die Unsterblichkeit, nur die Religion, bilden. . .

6.

Der Charakter des Mannes, der sich uns bisher entfaltet hatte, ist Religiösität: ihr einleuchtendster Beweis ist die Berufstreue: ihr menschlichster

Aus=

Ausdruck die Sanftheit: ihr Grund und Boden ein lauteres Gemüth: ihr ordentlicher Pulsschlag und Lebenszeichen — das Zartgefühl des Gewissens.

Allerdings ein Gemählde nach dem Leben. Allein, eine Unbestimmtheit ist noch in der Darstellung, die nun auch wegfallen muß, wenn der Mann in seiner ganzen Wahrheit erkannt werden soll. Denn sein Charakter war die völlige Bestimmtheit und ein Gegensatz alles Unbestimmten. Also war auch seine Religiösität eine durchaus bestimmte.

Ich will sagen:

So gewiß wahre, reine, lebendige Religiösität, die alles auf Gott zurückführt, alles in Gott sieht, alles vor Gott beschließt und alles mit Gott vollbringt, sein Charakter war: so gewiß war seine Religiösität ein entschiedener, aus genauer Erforschung und ungetrübter Ueberzeugungsfülle quillender Sinn für die katholische Kirche in ihren wesentlichen Lehren, in ihren vornehmsten Einrichtungen und besonders in Hinsicht auf den Mittelpunct ihrer Einheit. Wohl unterschied er mit Augustinus das System der wesentlichen Kirchenlehre von den Meynungen der theologischen Schulen, unterschied das Nothwendige von dem Ungewissen, das Bleibende von dem Wechselnden, und hielt sich mit allen aufgeklärten katholischen Christen an den Grundsatz:

In necessariis unitas,
in dubiis libertas,
in omnibus caritas.

Al.

Allein eben diese Unitas in necessariis war ihm nicht nur gewisse, wichtige Wahrheit, sie war ihm die wichtigste, sie war die Seele seines Glaubens und die Basis seines Lebens. Darin marktete er nicht, darin ließ sich nichts, gar nichts abmarkten. Darin war er Fels, durchaus unbeweglich.

Diese feste Anhänglichkeit an Orthodoxie konnte aber seiner Liebe gegen Menschen jeder Denkart keinen Eintrag thun. Er hätte Muth gehabt, für die, welche nach seiner Ueberzeugung irrten, zu sterben.

So liebend war sein Gemüth, so unerschüttert sein Glaube.

Aber gerade dieser Zug in seinem Charakter, der ihm die höchste Bestimmtheit gegeben hatte, war es auch, was am meisten verkannt und mit dem bittern Namen der Intoleranz und mit dem erniedrigenden eines beschränkten Kopfes belegt ward.

Die Vorwürfe, glaube ich, habe er nicht verdient, und sie mögen wohl zu dem Unrechte gehören, das wir wissend oder unwissend nur zu oft einander anthun.

Er verdiente nicht den Vorwurf der Intoleranz. Denn die Intoleranz besteht nur darin, daß wir die Rechte der Ueberzeugung mit den Rechten der Person verwechseln, und, statt bloß das, was uns heilsame Wahrheit ist, als heilsame Wahrheit zu vertheidigen, und das, was uns schädlicher Irrthum ist, als schädlichen Irrthum zu bekämpfen, die Person hassen, die Person drücken, die Person verfolgen, weil sie anders denkt, anders glaubt, anders lehrt als wir, und, da wir nach dem Evangelium selbst dem Feinde mit brüderlicher

Dienstfertigkeit wohlthun sollen, den irrenden Bruder feindlich bekriegen.

So und nicht anders kann die Intoleranz begriffen werden. Sie ist der Uebergang von dem gerechten Eifer für das, was uns als Wahrheit heilig ist, zum ungerechten Eifer wider das Recht der andersdenkenden Person das uns heilig seyn soll, und die Verwechselung des einen mit dem andern.

Nun kann jener Uebergang und diese Verwechselung bald mit mehr Unerkenntniß, Fehlgriff und Gutmeynung, bald mit mehr Bewußtseyn des Unrechtes und so fort mit freyer Selbsthingebung an den bewaffneten Haß gegen Andersdenkende verknüpfet seyn. Es sey aber der Zustand des Gemüthes so oder anders beschaffen: die Folgen können nicht anders als zerstörend seyn. Die Intoleranz der zweyten Art kann in Hinsicht auf Quelle und Folgen, die der ersten in Hinsicht auf die Folgen die giftige heissen.

Das Wesen aller Intoleranz besteht also darin, daß der Mensch im Verkehr mit seinem Nachbar der Mensch ist wie er, die Polemik wider die Meynung der Person in eine Polemik wider die Person selber verwandelt, und statt dem Irrthum die freundliche Gewalt der Wahrheit entgegen zu stellen, die Person die feindliche Gewalt des Hasses fühlen läßt.

Von der giftigen Intoleranz jeder Art war Sambuga frey, weil er, Gott in Gott und im Menschen ehrend, denselben Gott auch in dem irrenden Menschen zu ehren wußte; weil er in Ausbreitung seiner Lehre sich kein Mittel erlaubte, als die ruhige, einfache, lichthelle Darstellung dessen, was Inhalt und Grund

sei-

seiner Ueberzeugung war, und weil er bey dem freyen Gebrauche dieses seines Rechtes jedem andern den freyen Gebrauch eben desselben Rechtes zugestand.

Was den Vorwurf eines bornirten Kopfes betrifft, so müßte er entweder jedem gebildeten Manne, der eine von seinem Denken verschiedene Regel des Glaubens annimmt, gemacht werden können, oder er durfte auch dem gebildeten Sambuga nicht gemacht werden.

Entweder ist jeder Kopf beschränkt, der irgend eine Schranke, eine Richtschnur seines Denkens, die nicht sein eigenes Denken ist, anerkennt: oder es war auch Sambuga kein beschränkter Kopf. Denn, ob einer die heilige Schrift allein, oder mit der heiligen Schrift noch das lebendige Wort der Kirche als Richtschnur des Denkens annähme, so liegt es helle da, daß beyde eine von ihrem Selbstdenken verschiedene Richtschnur ihres Denkens annehmen, also eine Schranke anerkennen, also der Vorwurf des in eine auswärtige Schranke eingeengten Kopfes entweder auf beyde fallen müsse oder auf keinen fallen könne.

Wer sich durch Bildung seines Vernunftwesens zur Untersuchung tüchtig gemacht, und denn durch gründliche, parteylose, beharrende Untersuchung zur Erkenntniß durchgearbeitet hat, gehört sicherlich nicht unter die bornirten Köpfe. Oder man müßte mit demselben Rechte und auf dem kürzesten Wege alles, was Christ, was katholisch, was Priester ist, in die verdammte Masse bornirter Köpfe werfen. Ja, wenn man mit dem verhaßten Brandmale noch freygebiger seyn wollte, weil es doch sehr leicht ist, hierin freygebig zu seyn: so könnte jeder, der die Wahrheit gefunden zu haben glaubte, jeden andern, den er auf einem Irrwege ertappt zu haben

 wähn-

wähnte, geradezu für einen bornirten Kopf ausrufen, so wie der Ausgerufene den Ausrufer mit gleicher Münze bezahlen. Und dann, denke ich, wären wir mit aller Cultur des Verstandes glücklich zu Ende gekommen, oder, wie das Sprichwort kräftiger sagt, dann wäre dem Fasse der Boden vollends eingestoßen.

Ich wiederhole auch hier, was ich schon oft in Erinnerung gebracht habe:

Liebe Freunde! wenn wir nicht weise seyn können oder wollen, so lasset uns wenigstens nüchtern seyn!

Um aber selbst eine Probe dieses nüchternen Urtheiles auf der entgegenstehenden Seite zu geben, so darf ich hier nicht verschweigen, daß mehrere Freunde des Seli en bey aller Achtung für seine Orthodoxie denn doch die Ueberzeugung nicht los werden konnten: „er hätte, wenigstens in seinen letztern Jahren, den Eifer für die Unitas in necessariis zu weit und auch auf die non necessaria ausgedehnet und wohl auch mancherley Anmaßungen der Curia in seinem Denken und in seinen Besorgnissen zu viel Gewicht behaupten lassen." Ich kannte ihn zu wenig, um mir eine entscheidende Stimme hierin zu erlauben. Nur um auch hier dem Lichte des Gemäldes — seinen Gefährten, den Schatten nicht fehlen zu lassen, wollte ich bloß fremde Urtheile erzählen, weil ich nicht Gründe genug hatte, selbst eines zu fällen.

7.

Sein Charakter verläugnete sich auch in den Erholungen nicht; deren der Belastete nicht wohl entbehren konnte.

Die

Die Erholungen, die ihn ihm selber wiedergaben, und bey leichter Bewegung des Leibes, auch dem Gemüthe, sich auszulassen, freyen Spielraum öffneten, waren ihm die liebsten; indem er die rauschenden, oder glänzenden Vergnügungen des Hofes andern recht gern überließ, behielt er sich nur das Fischen mit der Angel vor.

Wenn man bedenkt, daß der herrschende Trieb nach Glanz und Ehre, nach Lust und Habe, sowohl am Hofe, als auf dem Markte des Lebens, nach ganz andern Dingen angelt, und kein geringeres Werk treibt, als dumme und kluge Menschen zu fangen und zu Werkzeugen selbstsüchtiger Zwecke zu machen: so muß man bekennen, daß, wenn Sambuga, frey von jenem Weltumtriebe, den Johannes so kurz und treffend schildert I. Joh. II. 16, die Angel in das Wasser wirft, um Fische zu fangen, er mit dem unschuldigsten Gegensatze das Treiben und Drängen der Welt, am Hofe und an jedem großen oder kleinen Nachbilde desselben symbolisiret. Vielleicht hat sich aber in dieser Erholung sein und aller Apostel hoher Beruf abgebildet. Er fühlte sich überall, wo er stand, am Hofe, oder in Mitte einer Pfarrgemeine, in Städten oder Dörfern, auf Reisen oder in bleibenden Wohnstätten, berufen, Einzelne aus dem Meere des sittlichen Verderbens herauszuholen. Ex hoc jam homines eris capiens Luc. V. 10.

Wirklich war diese Betrachtung seinem Herzen nicht fremde; er hat sie sich in einem Selbstgespräche, dadurch er seine Schwermüthigkeit heilen, oder wenigstens mildern wollte, aufgezeichnet. Er hatte nämlich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes am Hofe gegen Anfälle von Traurigkeit

keit zu kämpfen. Er paßte nicht recht in das neue Verhältniß der Dinge, und das Verhältniß der Dinge nicht zu ihm. Der Uebergang von der Einfachheit des Landlebens zur Vielfachheit des Hoflebens drückte ihn. Die neue Lebensform war eine neue Tracht, die ihm nicht recht anliegen, eine Speise, die ihm nicht genießbar werden wollte. Endlich faßte er sich zusammen und gab sich, im Aufblicke zum Führer seines Lebens, in sein neues Daseyn hinein, und lernte auf dem Boden, den er betreten hatte, stehen.

„Siehst du es denn nicht: die Vorsehung führt dich immer wohin du nicht willst, und könntest du noch über ihre Leitung klagen? Du bist immer so kleinlich; und sie scheint dich zu großen Planen gebrauchen zu wollen, welche du mit deiner Kleinlichkeit vereiteln willst. Du hängst an deinem Fischbache, an deiner Angel; und sie will, du sollst Menschen fischen. Erblickest du eine schöne Aussicht, einen Felsen, eine Eiche: so wünschest du dir deine Farben, deinen Pinsel zurück; und sie will, du sollst reine Tugend und wahre Frömmigkeit in die Herzen deiner fürstlichen Kinder zeichnen. Dein spannenlanges Gärtchen entgeht dir; und du bemerkst nicht, daß du einen großen Schloßgarten dafür erhieltst, und daß noch größere auf dich warten. Du bist auf deine anderthalb Speisen eingerichtet; ich lobe deine ländliche Genügsamkeit: bist du denn aber erkenntlich, wenn dir eine Hoftafel dagegen bloß Bürde zu seyn scheint? Die Deinigen waren um deine Gesundheit besorgt, und du selbst: siehst du nicht, wie sie bey der nicht so ängstlichen Pflegung am Hofe täglich zunimmt?“

— —

— — Dieses Selbstgespräch sagt uns mehr, als es sagen zu wollen schien: wie viel Kämpfe in edlen Gemüthern vorgehen müssen, bis sie sich zur Festigkeit der Gesinnung und zur Gemüthsruhe durchkämpfen. Und doch wird gerade in dem bessern Menschen die Gemüthsruhe nur zu oft unterbrochen — denn es giebt auch eine edle Unruhe, die nur die Guten aus Erfahrung kennen, wie wir sogleich an Sambuga sehen werden.

8.

Seinen Charakter beurkundet endlich selbst sein geheimstes und tieffstes Leiden, das an seiner Gesundheit und an seiner Heiterkeit mit scharfem Zahne nagte, und das sich täglich erneuerte bey dem Anblicke der sinkenden Religiosität. Da nur wenige Gemüther dieses Leidens empfänglich sind, so werden viele, die davon Notiz nehmen, wenn sie nach ihrer Weise noch sehr bescheiden sind, mitleidig darüber lächeln, die andern über Wahnsinn schreyen. Aber der Biograph erzählt auch hier nur, und kann keinen Stoff weder zum Lächeln, noch zum Verdammen darin finden. Denn wir können doch nicht im Ernste glauben und andere glauben machen, daß die Religiosität in den letzten dreyßig Jahren sonderlich gestiegen, auch nicht, daß sie im gleichen Stande geblieben sey: sie muß also ins Sinken gekommen seyn, und darüber können gute Menschen sicherlich nicht frohlocken, dabey die Edlen nicht gleichgültig seyn: die besten werden also trauern müssen. Daß der Aufblick zu dem höchsten Regenten der Welt, und die mit diesem Aufblick wiederkehrende Uebermacht der Zuver-

sicht

sicht das schneidende Trauergefühl gemildert haben werde, kann der genaue Beobachter der Ebbe und Flut, der Traurigkeit und Freude nämlich, die auch in den reinsten Seelen kommen und gehen, ahnen oder wissen.

— — Ist es denn aber, fragt mich ein Kenner der Geschichte, auch wahr, daß die Religiosität in den letzten dreyßig Jahren so sehr gesunken — so tief gefallen sey, als ihr Eiferer auf Kanzlen, in Schriften, und in täglichen Gesprächen ausrufet?

Lieber Frager, kannst du prüfen, so lies: ich meyne, und ich weiß, daß es mehr als Meynung ist: „Die Religiosität sey im letzten Jahrdreyßig gesunken und gestiegen, habe verloren und gewonnen: habe verloren an Ausbreitung, und dafür gewonnen an Innigkeit: sey gesunken in den Vielen und dafür gestiegen in den Wenigen.“

---

§. III.

§. III.

Seine gelehrte Bildung.

Wenn Sambuga durch das reine, milde Licht seines Charakters das Vertrauen und die Liebe so vieler Menschen in und außer seinem nächsten Wirkungskreise anzog: so bedurfte er allerdings einer gelehrten Bildung, die ihn tüchtig machte, den großen Anforderungen, die das fremde Bedürfniß und sein eignes Herz an ihn thun mußten, ein Genüge zu leisten.

Was zu dieser gelehrten Bildung die öffentlichen Lehranstalten in seinen Studierjahren und denn sein Aufenthalt in Italien ꝛc. beygetragen haben, wiederhohle ich nicht, und begnüge mich hier bloß von den Beyträgen zu seiner gelehrten Bildung, die seine Talente und seine Uebungen lieferten, einige zu erwähnen.

I.

So wie er selbst alles denkend *) auffaßte, wie er besonders im Unterrichte des Kronprinzen überall die Keime des Selbstdenkens **) anregte, so hatte sich in ihm das Talent, das ich nicht besser zu nennen weiß, als das Talent der Gelehrsamkeit, ich meyne den Beobachtungsgeist, diese Gabe, vieles, richtig und schnell

zu

*) Siehe seinen Charakter Nro. I.

**) Siehe sein Leben Nro. VI. Sambuga als Religionslehrer.

zu bemerken, in seinen Verhältnissen, Umgebungen, Schicksalen und durch besondere Uebungen ganz vorzüglich ausgebildet. Was er nun einmal richtig aufgefaßt hatte, das suchte er auch genau zu bezeichnen, treu aufzubewahren und mit gesunden Betrachtungen zu begleiten. Er brachte überall ein offenes Auge mit, das die vorliegende Seite der Dinge wahrnehmen, ein gewandtes, das die tieferliegende und nur durchscheinende bemerken, ein ruhiges, das im Wahrnehmen und Bemerken bis zum Ueberschauen des Ganzen beharren konnte.

Auf diese Weise vermehrte sich sein Erkennen nicht nur mit jedem Tage, sondern es ward auch sein Eigenthum, gleichsam ein Vermögen, das ihm als disponibel zu Gebote stand.

Von dieser Fertigkeit, die Dinge richtig aufzufassen, genau zu bezeichnen, treu zu bewahren und seine Wahrnehmungen mit gesunden Betrachtungen zu bereichern, zeugt der ganze große Vorrath seiner Handschriften.

Es hat sich mir in Durchlesung derselben wieder bestätigt, was ich an so vielen andern wahrgenommen und wohl auch an mir selbst erfahren habe: die Gedanken müssen geschrieben, und wieder geschrieben seyn, wenn wir ihrer recht bewußt werden und sie in unsere Gewalt bringen sollen.

Diese handschriftlichen Aufsätze haben mich seinem stufenweisen Selbstbilden gleichsam zuschauen lassen. Ueberall verräth sich der rege Denkgeist, der neuen Stoff zur neuen Verarbeitung aufsucht und findet, und durch Wahrnehmung und Selbstdenken das Vermögen beyder Kräfte erweitert. So fand ich in seinen Papieren ein Tagebuch voll richtiger Bemerkungen und

Reflexionen von dem Einzuge der Franken in die diesseitige Pfalz im Herbste 1794, darin er die Thätigkeit der Feinde, das Uebermaß ihrer Forderungen, die Lasten der Gemeinen, und seine Mühungen, mancherley Schrecken und Bedrückungen von ihnen abzuwenden, schilderte. Am Ende des Tagebuchs steht eine merkwürdige, fast prophetische Anrede an Deutschland; daraus einige Zeilen: „Möchte doch der immer leichtgläubige Deutsche im Angesichte seines ausgeraubten, geschändeten und mit Leichen bedeckten Vaterlandes weise werden! Aber ich wage es kaum, dieses zu hoffen. Ein jeder deutsche Staat, und jeder einzelne Deutsche will alles gewinnen und nichts aufopfern. Deutschland ist sich selbst fremde und vergißt seiner ehemaligen Größe und Stärke! Kehre zurück, o deutsches Vaterland, zu deinem ehemaligen Gemeingeiste! Deine Trennung in dir selbst kostete dir schon vor Zeiten drey schöne Bißthümer und einen beträchtlichen Theil deines Rheinufers: deine heutige Trennung könnte den alten Anschlag deiner Feinde vollenden."

Dies Tagebuch erneuerte Sambuga im Junius 1796, als die Franken wieder über den Rhein giengen, und setzte es fort bis zum September 1796, wo er wegen der Siege des Erzherzoges Karl über den General Jourdan ein feuriges Danklied zu dem Herrn der Stärke und des Sieges gesungen hatte.

Eine zweyte Handschrift beschreibt die kleine Gesundheitsreise gegen den Donnersberg und einen südlichen Theil des Gebirges, die die drey Pfarrer von Abenheim, Gundheim und Herrnsheim Strauch, Krebs und Sambuga in freundlicher Gesellschaft mit einander machten. Den Zweck der Reise giebt er

be=

bestimmt an: „Meine große Vorliebe zu Berg- und Wald-Gegenden; mein nicht geringer Hang zum Reisen; die Hoffnung, durch den Anblick fremder Gegenden und durch den Umgang mit andern Menschen die gewöhnlichen Vorstellungen mit neuen zu verwechseln; die Ueberzeugung, daß Erfahrung und vervielfältigter Eindruck dem Geiste mehr Stoff zur Verarbeitung darbieten; endlich die Liebe zu meiner Gesundheit, der ich durch Bergluft und Bergwasser das wieder ersetzen mochte, was ihr die Haussorgen und das Studierzimmer allmählich entziehen, alle diese Ursachen, sammt der lieben Gesellschaft der beyden Männer, die ich auf einige Tage gern genießen wollte, verleiteten mich von Herrnsheim aus, eine Reise gegen den Donnersberg ꝛc. zu machen."

Die Beschreibung selbst ist lebhaft, reich an Bemerkungen aller Art über Menschen, Sitten, Ackerbau, Kunstfleiß, Sinn für Religion ꝛc. Sie endet zu Goelheim bey einem Denkmale von Gothischer Arbeit, einem Crucifixe, mit der merkwürdigen Inschrift:

Anno millesimo trecentis bis minus anno
In Julio Mense Rex Adolphus cadit ense.

„Ich war erstaunt, hier an der Stelle mich zu finden, wo Adolph von Nassau, den das deutsche Reich nach dem Tode Rudolphs von Habsburg zum Kaiser gewählt hatte, sein Leben in einer Schlacht verlor, welche ihm der Sohn Rudolphs geliefert hat."

Eine dritte Handschrift von ihm enthält den Entwurf zur Geschichte seiner Pfarrverwesung in Herrnsheim. Darin las ich mit vieler Theilnahme, wie parteylos er die religiösen Angewöhnungen des Volkes nach der Richtschnur des göttlichen Evangeliums, und nicht das Evangelium nach menschlichen Gebräuchen,

chen beurtheilte. Darin las ich nicht ohne Verwunderung, wie rüstig er einigen irrigen Meynungen des Volkes zu Leibe gieng. Hie und da gewann es wohl auch den Anschein, als hätte die Thätigkeit seines Begriffes die tiefere Anschauung des Gemüthes beenget. So erzählet er sehr naiv, daß, als er in einer Kapuzinerkirche betete, und ihm das gerade gegenüberhängende Bild des heiligen Franz von Assis in das Auge fiel, seine ganze Andacht zu Trümmern gieng. Der Heilige lag in einer Geistesentzückung, und ein Engel, der die Geige strich, schwebte vor ihm. Nun fand Sambuga den Engel mit der Geige so lächerlich, daß das Gemüth von dem Haupteindrucke des Ganzen unergriffen blieb, und somit weder die himmlische Harmonie, die das Instrument des Engels bloß sinnbilden sollte, noch die entzückende Andacht, die ein Nachklang der himmlischen Harmonie war, mitfühlen konnte.

Doch Sambuga fand bald selber, daß der Verstand, der unfähig die Sprache der Symbolik zu verstehen, tadelte, was er im Grunde doch nicht verstand, nicht der rechte Verstand eines Vernunftwesens seyn konnte. Und so geschah es, daß in demselben Augenblicke, in welchem der flachkritische Verstand seine Spitzen abgestoßen hatte, das Vernunftgefühl die verlorne Uebermacht wieder gewann. Ein Durchgang, den jeder Denker machen muß, der seine Bildung der Vollendung nähern will, den aber nicht jeder macht.

Eine vierte Handschrift liefert uns den Anfang eines Tagebuches über die Erziehung seines Neffen Joseph Anton Zoppi. Da sich der Geist des Beobachters, die schöne Seele des Erziehers und jenes geheime Arbeiten an Bildung seines Selbstes

stes darin malt: so mögen einige Auszüge davon nicht am unrechten Platze stehen: „Im Jahre 1790 den 22. May, den Tag vor dem Pfingstfeste, brachte Franz Xaver Zoppi, Bürger und Handelsmann in meinem väterlichen Hause zu Walldorf, seinen Sohn Franz Anton Zoppi zu mir und bat mich, denselben zur Ehre seines Schöpfers und zum Besten seiner Mitmenschen zu erziehen.

Kein Vater kann mit mehr Zärtlichkeit sein Kind als ein Geschenk des Himmels in seine Arme nehmen, als ich dieses mein Schwesterkind, als Denkmal der Liebe Gottes gegen mich, und als Unterpfand der Liebe meines Schwagers und meiner Schwester in mein Haus aufnahm. Joseph Anton Zoppi war im Jahre 1782 den 3. April geboren, kam also im neunten Jahre seines Alters zu mir. Es zeigte sich mir, von seiner ersten Kindheit an, etwas Holdes auf seinem Angesichte, Unschuldvolles in seinem Betragen, Sanftes in seinem Umgange, so wie Gelehrigkeit, Wißbegierde, schneller Begriff, und die Geschicklichkeit das Gehörte treu nachzusagen. Er schien mir der Auszug von der Sanftmuth seiner Mutter und von der Güte seines Vaters zu seyn. Er fürchtete mich, so lange ich noch bey seinen Aeltern war, weil ihm mein Gesicht zu ernst war; er liebte mich aber, sobald er bey mir allein war, weil er fand, daß mein Ernst nicht mürrisch, sondern nur der leichte Schleyer meiner Liebe gegen ihn war.

O, möchte ich im Stande seyn, die Erziehung dieses guten Kindes — dem großen Erzieher der Menschen abzulernen. Möchte ich das Bild seines und meines gemeinschaftlichen Vaters im Himmel lebendig in ihn hineinlegen und kennbar herausbilden können! Du

schu-

schufest ihn für deine Ehre, Vater! und für seine Brüder: o, lehre mich bey seiner Erziehung diesen Zweck immer vor Augen haben! O, daß ich durch dieses mein Kind einigen Werth vor dir, bester aller Väter! erlangen, das ist, dich in ihm lieben, und der Menschheit durch ihn dienen könnte!

Damit er zu keiner Zeit von meinen Augen entfernt wäre, schlug ich seine Bettlade zu den Füßen der meinigen auf, damit mein Auge bey dem Erwachen schon auf ihn sähe, und bey dem Schlafengehen sich im Blicke auf ihn schlösse; damit bey dem Erwachen wie bey dem Einschlafen meine Wünsche zugleich für ihn und für mich zu dem Herrn unsers Lebens aufstiegen.

Mein Unterricht fieng, nach einem von mir dazu aufgesetzten Plane, damit an, daß ich ihn durch Kenntniß der ihn umgebenden Natur zur Kenntniß seiner selbst und durch Kenntniß der Natur und des Menschen zur Kenntniß Gottes führte. Ich trug ihm nur faßliche Dinge vor, und gieng von dem, was ihm schon klar geworden, aus, um ihm auch das Dunkle klar und anschaulich zu machen.

Schreiben und Zeichnen mußte er mir zugleich lernen. Da ich das Zeichnen, dazu mir die Vorsehung in meinen jungen Jahren Anlaß und Trieb gegeben hatte, an mir so wohlthätig fand, indem ich mir von Dingen, die mir theuer sind, durch Farben, Licht und Schatten bleibende Vorstellungen machen und auch auf andere dadurch wirken konnte: so hielt ich es in der Erziehungskunst für sehr bedeutend.

So mußte er mir auch die Buchstaben, die Noten der Tonkunst, und die Ziffer zugleich kennen lernen und

O sich

sich mit den Zeichen der Töne, der Wörter und der Zahlen mit Einem Male bekannt machen. Das sollte ihm eine Fertigkeit verschaffen, abgezogene Dinge unter gewissen Zeichen sich desto lebhafter vorzustellen. In allem, was nicht sonderlich unschicklich, schädlich oder gar böse war, ließ ich ihm freyen Willen; auch hielt ich ihn nicht strenge an Lernstunden, sondern lenkte ihn nur wieder ein, wenn ihn die Zerstreuung in das Spiel und freye Leben aus dem Geleise zu bringen schien oder schon gebracht hatte. Um seinen Körper mehr zu härten, schickte ich ihn mit meiner Magd, Anna Margaretha Conradin, die ich ihrer Gottesfurcht und Treue wegen hier gern nenne, oft auf das Feld und ließ ihn mit ihr passende Arbeiten verrichten. Dadurch bezweckte ich, neben der Stärkung seiner Gesundheit, auch noch dies, daß er seine Kräfte in mancherley Arbeiten versuchen, sich von der thörichten Verachtung des Bauerstandes bewahren, und die Einfalt des Landlebens sollte werthschätzen lernen.

Gegen den Herbst dieses Jahres bekam er eine Geschwulst am Knie, die ihm viele Schmerzen und mir viele Sorgen zuzog. Die besten Leibärzte und Wundärzte wurden zu Rathe gezogen, aber alle angewandte Mittel halfen so viel als nichts. Wir mußten, da wir das Unsre gethan hatten, den Augenblick seiner Genesung der Zukunft, das ist, dem Willen Gottes überlassen.

Im Christmonate dieses Jahres, den Tag vor Weihnacht, legte er bey meinem damaligen Herrn Kaplan Gabriel Hagspiel aus Mannheim, der ihn zärtlich liebte, seine erste Beicht ab; nachdem ich ihm zuvor

vor den Unterricht in den Anfangsgründen der Religion, so wie den von der Beicht gegeben hatte.

In eben diesem Monate fieng ich an, ihm einiges aus der Naturgeschichte nach Raff beyzubringen. Er konnte die Beschreibungen der Pflanzen und Thiere, die ich ihm nur einmal aus dem Buche vorgelesen hatte, auf das genaueste nacherzählen. Seiner lebhaften Imagination gelang es auch, ohne viele Mühe andere Menschen nachzuahmen. So drückte er, ohne daß ihn jemand dazu aufgefordert hätte, die Stimme, Ton und Accent, Minen und Geberden des Herrn Kaplans im Predigen aus, so, daß man nicht den Knaben, sondern den Kaplan zu hören glaubte. Ich wachte, daß er nur Schickliches und keine Unarten an andern nachbildete.

Meine Hausgenossen, bey denen er sich etwas freyer ausließ, erstaunten über die richtigen Urtheile, welche er vor ihnen aussprach. Sein ganzes Herz war für die Gottesfurcht und Tugend gestimmt. Wenn nun in seiner Gegenwart in Worten oder Handlungen Unartiges vorkam, so wußte er es meiner Magd, die sein ganzes Vertrauen besaß, so richtig zu bemerken, als wenn er nur meine Bemerkungen hätte nachsprechen dürfen, da er doch ganz aus seinem Herzen urtheilte.

Im Monate May 1791 gab ich ihm des sel. Hemmers deutsche Sprachlehre in die Hände. Da er sehr leicht auswendig lernte, so behielt er die Grundsätze mit geringer Mühe.

Seine Geschwulst am Fuße dauerte noch fort, doch mit einer merklichen Besserung, die wir der Verordnung des Herrn Hofrath May verdanken. In diesem Frühjahre sammelte er mit vieler Freude Insekten, pflanzte Blumen, lernte Kräuter kennen.

Auch von der Erdbeschreibung gab ich ihm einige Kunde. Den 3ten Nov. ließ ich ihn nach ohngefähr anderthalb Jahren mit seinem Vater das erstemal wieder nach seinem Geburtsorte zurückkehren. Um ja nicht zurückzubleiben, stand er schon um 12 Uhr Nachts, und als ich ihn zur Ruhe wies, um 2 Uhr auf, und reiste am Morgen mit seinem Vater fort. Die Freude ließ ihn nicht schlafen.

Den 20. Jänner starb ihm ein sehr zahmer Finke, worauf er folgende Grabschrift machte:

Hier unter diesem leichten Stein
Liegt ach! mein trautes Vögelein.
Es war ein großer Springer:
Und ein gar lieber Singer:
Nun hat der Springer ausgesprungen,
Nun hat der Singer ausgesungen:
Das thut mir weh,
So weh, so weh!

Heut am 22. Jänner bemerkte ich an ihm Eigensinn und Empfindlichkeit. Nach Tische gieng ich mit ihm spatzieren, und erzählte ihm mancherley Geschichten, wie sich Menschen durch Eigensinn und Empfindlichkeit an ihrem Gewissen versündigten, das Zutrauen der Bessern verloren, und die Freuden des geselligen Lebens für sich und andere verdarben. Da ward er nachdenkend, und sprach nach einer Pause, erröthend: Lieber Oheim, Sie haben in fremden Fehlern meinen Fehler geschildert: ich danke für die väterliche Strafe, und küßte mir thränend die Hand.

— — — Es freuet mich, in der erstern Entwicklung und weitern Bildung meines Neffen die menschliche Natur und den Beruf des Erziehers in der wirklichen

chen Ausübung zu studieren. Indem ich der allmähligen Entfaltung eines jungen Lebens zusehe, gehet mir täglich ein neues Licht *) darüber auf, was es heisse, ein Mensch seyn und einen Menschen erziehen."

Eine fünfte Handschrift, das Gespräch im Postwagen, giebt uns einen hellen Blick in seine gelehrte Bildung, so wie in sein innerstes Leben. Wie er keinen Anlaß ungenützt vorbey ließ, die von der Religion entblößten Unseligen auf ihre schmähllige Blöße aufmerksam zu machen: so wollte er diese seine religiösen Versuche durch treue Darstellung sich und seinen Freunden genießbar und unvergeßlich machen. Handlung und Darstellung der Handlung macht den Mann und den Künstler; beydes sollte Sambuga seyn, und war es auch.

Das Gespräch im Postwagen.

Den 7. Dec. gesellete mich, auf meiner Reise nach meiner Pfarrey, das Loos meines Lebens, das wie alles unter einer höhern Leitung steht, zu einem jungen Menschen im Postwagen, der von Mainz gebürtig, schon 15 Jahre in Frankreich zugebracht hatte, und zu einem jungen Handelsmann, aus der Gegend von Elberfeld, der so eben von einer Speculationsreise aus Frankreich zurückkehrte.

Der

*) Sambuga ward also durch Bildung seines Neffen zu einer höhern unbewußt vorbereitet und gleichsam selbst erzogen — zum Erzieher.

Der Erste sagte: „Sterben ist ein unangenehmer Gedanke.“ Ich antwortete: da es aber das einzige sichere unausbleibliche Ereigniß unseres Lebens ist: so ist dieser Gedanke unserer ganzen Aufmerksamkeit werth. Er: Wie so? Ich meyne, da der Tod unser hiesiges Leben schließet, so müßte unsere ganze Aufmerksamkeit dahin gerichtet seyn, es wohl zu schließen. Er: Wer saget mir dieses? Ich selbst. Ich müßte mit mir selbst unzufrieden seyn, wenn ich meine Zukunft, welche wohl den größten Theil meines Seyns ausmachen dürfte, dem Ohngefähr überließe. Er: Aber in Frankreich habe ich viele Menschen ganz ruhig ohne Geistliche sterben sehen. Ich: Hievon kann die Rede nicht seyn. Diese Erfahrung zu machen, war nicht erst eine Revolution nöthig: man sah dieses bey den Wilden in Amerika, so lang man sie kennet. Es kann nur davon die Rede seyn, ob es mir frommen könne, ein Leben vielleicht voll Unordnungen, ein Herz voll untugendhafter Neigungen, einen in guten Gefühlen ganz vernachlässigten Geist mit über das Grab in die Zukunft zu nehmen; und ob die Religion dem Sterbenden so ganz unnöthig ihre Hülfe anbiete, um noch eine Ergänzung des Versäumten an uns zu versuchen. Er: Wer weiß aber, ob eine Zukunft sey. Ich: Mir ist sie ausgemacht. Er: Und die Beweise? Ich: Sie liegen in uns, und in der äußern Natur. Nicht wahr: Sie begehren doch nicht, daß ich Ihnen hievon einen mathematischen Beweis gebe: denn die Sache läßt sich nicht in die Länge und Breite ausmessen. Aber es giebt Gründe, die uns als denkenden Wesen, überzeugend seyn müssen. Nicht wahr: Sie haben eine Denkkraft, und die Natur hat Erkennbarkeit? — Dies ist wahr. — Aber was erkennen Sie? Ihre ganze Kennt-

niß beschränket sich fast auf die bloße Einsicht, daß etwas Erkennbares da ist. Sollten sie bloß leben, um zu erkennen, daß etwas Erkennbares da ist? ... Dieses ist die höchste Unwahrscheinlichkeit. Der Grashalm erreichet seine Reife und Vollkommenheit: und ich, der König der Schöpfung, sollte sie nicht erreichen? — Alle Weise starben mit dem Bekenntnisse: jetzt fühle ich mich erst im Stande etwas zu lernen! Und dieser Augenblick, dieses Gefühl, soll das Ende ihres Lebens seyn? Die Erfahrung an der Raupe unterstützet meine Behauptung. Nachdem sie sich verpuppet, und gleichsam selbst begraben hat, schlüpfet sie nach einiger Zeit aus ihrer Todtenlade wieder hervor, und ist gleichsam ein neues Wesen. Zuvor genoß sie nur ein Fraßleben und schleppte den unbeholfenen Körper auf einem Blatte umher, das ihre Nahrung und Wohnung, ja ihre Welt gewesen ist: nach ihrer Verwandlung schwärmet sie, von leichten Fittigen getragen, in allen Lüften umher; genießet die Freyheit, welche ihr ihre Hülle versaget hatte, und nähret sich aus dem Götterkelche der Blumen, u. s. w. Und der Mensch, der die höchste Fähigkeit zur Verwandlung und das höchste Bedürfniß nach Verwandlung in sich hat, der Mensch, der nach Geist und Leib einer Verklärung für das ewige Leben fähig und bedürftig ist, der Mensch, fähig ewig zu seyn, soll nach wenigen Augenblicken gewesen seyn auf immer? Muß nicht vielmehr die ganze vernünftige Natur ausrufen: wenn das an der Raupe geschieht, was wird an dem Menschen geschehen? Dazu kommt noch eine andere Weissagung der Unsterblichkeit: ich fühle mich nämlich unwiderstehlich aufgefodert, das Laster, das der Sinnlichkeit so süße ist, an mir zu tadeln, zu verdammen, zu

stra-

strafen, und die Tugend, die der Sinnlichkeit so lästig ist, zu üben. Wenn es nun keine Ewigkeit gäbe, die der Tugend den Kranz der Herrlichkeit aufsetzte, und das Laster die Frucht seiner Aussaat ärnten ließe: so wäre der Mensch sich selber lauter Widerspruch. Die Tugend macht ihn des ewigen Lebens werth, und seine höhere Natur sehnt sich nach dem ewigen Leben, und die Vernunft erwartet ewiges Leben.

Und nun, wenn der Tod des Leibes das ganze Menschenleben schlösse, so wäre der Heldengang des Tugendhaften ohne Zweck, das Sehnen des Edlen ohne Befriedigung, das Naturbedürfniß ohne Stillung — der ganze höhere Mensch lauter Lüge.

Dieses führte auf Gott. Er sagte: Wer weiß aber ob ein Gott sey? Ich: Sie wissen ja doch, daß Sie Verstand haben. Ich frage Sie: haben Sie ihn sich selbst gegeben? . . . Alle Menschen haben Verstand: und wer gab ihn sich selbst? . . . Deutet ihnen dieses nicht auf einen höchsten Verstand; auf eine Quelle aller Erkenntnißfähigkeit? — Die Erde hat hervorbringende Kraft, und zwar eine nach Ordnung und Gesetzen hervorbringende Kraft. Die Erde ist Körper: sie konnte sich nicht selbst sagen: bringe hervor! Es muß also eine höchste hervorbringende Kraft geben. Alle Hervorbringung der Erde geschieht nach Gesetzen. Der Körper konnte sich die Gesetze der Hervorbringung nicht selbst vorschreiben: es giebt also ein höchstes Gesetz u. s. w.

Beyde waren mit der Unterredung zufrieden, ob sie gleich mehr der Geist der Ueberzeugung, der aus mich sprach, als das Wort, das sie überzeugen wollte, befriediget haben mochte. Denn der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit des Menschengeistes ist kein Problem

der

der Mathematik, das durch eine mathematische Demonstration gelöset werden kann, sondern eine heilige Angelegenheit, die nur von reinen Herzen erfasset und aufgenommen werden kann. Im Aussteigen sagte der Mainzer Jüngling: ich bin ganz aus der Religionsübung gekommen: und ich muß im Ernste daran, wieder hineinzukommen. Ich: machen Sie heut noch den Anfang. Dem geistigen Menschen ist die Religion nicht weniger nothwendig als die Luft dem sinnlichen. Er reichte mir dankend die Hand, und ich empfahl den Scheidenden dem bessern Lehrer, der im Himmel wohnet und im Herzen seine Katheder hat.

Eine sechste Handschrift verbürget uns, daß er nicht bloß seine Ueberzeugungen, sondern auch seine Kunstgefühle in einer treu nachbildenden Composition auszudrücken, und seinem Stile Leben und Colorit zu geben verstand. Der Aufsatz heißt:

Vogler in Worms.

Ich bin kein Lautspieler: aber meine Gefühle während des Spieles von Vogler auf der Orgel der evangelischen Kirche in Worms, will ich niederschreiben. Wenn ich gleich das Erhabene, Große, Dichterische, Meisterhafte des Künstlers nicht erreichen werde: so habe ich auch mehr nicht aufsetzen wollen, als — meine Gefühle.

Das Vorspiel — war ein Alles versprechender Morgen des auftritt- und wundervollen Tages. Reine Anstimmung, lieblicher Zusammenklang, reiche Abwechslung der Laute, unerwartete Auflösungen, kühne und große Uebergänge, häufige Verwandlung des Hauptsatzes, sanfte und starke Hinwirkung auf das Gefühl, höhere Spannung des Geistes durch jeden Fingersatz, Vorgeschmack

schmack der vollen Nahrung für den Zuhörer von Geist und Gefühl.

Der Gesang — war ein sanfter und edler Ausdruck des Herzens in der Stunde der reinsten Gefühle. Man fand sich gezwungen, die Anliegen seines Herzens in Laute zu verwandeln, und ihnen nach Vogler's Anleitung Wohlklang zu geben. Wie in der Gesellschaft von Freunden, die ein Lied beginnen, in das man unvermerket seine Töne mit einmischet: so nahm man Antheil an seinem Liede.

Das Glockenspiel — war die glücklichste Nachahmung des gewöhnlichen Glockenspiels auf größern Orgeln: ohne daß jedoch die gegenwärtige das Glockenregister gehabt hätte. Vogler wußte die Laute so voll, so abgebrochen, so rein, so tönend zu greifen, daß man die glücklichste Täuschung nicht mißkennen konnte, und sagen mußte: die Geschicklichkeit hat den Abgang des Registers ersetzet, und die Nachahmung war von dem Urbilde kaum zu unterscheiden.

Von diesem Stücke der, wenn ich so sagen darf, nur noch mechanischen Kunst überführte uns Vogler zur Belagerung von Jericho, wo sich sein Kunstgeist in erstaunlicher Größe zeigte. Hier wirkte nicht mehr der Zauber der Finger, die bey jeder Berührung den Laut, das Maß, die Ründe, den Ausdruck, die Aehnlichkeit her befahlen: hier wirkte eine erhöhete Einbildungskraft; Wahrheit in der Darstellung, Wahrheit in der Ausführung. Israels Gebet zu Gott — war der hoffnungsvolle Hinaufblick zu Gott, der immer für sein Volk stritt, und den es so oft an seiner Seite gefühlet hatte: und der gewaltige Gedanke schien alle Reihen und Glieder zu durchschauern: Gott ist Sieger!

ger! Durch ihn stehn und fallen die Völker! Wir heben unsern Arm auf deinen Befehl! Du bist der Gott der Heerschaaren! Völker, die dich nicht hören, fühlen deinen Arm!"

Der Schall der Trompeten von den Schaaren Israels begann. Die trotzenden Mauern bebeten; die Töne erschüttern die Grundfeste der Thürme; Jericho fühlet Gottes Kraft gegen sich; die Mauern wanken wie die Aehren der Kornfelder, unter welche der West hauchet, und die Thürme werfen sich hin und her wie ein Berauschter. Im Zauber des Spieles sah man Steine auf Steine von den hohen Mauern herabstürzen; Wände herausbrechen und zertrümmert dahinfallen; Thürme bersten und in schrecklichem Getöse zusammenkrachen. So stand Jericho seiner Wehre beraubet, in banger Erwartung. Der Sieger trat mit freudigem Schritte über den Trümmern dahin, und Vogler begleitete seinen stolzen Gang mit Tönen, wovon sich noch kein Sieg durch die Tonkunst begleitet sah. Schade, daß die Aufschrift nicht hieß: So zog Laudon in Belgrad ein!

Die freye Phantasie — schien mir ein angenehmer Garten, wo man auf Blumen jeder Art, auf Gesträuche, Wildnisse, Wasserfälle, Einöden stößt, und allenthalben die getreue Nachahmung der Natur, oder die Natur selbst findet. Man spürete den Mann, der die Welt sah, mit der Natur vertraut ist, und sie so schön, groß, prachtvoll darstellet, als es nur der höchsten Kunst möglich ist. Den mann, der seinen Gefühlen durch Töne Leben zu geben weiß, und den die Freundin Tonkunst nie verläßt, er befinde sich in blumigten Gärten; auf grauenvollem Gebirge; hochwoo-

gig-

gigtem Meere, oder am sanftlispelnden Bache. Er schien mir einem Denker ähnlich, der von den angenehmen Hügeln, wo er die Natur freundlich und lachend sieht, in tiefe Thäler und Klüfte herabsteiget und seinen Geist im Schauder der Schatten, der stürzenden Bäche, der hängenden Felsenstücke weidet, und aus Allem große Gedanken schöpfet, die er mit Tönen fühlbar machet.

Das Flöten-Konzert — drückte alle Schönheiten der Flöte aus. Die Nachahmung der sanften und süßen Töne der Flöte war der Erwartung angemessen. Auch die chinesische Arie hatte ihre Eigenheiten und Schönheiten. Doch: wenn ich mich nicht irre, mag darin eben die richtige Zeichnung fehlen, wie an dem Porzellane der Chineser.

Das Adagio mesto — war eine Nachahmung aller Trauertöne, die ich je in der Natur auffieng. Kein Klaglaut von der einsamen Waldtaube an bis zum leidenden Menschen schien mir zu fehlen. Der Mann hat, wenn nicht selbst versuchet, doch glücklich bemerket, was die unzähligen Gattungen von Trauer und Schmerz für Ausdrücke und Stimmen in allen lebenden Wesen erzeugen.

Die Hirtenwonne, vom Donnerwetter unterbrochen. — So schön besang noch kein Dichter die ländliche Zufriedenheit und Ruhe, wie sie Vogler durch Töne zeichnete. Man sah gleichsam mit Augen die einsame Hütte vor sich liegen, wo unter einem mit Strohe bedeckten Dache Liebe und Genügsamkeit wohnen. Die um die Hütte her zerstreut sich erhebenden Bäume waren sanfter Ruhe und süßer Wonne voll, wie ihre glücklichen Besitzer. Gesättiget und ungestöret

la-

lagen die belaubten Aeste neben einander, wie die Schafe der Herde um die Mittagsstunde. Nur hie und da lispelte ein Blatt mit dem andern ein vertrautes Wort. Die Vögel sangen ihre ungekünstelten Lieder auf den ruhenden Zweigen; im Schatten weideten sorgelos Ziege, Kuh und Lamm. Das nahe Meer selbst that sich wohl in dieser ungewohnten Ruhe; nur sanft trieb es seine unmerklichen Wellen an das Gestad, und ließ sie den umher liegenden Sand spielend einander streitig machen. Lange dauerte dieser beneidenswürdige Zustand nicht in dem Lande des ewigen Wechsels. Wie, wenn der Neid einem schuldlosen Glücklichen unvermerkt die Quelle seines Lebens trübet: so schlich sich ein Wölkchen aus dem Schooße des Meeres, das in seinem Gange wuchs und allmählig den reinen Himmel dunkelte. Von ungünstigen Winden getragen, drohet es der zufriedenen Hütte. Schon beben die Blätter auf den Bäumen, und die Halmen des Grases; schon heben sich die Aeste, und die Gipfel wanken; die Henne spüret den kommenden Sturm, und locket dem jungen Gefieder; schon erheben sich im fernern Meere höhere Wogen; schon trauert der Himmel; schweiget der Vogel, suchen Schafe und Kühe ihren Stall. Die Arbeiter eilen vom Felde und suchen Schirm in ihrer Hütte. Fern sausen die Winde; werfen verachtend den Sand vom Gestade dem dräuenden Gewölke entgegen, seinen Zorn zu reizen; wie heulende Wölfe über ein unschuldiges Lamm stürzen, das jeder mit sich reißen will: so fallen die Winde auf die einsamen Gesträuche und Bäume die ihnen aufstoßen, und wühlen in ihren Eingeweiden. In einem nun herrschte das Ungewitter über den ganzen Gesichtskreis; Nacht und Dunkel liegt

auf

auf der Hütte. Nun entzündet sich der schreckliche Donner; nun wälzen und schlagen sich, vom Sturme gereizet, die Aeste der Bäume; tief seitwärts biegen sich die Wipfel, als wenn sie sich losreissen, und dem Sturme entfliehen wollten. Die rauschenden Wogen stürzen auf das bebende Ufer; sie öffnen tausendmale ihren ungeheuern Rachen gegen das betäubte Land; der Donner eifert mit dem Gebrülle der Wogen, und beyde kämpfet der wilde Sturm in seinem gräßlichen Geheule zu überflügeln. Schrecklich ist der Auftritt: Zerstörung bezeichnet jeden Schritt des Ungewitters; betäubet liegt die Natur.

Gesättiget vom verbreiteten Schrecken schien sich endlich das Ungewitter zu sänftigen. Die Wolkenlast hob sich allmählig von der langen Erde, die sie im Zorne würgte; das Licht suchet seine Stätte wieder; die Stürme werden nur noch auf dem fernen Meere gehöret; die letzten Thränen des Kummers fallen von den Blättern der Bäume; die liebkosende Sonne trocknet sie auf; Alles verkündet Ruhe und Frieden; und der Mensch, das Leben der Natur, tritt aus der Hütte, und spricht: Danket dem Herrn der Natur: wir sind gerettet!

Dieses empfand ich bey dem Spiele eines Mannes, der einzig in seiner Art ist, den unser Vaterland gebildet hat, und der Deutschlands Ruhm in ganz Europa verbreitet.

Sambuga.

— — — Ohne über den literärischen Werth dieser Compositionen zu entscheiden, lernen wir doch so viel daraus, wie sich sein Geist in den mannigfaltigsten Aufgaben versuchet habe, um sich selbst zu bilden,

und

und das Gebiet seiner Einsicht und seiner Kunst mit jedem Tage zu erweitern.

2.

Das Talent der Gelehrsamkeit, der Beobachtungsgeist, verband sich in Sambuga mit dem unermüdlichen Fleiße, zu lesen in den mannigfaltigsten Schriften, sie mochten in deutscher oder lateinischer, in französischer oder italienischer Sprache *) abgefaßt seyn, und das, was ihm besonders zu seinem Berufe zu taugen schien, zu excerpiren. Die Notaten sind z. B. aus Göthe, aus Montesquieu, aus tableau naturel des rapports, qui existent entre dieu, l'homme et l'univers, aus Aristée ou de la divinité, aus der Geschichte des ägyptischen Königs Sethos, aus Tacitus, Cicero, Seneca, Petronius, aus Kirchenvätern, aus Reisebeschreibungen, aus deutschen philosophischen Schriften. Anfangs schrieb er die Excerpten in einem fort, und hielt sich ein förmliches Tagebuch seiner Beobachtungen über verschiedene Schriften die er gelesen hatte. Späterhin verfiel er aber, wie mein Freund Conrad Schmid, auf die bessere Methode, die das Wiederfinden und die Anwendung des Gelesenen ganz besonders erleichtert. Er schrieb nämlich jede kürzere oder längere Stelle, die ihn anzog, auf ein besonderes Blatt, und zeigte über der Stelle den Inhalt mit einem Worte, oft mit einer kurzen Aufschrift an. Nach Jahren konnte er alle die Stellen, die eine gleiche Re-

*) Er sprach und schrieb diese vier Sprachen.

Aufschrift hatten, z. B. Gott, Christus, Ewigkeit Religion, Kirche, Staat, Regierung, zusammenstellen und die Früchte seines Fleißes überschauen.... Daß aber die Excerpte nicht bloß den Geschmack, sondern auch das Gemüth des Sammlers verrathen, kann man ihnen deutlich genug ansehen, z. B.

Predigtamt.

Bourdaloue behauptete stets das Recht des Predigers, die Wahrheit auch in Gegenwart des Königs und seines Hofes mit Freymüthigkeit und Würde zu verkünden. Seine Manieren waren einfach, schlicht, natürlich, aber seine Seele war voll Geist und Leben. Feller Dict. Hist.

Regierungsweisheit.

Tamahmah, König von Owheihi sagte dem Seefahrer Vancouver, der ihn bereden wollte, er sollte das zur Neujahrsfeyer gehörige und noch nicht geendete Tabuh (das Verbot, sich nicht aus dem Bezirk zu entfernen, so lange diese Feyertage dauern) übertreten, und ihn nach der Karakakuabay begleiten: „er halte dafür, „daß er (Tamahmah) der Letzte im Staate seyn müsse, „die Gesetze zu verletzen, und die gemachten Einrichtungen zu übertreten." Vancouvers Entdeckungsreise 2ter Theil S. 75.

Aberglauben.

Es hat deren auch wohlthätige gegeben. „Koranus, ein Nachkomme der Herakliden, hatte zum Andenken eines Sieges eine Trophäe errichtet. Ungefähr warf ein Löwe, der aus einem Walde am Berge

Olym-

Olympus kam, dieses Denkmal um. Koranus, dem dieses vermeyntliche Zeichen von dem Zorne der Götter ein Wink zu friedlichen Gesinnungen war, verbot, die Trophäe wieder aufzurichten, und von dieser Zeit an war's eine Staatsmaxime für ihn, sich als Vater seines Volkes zu beweisen, und seinen Haß nie mehr nach seinem Siege fortdauern zu lassen. S. Neue Welt- und Menschengeschichte, aus dem Französ. der Geschichte der Griechen, 4ter Theil S. 9.

Propterea autem nolim commendare superstitionem! . . .

Ein sehr ehrwürdiger Cölibat.

Um seine Dienste so ganz unabhängig dem Staate zu widmen, blieb Epaminondas sein ganzes Leben hindurch unverheurathet. Einem seiner Gegner, der ihm einst den Vorwurf seines ehelosen Lebens und Vorschläge zur Heurath machte, aber selbst kein gutes Beyspiel in der Ehe gab, antwortete er: „Von dir würde ich am wenigsten einen Rath in dieser Sache annehmen.“ Einem andern seiner Freunde, dessen Sohn aber nicht im besten Rufe stand, der es ihm zum Vorwurf machte, daß er keine Kinder, als Erben seines Ruhmes, hinterlasse, gab er zur Antwort: „er hoffe seinen Namen besser, als er, fortgepflanzt zu haben, denn er hinterlasse eine Tochter, die ihn gewiß überleben, ja unsterblich seyn würde, die Schlacht bey Leuktra. Moralische Bilderbibel von Kasp. Friedr. Lossius, 3ter Band, S. 67, Gotha 1809.

Sentenziöse Sprecher gedemüthigt.

Epaminondas war nach dem Siege bey Leuktra zufrieden mit dem Ruhme, den Stolz der Spartaner gede-

müthigt, und sie, wie er sich scherzend bey einer Gesandtschaft der Spartaner, die mit vieler Umständlichkeit um gute Bedingungen bat, ausdrückte, dahin gebracht zu haben, ihre einsylbige Worte ein wenig zu verlängern."

Katholicismus des Mittelalters.

Davon sagt D. Carl Frid. Stäudlin in seiner „Universalgeschichte der christlichen Kirche." Hannover 1806. „Wie schätzbar es sey, daß damals die Religion als eine große öffentliche Angelegenheit behandelt wurde, und überall Einfluß hatte, und daß eine öffentliche Sittenzucht vorhanden war." S. 224.

Das Verderben in der Stadt Crotona zur Zeit des Petronius.

In hac enim urbe non literarum studia celebrantur, non eloquentia locum habet, non frugalitas sanctique mores laudibus ad fructum perveniunt, sed quoscunque homines in hac urbe videritis, scitote in duas partes esse divisos. Nam aut captantur aut captant. In hac urbe nemo liberos tollit, quia quisquis suos haeredes habet, nec ad scenam nec ad spectacula admittitur, sed omnibus prohibetur commodis, inter ignomimosos latitat; qui vero nec uxores unquam duxerunt, nec proximas consuetudines habent, ad summos honores perveniunt, id est, soli militares, soli fortissimi, atque etiam innocentes habentur. Videbitis, inquit, oppidum, tanquam in pestilentia campos, in quibus nihil aliud est, nisi cadavera, quae lacerantur, aut corvi qui lacerant. Petronii Satiricon c. 116.

In

In dieser Stadt blühen keine Wissenschaften, gedeihet keine Beredsamkeit, kein frugaler Tisch, keine Unschuld des Lebens findet hier die Frucht des öffentlichen Lobes. So viel Menschen ihr immer in der Stadt sehen werdet: so seyd zum voraus überzeuget: sie theilen sich alle in zwey Klassen. Denn entweder gehen sie auf Fang aus, oder werden gefangen. In dieser Stadt werden keine Kinder erzogen, weil, wer Erben hat, weder zu Lustspielen noch zu Fechterspielen zugelassen wird; er muß aller Vortheile entbehren, und im Schatten der Unehre liegen bleiben. Die aber sich nie verehlichet und keine nahen Verwandten haben, die kommen zur höchsten Ehre, die sind allein tapfere Krieger, Helden und Männer ohne Tadel. Ich sage es euch: Ihr werdet eine Stadt sehen, gleich den Feldern zur Pestzeit, auf denen nichts ist als Leichen, die zerhacket werden, und Raben, die sie zerhacken."

3.

Wie sein Beobachtungsgeist sich stets übete im Auffassen der Dinge, so sein Denkgeist in Zergliederung, Erörterung der Begriffe. Dadurch gewann er den doppelten Vortheil, daß er vorerst sich selbst verstand, und dann die Bildung des Verstandes in andern sich ungemein erleichterte. Davon sind schon mehrere Belege vorgekommen, da, wo ich den Erzieher des Kronprinzen schilderte. Hier erinnere ich nur noch, daß dieser Zergliederungs- und Erörterungstrieb auch seinen Predigtentwürfen dasselbe unterscheidende Gepräge gab, das seine andern Compositionen tragen. Von den Beyliegenden em-

empfehlen sich der erste und dritte besonders auch durch die Wichtigkeit des Inhaltes.

Drey Predigt-Entwürfe.

1. Ueber Joh. VIII. 45. Wenn ich die Wahrheit rede, so glaubet ihr mir nicht. Der Mensch scheint im Widerspruche mit sich zu stehen. Er ist für die Wahrheit geschaffen, er fühlet das Bedürfniß nach der Wahrheit in sich, und doch stößt er sie von sich, wenn sie ihm vorgetragen wird. Man sollte glauben, er werde sie so begierig einsaugen, wie die welke Pflanze den Abendthau. Und dafür zertritt er sie mit Füßen und oft auch den Verkünder. So widerfuhr es Christus: Niemand war größer in Wort und That als er, und Niemand fand mehr Widerspruch als er. Dies veranlaßte mich zu untersuchen, woher es komme, daß man der Wahrheit so oft nicht glaube. Die Ursachen, warum die Wahrheit so wenig Zutritt zu den Menschen und so wenig Eingang finde, liegen nicht in der Wahrheit; sie liegen in den Menschen.

a. Oft ist uns die Person, welche die Wahrheit vorträgt, zuwider, und wir hassen die Wahrheit, weil sie aus dem verhaßten Munde kommt. „Was soll uns der Zimmermann da lehren können?“

b. Oft ist uns die Wahrheit zuwider, weil sie sich mit unsern eingewurzelten Vorurtheilen und Gewohnheiten nicht verträgt. Die Gewohnheit ersetzt alles Denken, wird eine andere Natur, und man müßte diese zweyte Natur ausziehen, wenn man die Wahr-

heit

heit lieben könnte. Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben, und er trank selbst daraus und seine Söhne und sein Vieh."

c. Oft hindert uns der Eigennutz, daß wir der Wahrheit das Herz nicht öffnen. Die Menschen schöpfen aus dem Irrthum Gewinn, sie hassen also die Wahrheit, weil sie den Gewinn lieben. Wer den Tempel Gottes zum Kaufhause macht, sieht es nicht gern, daß man ihm die Wechseltische umstoße.

d. Oft verwirft man die Wahrheit, weil sie uns demüthigte, weil wir, wenn wir ihr glaubten, durch die That bekennen müßten, daß wir bisher unrecht daran gewesen wären. Man opfert also, um Recht zu behalten, dem Stolze, der stets Recht haben will, die Wahrheit. „Du bist ganz in Sünde geboren und willst uns lehren? Und sie warfen ihn hinaus."

2. Ueber Ephes. V. 4. Es sollen unter euch keine schändliche oder thörichte Worte oder unanständige Scherze gehöret werden, wie es den Heiligen ziemt. Unter den schändlichen, thörichten, unanständigen Reden stehen die unreinen Gespräche oben an. Sie sind so schändlich als schädlich. Sie sind schändlich

a. als Mißbrauch der Gabe zu reden wider die Absicht des Gebers, und als Entheiligung des ehrwürdigen Naturgeheimnisses von Entstehung des Menschen. Was die Menschheit in ihrer Gattung erhält, was die Menschen mit der Würde des Vater- und Mutter-Namens bekleidet, was Erde und Himmel mit

neuen

neuen Bürgern bereichert, wird Gegenstand unheiliger Scherze. Sie sind schädlich,

b. als eine reiche Aussaat unzähliger Aergernisse, unzähliger Verderbnisse für Einbildungskraft und Gemüth, und unzähliger Zerrüttungen an Leib und Seele. . . . .

3. Am Gedächtnißtage des h. Augustins. Augustin hatte in seinem Leben zwey Wege versucht, den des unweisen Zweifelns, der immer forscht und nimmer erforscht, immer lernt und nichts erlernt, und den des weisen Glaubens, der die redlich geprüfte und hell einleuchtende Wahrheit demüthig annimmt, fest behält und treu in das Leben einführt. Da nun in unserer Zeit viele den erstern Weg einschlagen, und den zweyten herabwürdigen: so nehme ich von dem Feste des Tages und von der Stimmung meiner Zeit den Anlaß, zu zeigen, was man auf dem Wege des unweisen Zweifelns, und was man auf dem Wege des weisen Glaubens werden könne.

I. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns a) ein Widerspruch mit sich selber. Geschaffen durch Erfahrung, Vernunft, Glauben zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen, löset er alles, was ihn Erfahrung, Vernunft, Glaube lehren könnte, in Nichts auf; bestimmt am Tage zu wandeln, tappet er im Finstern der Nacht; gerufen in Gott das Licht, im Lichte die Wahrheit, in der Wahrheit das Leben zu finden, irrt er ohne Gott, ohne Licht, ohne Wahrheit, ohne das rechte Leben umher. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns b) ein Widerspruch mit der Natureinrichtung. So gewiß

wiß die Kinder, welche die Natur den Aeltern in Arm und Schooß legt, nur durch Glauben und Gehorsam gegen den Willen des Vaters, das Vaterherz und den Geist des Vaters allmählig verstehen lernen, so gewiß können auch wir nur durch den Glauben an das Wort Gottes und durch den mit dem Glauben verknüpften Gehorsam gegen das Wort Gottes, das Vaterherz und den Rathschluß Gottes, des Vaters der Menschen, verstehen lernen. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns c) ein Spielball der seltensten, irrigsten Meynungen. Denn, indem wir das Gemüth der gesunden Lehre entziehen, verdammen wir uns selbst dazu, daß wir kräftigen Irrthümern dahingegeben werden. Wie Augustin das mit Fabeln und Aberglauben durchflochtene Gewebe der manichäischen Lehre dem einfachen, lichten Evangelium Christi vorzog, so geht es noch diese Stunde. Der Mensch wird auf dem Wege des unweisen Zweifelns d) ein Sklave der blinden Leidenschaft und des falschsehenden Lasters. Denn nur die als Wahrheit geglaubte und mit voller Ueberzeugung als gewisse Wahrheit anerkannte Lehre Jesu von Gottes Willen, von Gottes Rathschluß und von Gottes Reich, kann das Menschenherz from, gut und selig machen. Außerdem tappen wir im Finstern des Dünkels und der Neigung umher.

Dies alles ist Augustin auf dem Wege des unweisen Zweifelns geworden; seine eigentlichen Bekenntnisse sind Belege davon.

II. Weiser Glaube in Hinsicht auf Christenthum ist mir die aufrichtige, in That und Leben übergehende Annahme der Offenbarungen, die Gott zur Bil-

dung

dung der Menschheit durch die Väter und Propheten der Vorzeit zur Erkenntniß der Welt kommen lassen, in der Fülle der Zeit durch Christus zur Vollständigkeit gebracht, und durch treue Bewahrung der Kirche auf uns fortgepflanzet hat.

In der Schule dieses Glaubens wird a) unser Denken nüchtern zur Erforschung und erleuchtet zur Erkenntniß der Wahrheit; b) unser Herz gereiniget und entzündet zur Liebe der Wahrheit; c) unser Wille gestärket und erhöhet zur Vollbringung alles dessen, was die Wahrheit uns zur Pflicht gemacht; und d) der ganze innere Mensch zum Genusse des Frieden aus Gott und des ewigen Lebens tüchtig gemacht. Dies erweiset sich an dem Uebergange Augustins von dem unweisen Zweifel zum weisen Glauben und aus dem Leben des glaubenden Augustins.

4.

Nicht zufrieden mit treuer Auffassung der Dinge, mit genauer Bezeichnung des Aufgefaßten, mit richtiger Erörterung des Gedachten, wußte er die Momente der tiefern Anschauung des Wahren, die wie Blitze kommen und wie Blitze gehen, dadurch zu fixiren, daß er den Totaleindruck der angeschauten Wahrheit der im Gefühle zurückblieb, in erinnernden Gedanken und passenden Ausdrücken aufzubewahren versuchte. Von diesen Versuchen sind einige mittheilbar unter der Rubrik: Verschiedene Gedanken über Verschiedenes, die man als den Höhe-Messer seiner Einsicht und seines Gefühls ansehen kann.

Noth-

Nothwendigkeit der Offenbarung.

Der Mensch, der aus Gott ist, will über Gott von Gott belehrt seyn. Die Belehrung, welche er sich hierin selbst giebt, ist mehr Beweis seiner Lernfähigkeit, die sich nach dem höchsten Gegenstande des Wissens sehnt, als eigentliche Belehrung, denn die rechte Wahrheit kann doch nur aus der Quelle aller Wahrheit kommen.

Das Bestehen der Kirche Jesu.

Das Werk Gottes ist kein Menschenwerk, steht also auch nicht und fällt nicht mit dem Menschenwerke. Die Kirche Gottes wäre schon lange nicht mehr, wenn Menschen dieselbe hätten zu Grunde richten können. Völker können sich der Religion Jesu unwürdig machen. Aber sie, die Religion selber, bleibt immer Gottes würdig, und Gottes Werk, so wie das höchste Bedürfniß des menschlichen Geschlechtes, und hat eben darum die Verheissung ihrer Fortdauer bis an das Ende der Welt.

Von Gegenden, wo die Revolution wütete.

Die Macht der Verblendung zeigte sich in ihrer ganzen Größe. Wollte man vor wenigen Jahren den Getäuschten einen abergläubischen Gebrauch, eine die Religion ins Lächerliche versetzende Ceremonie, ein abgöttisch verehrtes Bildchen wegnehmen: so lief man Gefahr, bey der besten Absicht in den Verdacht des Unglaubens, und der Gottesverachtung zu verfallen. Und jetzt ist mancher Bürger, vom Eigennutze geblendet, auf dem Puncte, für das süße Wörtchen: Freyheit, sie, die Religion selber in Wesen und Hülle, nicht hinzugeben, sondern hinzuwerfen.

Un-

Unzulänglichkeit der Selbst-Belehrung.

Man glaube doch nicht: weil der Mensch ein Vernunftwesen ist, so habe er alles, was er zu seiner Bestimmung, gut und selig zu werden, bedarf, schon in sich. Denke man nur an die Philosophen des Alterthums, an so manche im Forschen ergraute Männer. Konnten sie sich denn befriedigende Aufschlüsse geben über das, was den Menschengeist so einzig interessirt? — Zweifeln war der Meisten beste Weisheit, und die Wenigen, die mit Pythagoras, Sokrates, Plato Göttliches erblickten, waren demüthig genug, ihre Kenntnisse als Geschenke der Gottheit anzuerkennen, und die heiligen Sagen der Vorzeit mit unter die Quellen ihrer Einsicht aufzunehmen.

Der Priester, wie er seyn soll.

Der Geist unsers Amtes ist kein anderer, als Bildung der Menschen für Gott. Gott und seine Kinder auf Erden müssen unser immerwährendes Augenmerk seyn. — Aus jeder unsrer Verrichtungen muß es hervorleuchten, daß wir es mit Gott zu thun haben. Seine Gaben spenden wir, seine Stelle vertreten wir, seine Herrlichkeit versinnlichen wir durch unsern Dienst, seinen Willen verkünden wir 2c. Der Mensch und seine Bildung für Gott muß dem ganzen Gebrauche, den wir von uns selbst und von der Natur machen, Maß und Richtung geben. Wo man uns sieht, muß man gezwungen seyn, zu sagen: Sie leiten, sie führen, sie ziehen die Menschen zu Gott hin. Gottes Liebe ist ihre Sprache, Gottes Geist der Ausdruck ihrer Handlungen, Gottes Friede die Luft, welche man

in

in ihrer Nähe einathmet, unwiderstehlicher Drang zum Guten das alleinige Gefühl, dessen man sich bey ihnen bewußt wird.

Die zwey Haushaltungen.

Man muß es dahin bringen, daß die zweyte Haushaltung der erstern, die Sorge für Acker und Haus der Seelensorge, nicht mehr im Wege stehe, sondern sie vielmehr fördere. Derselbe Gott, der die erstere belebt, lebe auch in der zweyten: dann wird sie die erstere nicht stören. Die Ordnung, die Reinlichkeit, der Friede, der Nachdruck ohne Ungestüm, der Ernst ohne Härte, die Herrschaft ohne Stolz, die Schonung ohne Schwäche, die Sparsamkeit ohne Schmälerung der Gaben der Liebe sind lauter Predigten, die nicht von der Kanzel, sondern aus dem Hause gehalten werden. Das Vorbild in der Haushaltung ist auch ein Vorbild in Ausübung der Tugend, und man lebt denn doch für seine Gemeine, wenn man auch auf diese Weise für seine Haushaltung lebt. Dem, der Gott liebt, wirkt also alles zum Guten mit, und auch die Sorge für das Zeitliche trägt nie den Charakter des Profanen, weil derselbe Geist die eine wie die andere Lebensweise beseelt.

Reformatio Cleri.

Eine durchgängige Reformatio Cleri ist nothwendig. Die Geistlichkeit muß einmal nicht etwa bloß auf sich, und ihren großen Beruf aufmerksamer, sie muß zur Führung ihres Amtes neugeboren werden. Das Haus Gottes muß zuerst wieder gereinigt; ein neuer

See-

Seeleneifer, stark wie die Liebe und helle wie das Licht, und thätig wie das Leben, muß in den Priestern erwecket werden. Seelengewinn muß ihnen der angelegenste Gewinn seyn, wornach sie streben. Es ist unerläßlich, daß die Erziehung der jungen Geistlichkeit den Bischöfen wieder anvertrauet werde. Aber es müssen Bischöfe seyn, die in dem Geiste Christi ihre Würde, in dem Amte Christi, welches nichts geringeres als die Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott ist, ihren Beruf kennen gelernt haben; sonst werden sie denselben Geist Christi nie in ihre Zöglinge verpflanzen, ihnen nie das Amt Christi anvertrauen können. Selbst in allen Wegen der Gottseligkeit unterrichtet, müssen sie aus dieser Weisheitsschule inne werden, was für einen Mann sie ihren geistlichen Söhnen zur Führung zu geben haben. Daß doch Männer unter uns aufständen, welche wenigstens Vorläufer des großen Werkes wären, bis sie, die rechten Werk-Meister, nachkämen! Als schönes Vorspiel sähe ich es an, wenn fromme, weise Priester von Zeit zu Zeit Schriften, voll des Geistes verfasseten, und darin nicht bloß Winke, sondern die bestimmteste Anleitung gäben, wie die Reformatio Cleri angefangen und fortgeführt werden müßte; wenn sie Ermunterungen an ihre Mitbrüder ergehen ließen, sich aus dem Abfalle von Gott zur Welt einmal zu erheben; wenn sie die Fehler, welche gebessert werden sollen, im Geiste der Kraft und der Liebe rügeten. Man müßte sich aber nur mit der Wiederherstellung des Wesentlichen befassen. Die wirkliche Darstellung der Seelsorgerwürde im Amte und im Leben, am Altar und auf der Kanzel, in Kirchen und in Schulen, im Angesichte

der

Gemeine und im Pfarrhause, — und die Erziehung der Candidaten zu dieser Darstellung, das sind die zwey großen Hauptstücke aller weisen Reformation der Geistlichkeit. Diese Aufgabe sey die unsre! Ergreift einen aus uns ein höherer Geist, so prüfe er ihn an dem Geiste der Kirche Gottes, der sich von den Aposteln des Herrn in alle apostolische Kirchen ergossen und bewahret hat, und dann, wenn er ihn probhältig gefunden hat, dann mag er in diesem Geiste wandeln. Dann wird er eine Säule im Tempel Gottes werden, dann wird er bauen statt einzureissen, sammeln statt zu zerstreuen.

Bewahrung der Perle.

Was hat die Jugend, wenn sie die Unschuld der Kinderjahre nicht in das männliche Alter hinauf bringt? Sie ist wie eine Blume, welche ihre schönste Zierde verloren hat — von der es ungewiß ist, ob sie je durch Besserung (denn die Sündennarbe bleibt) etwas von der verlornen Zierde wieder erwerben werde. Wer die Menschen gebessert, zu Gott führt, hat Grosses gethan; wer sie unschuldig dem zurückbringt, der ihnen das Kleid der Unschuld durch das heiligende Band der Wiedergeburt angelegt hat, der hat nicht weniger gethan.

Der Schlüssel der Wahrheit.

Wir sind nicht unbescheiden, wenn wir glauben, unsre Voraltern, deren Arbeit wir jedoch mit Dank benützen, haben nicht alles gesehen, was das unermeßliche Reich der Wahrheit in sich faßt. Hat man doch

neue

neue Wege durch unbekannte Meere zu ungekannten Erdtheilen gefunden: warum sollte es nicht auch noch unversuchte Wege geben, auf welchen die Religion den Menschen lieb und annehmbar gemacht werden könnte. Sind die Mittel, die man bisher durch Gebrauch abgenützt hat, für jetzt nicht eingreifend genug, so suche man neue; man suche mit Ernst; man suche sie bey Gott, und ich bin sicher, wir finden. Der Schlüssel, der das Herz für die Wahrheit aufschließt, der ist der beste.

Wer es fassen kann, der fasse es.

Wir haben der Freude, Familie und Nachkommenschaft zu haben, freywillig entsaget, um zur Ausbreitung des göttlichen Reiches tüchtiger zu seyn und dem Herrn allein anzugehören. So hat es die Kirche verlangt. Sie hält uns aber auch schadlos dafür — durch Gemeinen und Völker, die sie uns als Kinder schenket, und deren Väter wir dadurch, daß wir den Geist des Evangeliums in ihre Herzen legen — werden sollen. Wie leicht vergesse ich es, daß man mich in meinem Hause nicht Vater nennt, wenn sich Gemeinen und Völker als meine Kinder ansehen, und mich wie Kinder lieben? Zwar nicht alle meine Brüder vergessen es so leicht; denen gönnte ich gern einen ehrenvollen Rückzug, und wünschte dagegen, daß nur die, welche es nach dem Worte Christi fassen können, zur freyen Entsagung schritten.

Ein Anblick der mein Herz zerreißt.

Tief, tief verwundet ist mein Innerstes über dem Anblicke, daß der Geist der Ungebundenheit so viele

unsrer Jünglinge beherrscht. Sie haben die Neigung, sich überall Luft zu machen, und man kann sich bey ihnen nicht besser empfehlen, als wenn man hinwegräumt. Was sie nicht mit Händen fühlen oder mit sinnlichen Begriffen messen können, das werfen sie ohne Bedenken hinweg, ohne zu überlegen, daß sie es mit einem Gegenstande zu thun haben, der nicht unter die Sinne und nicht unter die sinnlichen Begriffe fällt; und daß sie über kurz oder lang mit Gott selbst, so verfahren müssen, wenn sie die Consequenz durchführen wollen. Welche Verdienste könnten sich Männer, die auf öffentlichen Lehrstühlen sitzen, erwerben, wenn sie den Geist der Mäßigung — non plus sapere quam oportet — in das schwärmende Alter zurückführten? Möchte man es einsehen, daß spitzfindige Untersuchungen da am unrechten Orte angebracht sind, wo die Hörenden dem Lehrer weit voranlaufen, und an seinen Hypothesenkranz, (ob es ein Rosen- oder Dornenkranz sey, weiß ich nicht) anreihen, was er selber nicht wollte. Es sey fern, daß ich den Forschungsgeist binden wolle. Man untersuche, prüfe, dringe voran, kläre auf, aber immer an der Hand der erleuchteten Frömmigkeit. — Unser Zeitalter hat mannhafte Erbauung nöthig, und nicht schwankende Grübeley.

Die Vorliebe für das Einfache im äußerlichen Gottesdienste.

Man spricht so oft für das Einfache im öffentlichen Gottesdienste und hat in Hinsicht auf das Ueberladende, Ebenteuerliche wohl auch recht: aber man scheint denn doch dabey zu vergessen, wie sich Gott in der Natur ankündigt. Sollten wir fehlen können, wenn wir den Reichthum

thum

thum und die Feyerlichkeit der Natur im Gottesdienste nachahmen? Wer der Natur getreu bleibt, kann nicht fehlen. Da die Natur mit unerreichbarer Feyerlichkeit Gott ausspricht, so dürfen wir es wagen, in den Einrichtungen des Gottesdienstes diese Feyerlichkeit in dem Maße nachzuahmen, in welchem sämmtliche Eindrücke auf die Sinne die Wirkung der Wahrheit auf den Geist zu erhöhen und zu vermehren im Stande seyn werden. Wenn die Sinnlichkeit zur Belebung der Geisteskraft mitwirket: so stehet sie im Dienste der Vernunft, und wenn das Aeußere zur Offenbarung und Belebung der innern Andacht mitwirket: so steht es im Dienste der Religion. Nun kann es nicht unvernünftig seyn, das Sinnliche der Vernunft, und das Aeußere der Religion dienstbar zu machen.

Bey den allgemein bekannten politischen Ereignissen der letztern Zeit.

Wir sehen in diesem furchtbaren Sturme, in diesem Drohen, die Angeln der Erde aus ihrer Stelle zu reissen, eine etwa nöthige Weckung der schlafenden Kräfte. . . . Die Gewitterwolke drückt die ihr entgegenstehende Luft auf den Punct zurück und zusammen, wo die dadurch erzeugte Schnellkraft sie unwiderstehlich zurücktreibt. Kräfte müssen in der Natur Kräfte wecken, und nur dadurch, daß uns Kräfte entgegenstehen, erfahren wir, daß wir Kräfte haben. So wird Anmaßung und Mißbrauch auf der einen Seite Wohlthat auf der andern. Nie wären etwa die Fürsten so einig geworden; nie hätten sie geglaubt, daß ihr Bestehen von der gegenseitigen Eintracht abhänge; nie hätten sie sich zu

ei=

einer so kraftvollen Masse verbunden, wenn sie nicht die Noth gelehrt hätte, einander brüderlich die Hände zu reichen. Man sollte meynen, die Menschen seyen nicht dazu gemacht, durch Denken der Noth vorbeugen zu lernen; sondern erst durch Noth zum Denken geweckt werden zu müssen.

Der üble Ruf der Aufklärung.

Das Wort Aufklärung trägt eine Zweysinnigkeit, die manche benützen, der besten Sache einen gehässigen Anstrich zu geben. Man wählt oft bedächtlich einen zweydeutigen Ausdruck, damit man die Wahrheit, welche man fürchten muß, durch die Lüge, welche man nicht zu fürchten hätte, verdächtig mache. Wer bringt aber die Sonne darum in ein böses Geschrey, weil man durch eine verkehrte Benützung ihrer Strahlen zünden und Schaden anrichten kann? Wer hält sie für ein Unglück der Welt, weil es auch ein falsches Licht giebt, welches das Auge blendet? Sollte man nicht zwischen einer wahren und falschen Aufklärung, zwischen der guten und verkehrten Anwendung der Wahrheit unterscheiden? Was ist uns die Aufklärung nicht werth! Sie ist das Licht der Welt; sie ist der Tag der Vernunft, und die Mutter so mancher heilsamen und nützlichen Einsichten. Sie vermehrt die Kenntnisse, indem sie die gefundenen mittheilet; sie fördert die Geistesthätigkeit, indem sie dem Denker einen reichern Stoff zur Bearbeitung anweiset; sie beschäftigt uns für die Zwecke unsers Daseyns, und vermehrt durch Erkenntniß und Liebe der Wahrheit unsern innern Werth; sie entreisset uns bürgerlichen und kirchlichen Irrthü-

mern; sie entfesselt unsre Seele von Vorurtheilen; sie entfernt Schein und Täuschung, und giebt dafür Wirklichkeit; sie steuert dem Betruge der Sinne durch Denken und dem willkührlichen Denken durch Erfahrung. Kurz: Aufklärung und Wahrheit sind verschiedene Benennung einer und derselben Gabe Gottes.

* * *

Diese wenigen Fragmente aus der Geschichte seiner gelehrten Bildung sind viel- und genug-aufschließend für den, der das geheime Arbeiten an Geist und Gefühl, an Wissenschaft und Kunst aus eigner Erfahrung kennt. Denn, wer in aller Selbstbildung ein Fremdling ist, den macht keine Beschreibung, wie sich andere gebildet haben, klug.

---

§. IV.

§. IV.

Seine Schriften.

Sowohl der Charakter des Mannes als seine gelehrte Bildung, beyde drücken sich in seinen Schriften ab, und man kann sie als Früchte, als Proben, als Spiegel von beyden ansehen.

Denn es war doch nur die lauterste Religiosität, die er in seinen Lesern gründen, beleben wollte, wie sie in ihm Grund und Leben hatte; es war doch nur das Selbstdenken, das er in andern wecken und pflegen wollte, wie er es in sich geweckt und gepfleget hatte, und wodurch er die, welche sich mit der Religion entzweyet hatten, mit ihr wieder aussöhnen wollte; es war doch nur sein Zeitalter, dem er, wie mit der Festigkeit seines Charakters und mit der ganzen Richtung seiner Bildung, also auch mit dem Geiste seiner Schriften eine neue Wehre entgegensetzen wollte.

Diese Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Schriften wird dem Leser nicht entgehen können, der etwas mehr als das Register der letztern kennt, so wie es denn auch eben diese Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Thätigkeit, sie mochte sich in den Functionen seines Amtes oder in gelehrten Arbeiten oder im täglichen Leben offenbaren, war, was ich in der zusammengedrängten Geschichte seines Lebens nur andeuten konnte, in den besondern Darstellungen aber, die von seinem

Cha-

Charakter und seiner Bildung schon gegeben sind, und von seinen gelehrten Arbeiten sogleich folgen werden, herausheben und anschaulich machen möchte.

I.

Vollständige Anzeige seiner Schriften (von C. K. mitgetheilt.)

1. Kurze Geschichte des Lebens und der Tugenden des heil. Vincenz v. P. aus dem Französischen übersetzt. Frankenthal.
2. Schutzrede für den ehelosen Stand der Geistlichen. Frankenthal 1782.
3. Gebete zum Gebrauch für kathol. Christen. Frankenthal 1787.
4. Morgen- und Abendgebet für junge Geistliche. 1800.
5. Predigt auf den Festtag des heil. Franz v. Xaver, gehalten in der Hofkirche zum heil. Michael. München 1800.
6. Auf die Feyer der ersten heil. Kommunion der Durchl. Prinzessin Auguste von Pfalzbaiern. München 1801.
7. Prüfung der Einleitung zur Schrift: Neue Erde, neuer Himmel rc. Regensburg 1801.
8. Unterricht über die heil. Messe für die kleinere Jugend sammt einem zweyfachen Meßgebete. München und Mannheim 1801.
9. Predigt auf das am Mariä Empfängnißtag in der churfürstl. Hofkapelle gehaltene hohe Ritterfest des heil. Georgius. München 1802.

10.

10. Auf die Feyer der ersten h. Kommunion der Durchl. Prinzessin Charlotte von Baiern. München 1805.
11. Ueber den Philosophismus, welcher unser Zeitalter bedroht. — München, bey Jos. Lentner, 1805.
12. Des Götterboten des neuen deutschen Merkurs auffallende Menschlichkeiten, beurkundet durch einen vorgeblichen Brief aus München 1805.
13. Ueber unverhältnißmäßige Bevölkerung der Hauptstädte. 1806.
14. Ueber die Nothwendigkeit der Besserung, als Rücksprache mit seinem Zeitalter. Zwey Theile. München bey Jos. Lentner 1807.
15. Untersuchung über das Wesen der Kirche. Linz, bey Haslinger (und München bey Lentner) 1809.
16. Auf die Feyer der ersten heil. Kommunion S. königl. Hoheit des Herzogs Karl von Baiern. München 1810.
17. Der Teufel, ein Neujahrs-Geschenk — oder Prüfung des Glaubens an höllische Geister. München bey Giel 1810.
18. Der Priester am Altare. Eine Neujahrs-Gabe zur Beherzigung für sich und seine Mitbrüder. München bey Giel 1815.
19. Gebetbuch für katholische Christen. M. 1 K. München bey Giel 1816.

Dazu gehören noch mehrere sehr ernste Recensionen, die er in der Felder'schen Litteraturzeitung oder in der Freindalerschen Zeitschrift einrücken ließ.

2.

Ueber den Werth seiner Schriften sind mehrere Urtheile laut geworden. Wer also die bekanntern Zeitschrif-

schriften liest, weiß, nicht zwar, was seine Schriften für einen Gehalt haben, doch aber, was man daran gelobt und getadelt habe. Er hat selbst eine Rechtfertigung über einiges, das an seiner Schreibart ausgesetzt ward, im Schooße seiner Freunde niedergelegt: die soll vorerst mitgetheilt werden.

a. „Die mit Einschiebseln bereicherten Sätze veranlassen, wie Sie meynen, gar leicht, daß man den Hauptsatz aus dem Auge verliere. Ich bemerkte es bey dem Hinschreiben; aber ich wollte es mir nicht wehren. Ich dachte: ist doch die Natur auch so reich und voll! Wo Rosen sind, sind nicht lauter Rosen, und zwischen ihrem siegenden Rothe bieten sich Nelken, Vergißmeinnichte, tausenderley Gräschen ꝛc. dar. Wenn nur das Ausfüllende der Hauptsache nicht entgegen steht, dachte ich, dann mag es hingehen; trägt es noch gar bey, sie herauszuheben, dann ist es Gewinn. Nichts übertrifft den Reichthum der Natur, und dennoch herrscht die vollkommenste Einheit. Was man in der Redekunst copia nennt, gewann mir dann einen ganz andern Sinn. Es giebt eine copia verborum, und eine copia rerum, einen Reichthum der Gegenstände. Ich glaubte, den letztern wählen zu müssen. In demselben Augenblicke der Zeit vieles sagen, was der Hauptidee nicht schadet, schien mir Verdienst zu seyn; denn die Intensität stärket, wo die Ausdehnung gern schwächet; in einem Odemzuge, Satz, Beweis, Belege, Einkleidung geben, scheint mir für einen Sprecher wünschenswerth zu seyn. Cicero selbst opferte oft im Strome seiner Darstellungen das Leichtfaßliche dem Tiefgedachten auf; er war fast unübertreffbar reich. Von dieser Seite betrachtete ich die Sache, und ich möchte wohl bey der regen Cultur der

Zeit

Zeit einen Wink gegeben haben, wie wir vielleicht unsern Reden, wenn wir die Ansicht vernünftig benützten, mehr Vollkommenheit verleihen könnten.

b. Sie fürchten, die Erhabenheit meiner Schreibart möge manche von der Lesung des Buches zurückschrecken. Wenn Gott will, so fürchte ich es nicht. Ich mache in Hinsicht der Erhabenheit (gesetzt, daß meiner Arbeit dieses Merkmal zukommen sollte) einen merklichen Unterschied. Erhabenheit, die in hochtrabenden, und in eben dem Maße unbedeutenden Worten besteht, muß die Leser aller Classen zurückschrecken. Erhabenheit aber, die aus einem höhern Sinne entspringt, wird schwerlich vom Lesen abhalten; denn der höhere Sinn gefällt, weil wir die Saiten dazu in uns haben, und weil wir, wenn wir ihn auch nicht wie Gebildete verstehen, doch als Gute ahnen. Schon dieses ist uns oft Seligkeit, wenn uns auch der entwickelte Begriff nicht beywohnt; weil unsre Natur vom Ahnen bis zum Schauen — uns Natur ist. So ahnen wir jetzt nur — das himmlische Leben, und fühlen doch schon — Seligkeit. Dann weiß ich auch nicht, wie ich für beyde Classen zugleich schreiben könnte. Rede ich im gemeinern Sinne; dann lesen mich gerade jene nicht, für die und derentwegen ich eigentlich geschrieben habe. Die mich nicht erreichen, bedürfen gewiß meiner Arbeit nicht; und die ihrer bedürfen, würden sie nicht lesen, wenn die Einkleidung sie nicht anzöge. Einfachheit und Erhabenheit zu verbinden, wäre freylich ungleich besser; aber bis jetzt gefiel es Gott nicht, mir dieses zu verleihen. Ich kenne wenige, denen es in so merklichem Grade zugetheilt war, wie dem frommen Thomas von Kempen. Mir scheint es fast, die himmlische Simplizität in himmlischer Fülle sollte Eigenheit

des

des Sohnes Gottes seyn, der seinem Wesen nach höchstes Abbild und Urbild zugleich ist, Abbild des Vaters, Urbild für alle andere Wesen. Mein Wunsch ist, dem Urbilde mich zu nähern: aber es ist schwer, die Schule auszuziehen, in welcher Zierlichkeit als so großes Verdienst angesehen wird. Wie wahr ist es: was an den Männern erscheinen soll, muß schon als Keim in den Geist der Jugend gelegt werden!

c. Daß manche meine Schriften dunkel finden, mag gar wohl seyn. Es ist noch schonend für mich, daß sie nur dieses finden. Wie gesagt, die evangelische Simplizität ist eine besondere Gabe, und es ist nicht allen verliehen, zugleich erhaben und einfach zu seyn, die Verständlichkeit Jesu mit dem göttlichen Sinne desselben zu verbinden. Wie gern vertauschte ich meine noch aus der Schule mir anklebende römische Zierlichkeit dagegen! Was soll ich aber machen? Es ist schwer, im Alter an sich noch zu schulmeistern. Auch gehört eine besondere Gnade dazu, und nicht alle Gnaden, wie sie wohl wissen, werden allen zu Theil. Es wäre wohl zu fürchten, daß man in meinem Alter eher dahin käme, daß man gemein und unbedeutend spräche, und die Nachbarn durch das Unerhebliche ermüdete, als daß man die kindliche Unschuld des Ausdruckes mit dem himmlischen Sinne, der darin wie im Gefäße läge, verbände. Es ist nichts vollkommen am Menschen.

— — Diese Selbstrechtfertigung, wenn sie schon die Kraft der Einwürfe nicht ganz zernichten kann, ist doch viel werth, weil sie die schöne Absicht, die stetige Aufmerksamkeit des Schriftstellers auf seine Arbeit und mitunter die edle Aufrichtigkeit desselben erweiset.

3.

3.

Da mich der gefaßte Entschluß, alle seine Schriften in einem kurzen Auszuge mit eingestreuten Anmerkungen vor dem Publikum vorzuführen, über die Gränze der Biographie hinausdrängte: so mußte ich mich begnügen, nur über seine bedeutendsten Schriften einiges zu sagen.

I.

Die Schrift über den Philosophismus, der unser Zeitalter bedroht, München bey Lentner 1805, hat dem Verfasser gerade so viel Celebrität, als Gegner verschafft; denn er schien nicht bloß sich in ein Duell mit seiner Zeit einzulassen, er ließ sich mit ihr wirklich ein. Und die Duelle aller Art sind mißlich; dieses war es um so mehr, weil die Gegner fast alle Secundanten für sich hatten. Aber wie kam Sambuga zu dieser Schrift und zu diesem Titel der Schrift? Er glaubte wahrzunehmen, daß sein Zeitalter sich in eine so viel möglich perpetuirliche Lustpartie zu gestalten fortfahre, und den Genuß der Sinnlichkeit nicht bloß mit dem Verstande zu organisiren, sondern auch mit den Waffen scheinbarer Vernünftigkeit zu verfechten unternehme.

Dies Verfahren des Zeitalters empörte sein Gefühl für Religion und Gerechtigkeit, für das Wohl der Menschheit. Jetzt stand in ihm der Gedanke auf: ich kann, ich will, ich soll dies zerrüttende Verfahren in seiner Blöße darstellen. Und das Buch war geschrieben. Der Titel gab sich von selbst; denn, da man Künste und Wissenschaften in den Sold nahm, um den Genuß zu erhöhen oder zu verlängern, und man-

cher

cher die verkehrte Art, das Leben zu genießen, für Lebensphilosophie ausgab: so ward auch der Titel zum Buche erfunden: „Ueber Philosophismus."

Aber gerade dies Wort beleidigte alle Candidaten des stetigen Genusses, sie mochten auf der aufgeklärten Bank sitzen, oder auf der unaufgeklärten. Jene fürchteten, der Mantel der Bildung, mit dem sie ihre Vergnügungssucht bisher theils zugedeckt, theils verschönert hätten, möchte von den Pfeilen des Anti-Philosophismus durchlöchert werden, und die hervortretenden Blößen ihres Lebens nicht mehr verdecken können. Diese hielten es schon für eine Störung des Genusses, wenn sie auch nur an die vergessenen, und wie sie glauben, veralteten Artikel von Selbstverläugnung, Offenbarung, erinnert werden sollten.

Ob nun Sambuga in diesem Duelle bestanden habe, oder nicht, mögen die Kampfrichter entscheiden: mir genügt es, die Schrift im Grundrisse darzulegen.

Nach einer kurzen Einleitung heißt es: „Der Philosophismus ist also die mir von seinem Unfuge abgenöthigte Aufgabe. So sey es denn. Ich werde A. ihn genau zu bezeichnen suchen; ich werde B. die Quelle desselben angeben; ich werde C. die bessern Denker aufrufen, es zu versuchen, diese Versündigung am Wohle der Menschheit durch die reine und sanfte Stimme der Wahrheit unschädlich zu machen; ich werde D. das einzige Mittel vorschlagen, dieses Grundgebrechen unserer Tage zu heilen.

A. Bezeichnung des Philosophismus.

1. Philosophismus ist der Gegensatz der wahren Philosophie; darf also nie als gleichbedeutend mit der Vernunft verwechselt werden.

den. Hier wird der Philosophismus nachgewiesen

a) in einigen Schriften über Erziehung,

b) in philosophischen Systemen,

c) in dem Gange der Aufklärung.

2. Der Philosophismus ist unbekümmert, die Vernunft für sich zu haben, wenn er nur den Schein der Vernunft für sich hat.

3. Die Mittel, wodurch der Philosophismus sich mitzutheilen suchet, sind von jenen der Vernunft durchaus verschieden.

B. Die Quelle des Philosophismus ist die Selbstsucht. Daher

a) verwechselt der Philosophismus die Sinnlichkeit mit der eigentlichen Menschheit.

α) In der Vorstellung, welche man sich von der Bildung macht. Lerne gefallen, ist das höchste: selbst auch durch Wissenschaften will man gefallen.

β) In der Sprache der Gesellschaft von Lebensfreuden: thierisches Leben mit der Hülle äußerer Verfeinerung ist das frohe Leben.

γ) In Aeußerungen vom Glückmachen, das für: des Glückes würdig seyn gilt.

Der Philosophismus verwechselt

b) Einseitigkeit mit Einheit, indem man die Sinnlichkeit das Recht des Stärkern ausüben läßt, als wenn die schlechtere Hälfte des Menschen die ganze Menschheit wäre.

Der

Der Philosophismus verwechselt

c) die Wahrheit, daß alles mit uns verbunden sey, mit dem Wahne, daß alles für uns sey, und macht dadurch den gränzenlosen Weltgenuß zur Bestimmung des Menschen.

Der Philosophismus verwechselt

d) das stolze und trotzige Selbst-Denken und Selbstmachen mit der Weisheit, die das Selbst in Demuth und Ergebung Gott unterwerfen lehrt.

C. Aufruf an die bessern Denker, diese Versündigung des Philosophismus am Wohle der Menschheit unschädlich zu machen.

Dazu ruft sie auf

1. Die Wahrheit, als das allgemeine und unentbehrlichste Gut der Vernunftwesen.

2. Gott, dessen lebendiges Daseyn unter den Menschen allein die Vernunftfoderung ausfüllet. Denn Er ist

a) die Urvernunft; Er ist

b) die ewige Liebe.

D. Das einzige Mittel, das im Stande ist, das Gebrechen unserer Tage zu heilen, nämlich der erleuchtete, thätige Glaube an die göttliche Offenbarung durch Christus.

Wer Augen hat, der sieht schon in dem Grundrisse, nicht bloß was den Verfasser trieb, sondern auch, daß er dem Zeitalter den Puls zu fühlen verstand.

II.

Die Schrift, die seine Opposition gegen das Zeitalter im hellesten Lichte darstellt, die meisten Leser fand und die am tiefsten gewirkt haben mochte, worauf er auch am meisten Fleiß gewandt zu haben schien, war die: „über die Nothwendigkeit der Besserung, als Rücksprache mit seinem Zeitalter. München, bey Lentner, 2 Thl. 1807." Schon das Titelkupfer mußte der falschen Aufklärung ins Auge gegriffen haben. Dazu kam erst noch die Erklärung des Titelkupfers, die allein schon den Werth eines Buches in sich hat:

„Eine auf dem Wege des Leichtsinnes Verirrte, die in einer Wildniß der Verdorbenheit, wohinein sie Thorheit und Verführung gezogen haben, noch von Rosenpfaden träumt; und welcher der Weltsinn die Blendung an die Augen gelegt hatte, während er die Getäuschte glauben ließ: sie sey aufgeklärt und wandle im Lichte, stellt die Verführten des Zeitalters vor. Mit dem Stabe der Thorheit in der Hand gaukelt sie unbesorgt ihren Weg, bis sie an den Rand eines Abgrundes gelangt, in welchen der Sturm schon bejahrte Eichen vergraben hatte. In dem Augenblicke wälzt sich ihr aus der Tiefe eine ungeheuere Schlange mit geöffnetem Rachen entgegen, die an den Kindern der Verirrung sich sättiget. Sie hört das giftige Zischen, das die Einlispelungen des Weltsinnes unterbricht; reißt sich, vom fremden Laute betroffen, die Blende von den Augen; ersieht das sich heraufwindende Ungeheuer, sammt dem fürchterlichen Abgrunde, und die mit dem Untergange endende Verführung.

Be=

Bebend zieht sie den Fuß zurück, der zum Schritte des Verderbens schon gehoben war, und der Stab der Thorheit entfällt ihrer verführten Hand. In diesem Augenblicke berührt sie der Genius der Religion und deutet ihr auf den sinnlichen Ausdruck der Religion, auf Gottes Tempel, wo der Odem des schönern Lebens weht, und wo der sich und Gott angehörende Mensch Gott und sich selbst wieder findet. Er scheint ihr zu sagen: irre nicht! nur dort findest du Gott und die Wahrheit, und mit ihnen das selige Leben, welches du suchest!"

Das Buch ist dedicirt der Prinzessin Auguste Königl. Hoheit. Die Dedication, keine von den gewöhnlichen, die nur schmeicheln, d. i. täuschen können, macht dem Verfasser, der so sprechen durfte, und der Prinzessin, die diese Sprache nicht nur ertragen konnte, sondern von Sambuga am liebsten hören mochte, gleiche Ehre. Ihr Inhalt stehe als die beste Rezension des Buches da:

„Eingeführt in das öffentliche Leben, wo sich Bildung und Verbildung den Augen Ihrer k. Hoheit entgegenstellen, so sehr auch die Menschen das Letztere durch eine geschliffene Außenseite zu verbergen suchen, werden Sie allmählig einsehen, daß, was oft Gegenstand unserer Unterredung, und doch nur leises Hindeuten auf das Treiben der Menschen war, (denn der Unschuld kann das Ungünstige kaum mit zu viel Vorsicht beygebracht werden), sich leider! nicht so ganz als erträumt darstellt.

Es geschieht nicht ohne Kummer, daß ich einer jungen Fürstin, welche hoffnungsvoll die bessere Aufmerksamkeit des Zeitalters an sich zieht, nicht geradezu und meiner Sache gewiß sagen kann: „Erhabene

Glück-

Glückliche! Sie leben in Tagen der Tugend! Was sie sehen, ist — wenigstens dem größern Theile nach, Wahrheit, Ordnung, Angemessenheit, Uebereinkunft mit sich selbst, Vernünftigkeit! Das willkührliche Denken ist selten, wie das ungebundene Handeln; und Letzteres füget sich immer freudiger in die auserwählte Form der Wahrheit, wie sich das Denken an dem Vergleichen mit seiner Natur und ihrem Urheber immer mehr reinigt! Ueberlassen sie sich nur unbesorgt dem vorwiegenden Geiste ihrer schönen Tage: denn die Ausnahmen sind selten, wie die mißwachsene Frucht am gesegneten Baume!" Mit tiefem Kummer sage ich, daß ich dieses nicht betheuern kann.

Im Gegentheile muß ich fürchten: kaum sey die Welt tauglicher gewesen, verführt zu werden, als jetzt; kaum sey der Verführung ihr unwürdiges Spiel mit mehr Erfolge gelungen, als jetzt. Wenigstens sind die festen Ansichten, welche eine sichere Leitung gewähren, theils merklich verwischet, theils gar ausgelöscht; die Wagstücke, das Ziel zu verrücken, sind eben so fein angelegt, als mit Kraft unterstützet; die Lust erstrebet die Herrschaft der Vernunft; der genießende Theil will gebieten: und die Zeitphilosophie, welche durch ihr schwankendes Benehmen nicht wenig zu der waltenden Verwirrung beygetragen hat, wird nach einem zurückgelegten Kreislaufe von gewagten und verführenden Ansichten, noch lange vergeblich von einem Höhern sprechen, wofür man wenig Sinn mehr zu haben scheint; und dessen sie so ungeistig erwähnet, daß es für die geweihteren Gefühle in uns nichts von heiliger Wärme absetzt.

Wo von dem Besten der Menschheit, von Mißleitung des Zeitalters die Rede ist, da ist auch eine Furcht verzeihlich, die sich am Ende als ungegründet darstellen dürfte. Ohne ungeprüft vorlaut zu seyn, möchte jedoch wohl das Fürchten da den Unwillen des Denkers nicht verdienen, wo es Einen so unangenehm und gefühlkränkend anwandelt; und wo es bey aller Geneigtheit dem Einzelnen wie dem öffentlichen Geiste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, keine trauliche Zufriedenheit mit dem Gange der Dinge abwirft. Unser reines moralisches Gefühl ist ein sehr zuverlässiger Messer des sittlichen Wohl- und Uebelbefindens der Zeiten, wie unseres eignen Verhältnisses zur Sittlichkeit. Ist dies durch die Erscheinungen gekränket: so wird es kaum fehlen, daß nicht moralisches Uebelbefinden vorhanden sey. Diese Symptomen der geistigen Zerrüttung beleidigten auch mein Auge, und machten es mir zur Pflicht, im Sinne des ergebensten Wohlwollens Rücksprache mit meinem Zeitalter zu nehmen. So entstand gegenwärtige Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung,“ die ich mit jener Verehrung und Ergebenheit darlege, welche einem Einzelnen die Achtung gegen die Mehrheit einflößen muß.

Niemand ist es nothwendiger, das Zeitalter, das Einen trägt, den Zeitgeist, mit welchem man lebt, genau und innigst zu kennen, als fürstlichen Personen. Sie, die von ihrer Kindheit an Freundlichkeit und Gefälligkeit umlagerte, nehmen in ihrer arglosen Gutmüthigkeit die Welt so gerne, wie sie erscheint: und erfahren so selten, oder meistens zu spät, wie sie in der That ist. Nichts zeigt sich ihnen in seiner wahren Beschaffenheit, am wenigsten ihr Zeitalter. Alles

stellt sich ihnen festlich und geschmückt unter die Augen: und die ihnen angezauberten Vorstellungen sind (wie oft zu ihrem größten Nachtheile!) den Untergrabern des allgemeinen Wohls mehr förderlich, als entgegengesetzt. Sie suchen Tugend; wollen sie, die es einzig verdient, ehren, befördern, auszeichnen: und die verdorbene öffentliche Sprache bringt sie um ihr schönes Vorhaben, indem sie die Namen verwechselt, die Verführung Aufklärung nennt, die Tugend Blödsinn oder Betrug; jene mit ihrem geheiligten Ansehen begünstiget, diese — wo nicht verfolget, doch verschmäht. — Ich bin glücklich, daß ich zu einem Herzen spreche, das nicht von der Benennung abhängt, welche Menschen nach ihren Neigungen den Dingen anheften: das im Gegentheile mit geschärftem Auge das Befinden erforscht, und sich das eigene Sehen, Denken und Vergleichen mit der Wahrheit, zum Gesetze gemacht hat!

Niemand ist mehr verpflichtet Ihrer k. Hoheit eine schönere Welt und bessere Tage zu wünschen, als ich: aber schöne Tage (o Sie wissen es!) schreiben sich nicht von reichen Umgebungen, goldenen Pallästen, glänzenden Gesellschaften her, sondern von einer durch die Vernunft vorwiegend geordneten Thätigkeit; von dem geschätzten und ermunterten Verkehre der Guten; von dem unschuldigern Tone des öffentlichen Lebens; von der Zuverlässigkeit der Grundsätze; von der Theilnahme der Regierung an allem guten Willen; von der Schätzung des Zieles der Menschheit, auf dessen Wege uns das allgemeine Streben nach demselben glücklich vereinigt. Nur der geistige Mensch macht die Schönheit der Welt oder den Werth

des Daseyns aus: das Uebrige ist höchstens nur Verdienst der Kunst, wenn sie nicht, wie es so leicht geschieht, unvermerkt in Künsteley übergeht! — Etwas zur Wiederherstellung des schönern Lebens beyzutragen, wenn es je daran fehlen sollte, war die Erweckung zur Mittheilung der vorliegenden Gedanken. Möchte ich die Verstimmung der Tage, sollte sie vorhanden seyn, so vernehmlich machen, daß die ganze Ueberzeugung vom Berufe zum Bessern rege würde, und die Verirrung sich in ein Leben für Wahrheit und Tugend verwandelte!

Ich wünsche sehr, daß Sie diese meine Arbeit Ihrer Aufmerksamkeit würdig finden mögen, und daß das erste laute Verdienst Ihres erlauchten Namens sey, einer wohlmeynenden Schrift zur Erwägung und Aufnahme von Vielen den Weg gebahnt zu haben. Einigermaßen kann sie als Vollendung des heiligen Verkehres angesehen werden, der mir mit Ihnen vergönnet war, welcher ohne Kenntniß des Zeitgeistes — mangelhaft geblieben wäre. Wenigstens erscheint sie als ein geringer Beweis des nie erlöschenden Gefühles reiner Verbindlichkeit, das auch mit dem Unbedeutendsten seine fortlebende Verehrung auszudrücken besorgt ist, die es mir so sehr erfreulich macht, mich voll tiefster Ergebenheit und unbegränzter Schätzung zu nennen 2c.

Sambuga.

Die Worte: diese Schrift kann einigermaßen als Vollendung des heiligen Verkehres angesehen werden, der mir mit Ihnen vergönnet war, sind besonders merkwürdig, weil sie deutlich ge-

nug

nung zu verstehen geben, wofür Sambuga sein Lehramt ansah, und was er in seinen Schriften bezweckte: die letztern sollten nämlich das erstere fortsetzen und vollenden. Als Religionslehrer trat er in einen heiligen Verkehr mit seinen Zöglingen: als Schriftsteller setzte er ihn fort, und vollendete ihn. Und, wenn er schon als Schriftsteller die Bildung des größern Publicums, seines Zeitalters ins Auge fassen mußte: so hat er doch die Bedürfnisse seiner nächsten Zöglinge nie aus seinem Augenmerke gelassen.

III.

Untersuchung über das Wesen der Kirche. Linz bey Cajetan Haslinger 1809.

Diese Schrift behauptet gegen die Meynung, daß alle Kirchen nur Eine Kirche seyen, die Einheit der Kirche, die sie der Einigung der Kirchen entgegensetzet, und widmet sich den Brüdern, die außer der Einheit der Kirche leben, welche doch Einheit des Berufes ist, weil wir alle Einheit der Natur haben.

Was schon mehrere von seinen Schriften erinnert haben, daß das Talent, Gedanken lichthell zu entwickeln, und die entwickelten für fremde Augen leicht anschaubar zu machen, in Beziehung auf den letzten Grund alles Wahren, in ihm nicht zur völligen Entfaltung gediehen sey, zeigt sich auch in dieser Schrift. Einzelne Stellen sind trefflich, lichthell, vielsagend; indem es dem Ganzen nicht gelang, sich aus dem vollen Gemüthe des Verfassers mit gleicher Klarheit ans Licht hervorzudrängen. Zur Probe zwey Stellen:

„Der

„Der Gedanke, alle Kirchen in ihrer Verschiedenheit zu „Einer Kirche" zu machen, ist zwar freundlich und nimmt durch seine Außenseite ein: aber, man darf ihn nicht prüfen, ohne das Zutrauen auf seine Wohlthätigkeit zu verlieren. Ich selbst wünsche, daß er seine Wahrheit darlegen könne: aber so lange Menschen Vernunftwesen sind, werden sie eben so wenig alles für Eine Kirche ansehen können, als sie alles für Ausdruck Einer Vernunft halten dürfen. Wenn wir alles für vernünftig ansehen wollten, wozu Vernunft gebraucht oder mißbraucht wird: so würde man bald alle Vernunft verschwinden sehen. Eben so, fürchte ich, möchte durch die Aufnahme aller Kirchen in Eine Kirche Gleichgültigkeit gegen alles, was Kirche ist, erzeugt werden, und alle Kirchen verschmelzen, dürfte so viel seyn, als — alle zernichten! Mir schwebt hier das Gericht Salomons vor Augen, wo die Mutter lieber ihr Kind hingab, als daß sie es durch Theilung tödten ließ. Man lache nicht: die wahre Mutter theilt nicht! Soll ich tadelnswerth seyn, wenn ich in ihrem Namen mich auf diese Weise ausdrücke? . . . Es scheint mir, Völker, welche dergleichen Etwas als Maxime annehmen können, schweben in Gefahr, in Betreff des Heiligsten — Nulle zu werden. Der öffentliche Geist wird Indifferentismus, der nichts befördert, und alles lähmet. Freylich wäre es der gemächlichste Weg, sich aus der Verlegenheit zu helfen: aber ich wollte, es wäre auch der zuverlässigste: denn diesen müssen Vernunftwesen suchen!"

„Wenn uns gleiche Ansicht des Gegenstandes nicht zur Einheit rufet: so empfehlen uns Religion und Bürgerschaft Frieden und machen ihn, und auch über diese noch die Liebe, zur Pflicht. Bin ich auch nicht durch

Ka-

Katholicismus mit euch verbunden: so bin ich es durch Jesus. Bin ich es nicht durch ihn, das Heil der Welt: so bin ich es durch Gott. Bin ich es auch nicht durch Gott: so bin ich es durch die Menschennatur. Eines wird doch darunter so viel vermögen, daß wir uns dulden, uns wechselseitig ergeben sind, einander lieben! . . .“

Diese Stellen sind absichtlich gewählet, weil sie die Verbindung der Orthodoxie mit Friedensliebe in seinem Gemüthe, darthun.

IV.

Der Teufel, ein Neujahrsgeschenk oder Prüfung des Glaubens an höllische Geister ꝛc. (1816. Seiten 114).

Da Sambuga sich nicht als Verfasser genannt, so hätte ich gewünscht, daß er den Prediger, gegen den die Schrift gerichtet war, auch nicht genannt hätte. Davon abgesehen, wird jeder Kenner finden, daß der Glaube der Schrift und der Glaube der Kirche in diesem Schriftchen nicht nur mit siegenden Gründen, sondern auch mit vielem Salz und Laune gegen die neue Auslegung, die in dem Teufel nur eine Krankheit und jüdisches Vorurtheil ersieht, vertheidiget sey. Auch scheidet der gründliche Theolog den Schrift- und Kirchenglauben weise von den abergläubischen Meynungen des Volkes, und beschränkt seine Apologie nur auf jenen. Denn Unkraut kann man bloß dulden da, wo es ohne Nachtheil des Weizen nicht ausgerottet werden kann, aber nie darf man es im Wachsthum fördern, nie als Weizen vertheidigen.

V.

V.

Unterricht über die heil. Messe für die kleinere Jugend von Joseph Anton Sambuga. Mannheim 1801.

Dieser Unterricht ist in einer herzlichen Anrede den Kindern und den Erwachsenen beyder Geschlechter gewidmet. Sambuga hat auch hier das doppelte Talent, das den Kinderlehrer bildet, den klaren Verstand des Vaters und das gefühlige Herz der Mutter kund gethan. Der Verstand zergliedert, der Verstand faßt zusammen, der Verstand macht anschaulich, der Verstand fragt, antwortet, aber das Herz weiß die Lehre dem Aufhorchenden wichtig, und den Glaubenssinn und die Liebe zu Jesus rege zu machen. Der Unterricht selbst ist gerade so vollständig als wohlgeordnet. Denn 1) wird die Geschichte der merkwürdigen Einsetzung erzählet; 2) die Einsetzung erkläret; 3) die Hauptabsicht der Einsetzung angegeben, die keine andere war, als das Andenken an den vollkommensten Gehorsam Jesu gegen seinen Vater, und an seine unbegränzte Liebe gegen die Menschheit in den Christen zu verewigen; 4) die Erreichung der Hauptabsicht Jesu in und durch die heilige Messe dargethan; 5) die Messe mit dem Kreuztode verglichen; 6) die Weise, der heiligen Messe beyzuwohnen; 7) die Ursache angegeben, warum man der heiligen Messe beywohnen solle, und die Anleitung beygefügt, wie man in der heiligen Messe ein Anbetungs-, Versöhnungs-, Bitt- und Danksagungsopfer feyern könne. Zum Schlusse werden Meßgebete für die kleinern Kinder und wieder besondere für die größere Jugend angehängt. Jeder katholische

Prie-

Priester sollte sich eine besondere Ausgabe dieser Schrift für seine Gemeine veranstalten können: so aufhellend, so herzerhebend, so passend ist Gedanke, Inhalt, Ausdruck.

VI.

Der Priester am Altare. Eine Neujahrsgabe zur Beherzigung für sich und seine Mitbrüder von J. A. S. München 1815 bey Jakob Giel. S. 47.

Von dieser Schrift gilt vorerst das Wort eines christlichen Predigers *): „Sambuga hat uns in dieser Schrift noch kurz vor seinem Hingange zum Herrn ein wahres Porträt seines Geistes en migniatur, möchte ich sagen, hinterlassen. Wer ihn kannte, sieht ihn da zum Leben getroffen. So sendet die milde Abendsonne, nach Sturm und Ungewitter, noch einen freundlichen, segenreichen Strahl auf die Erde zurück, und — verschwindet.

Frommer Vater! ruhe sanft — mit einer dankbaren Thräne streue ich dir diese Blumen auf dein Grab." Der Edle wollte, seinem frommen Sinne vertrauend, und auf längeres Bleiben unter uns rechnend, noch mehrere Schriften dieses Geistes liefern z. B. der Priester am Krankenbette, der Christenlehrer unter den Unmündigen ꝛc. allein der Priester am Altar sollte das letzte Gemählde seines frommen Gemüthes, und wohl auch das schönste Denkmal seiner Begeisterung für die

*) Werner in seinen Geheimnißpredigten für Advent und Fasten, bey Lentner 1815.

die Würde der katholischen Liturgie seyn. Denn alles, was er in diesen drey Bogen zusammengedrängt, hat er aus sich herausgeschrieben, lauter Blitze und Flammen aus seinem Feuerheerde, z. B.

— — Mein Wunsch ist, daß der Dienst des Altars so heilig von uns verwaltet werde, als es derjenige verdient, welcher den Altar des neuen Bundes gegründet, und sich selbst, als das für die ganze Zukunft fortwährende Opfer, in unsere Hände gelegt hat; worin die Welt ihre Erlösung sieht, Gott aber seine Genugthuung und immerwährende Verherrlichung findet.

— — Nimm also, Altar! deine Zierde wieder, nimm, o Priesterthum, deinen heiligen Sinn wieder! Und, wenn irgend jemand, schwach wie einst Petrus, aus Menschenfurcht vielleicht gesagt hat: ich kenne den Menschen nicht: so erhöhe der neue Sieg des Kreuzes auch seinen Muth, daß er, wie der erleuchtete Petrus, mit Aufopferung seines Lebens, sollte es auch am Kreuze seyn, Jesum kraftvoll bekenne: denn kein anderer Name ist für uns Menschen unter dem Himmel gegeben, durch welchen wir selig werden sollen, als der Name unsers Herrn Jesu Christi. Apostelg. IV. 12.

— — Lesen wir nicht nur die heil. Messe, sondern beten wir sie. Unsere gutmüthigen Alten nannten es zwar nur Lesen; aber, wahrhaftig! sie verstanden keine übelangebrachte Leseübung darunter; sie wußten, was dem heil. Meßopfer gebührt, wie es ihre Schriften und Anstalten zeigen. Ach! was wäre noch am Priesterthume, wenn man dieses Wort nur buchstäblich verstehen wollte, und was wäre am Priester, der nur ein materieller Messeleser wäre?

— —

— — Lesen wir demnach so, daß wir in den heiligen Sinn jedes Wortes dringen; daß uns angemessene Erhebungen bey jeder Verrichtung begleiten, und daß Jesus Christus an uns offenbar werde, der in uns — Priester ist, und opfert.

— — Da wir aber, Brüder! am Altare Christum vorstellen, so müssen wir Ihn uns auch zum Vorbilde nehmen. Denken wir an Ihn, wie er kurz vor seinem Leiden zum Vater gebeten hat, und seyen wir, wie Er am Oelberge — ganz Gebet, ganz Anliegen der Menschheit, (das sich durch uns ausspricht), ganz Anbetung des göttlichen Willens.

— — Handeln wir groß mit dem Vater, wie Er; besorgen wir die Anliegen der Kirche Gottes, erbitten wir einen guten Geist für unsere Schüler, (denn der Geistliche sollte, wie Jesus, nie ohne Jünger seyn); flehen wir um Licht und glückliches Eindringen in die Vorschriften des Heils; tragen wir die öffentliche Wohlfahrt in unserm Herzen, damit wir nie vor Gott erscheinen, ohne mit innigster Theilnahme für sie zu sprechen.

— — Bey dem Gloria in excelsis sey, o Priester! ganz Verherrlichung Gottes, wie die Engel, welche diese Worte zuerst unweit von der Krippe Jesu, aber mit englischem Sinne, sprachen.

— — Wenn wir die Orationen des Tages beten, fassen wir die Herzen aller Anwesenden in unser Herz auf, und sagen wir, als Stellvertreter der Gemeine, was die Gebete Schönes und Heiliges enthalten, mit Innigkeit und Andacht zu Gott. Legen wir selbst die laufenden Anliegen in diese Gebete, denn sie nehmen Alles auf, was uns am Herzen liegt, und die Vermitt-

lung

lung Jesu, durch welchen wir beten, ist zu aller Erhörung hinreichend, wenn wir seinen Namen mit Vertrauen vor dem Vater aussprechen.

— — Lesen wir die Epistel und das Evangelium zuerst als Gottes Wort an uns selbst; ergreifen wir es so vollsinnig, daß unser Geist davon überströme, und wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch andere davon geistig zu nähren und zu erbauen. Lernen wir an den großen Wahrheiten, die wir lesen, den Beruf zu schätzen, den wir haben Großes zu verbreiten; aber auch dafür zu sorgen, daß wir nicht etwa, ob wir gleich Andern viel Heiliges gesagt haben, am Ende selbst verworfen werden. I. Cor. IX. 27. Lesen wir jedoch nicht am Morgen das Evangelium Jesu Christi, und reden am Nachmittage mit Worten oder gar mit Thaten, die Sprache der Welt! . . .

— — Sagen wir, nach dem Evangelium das Glaubensbekenntniß (das Credo) nicht nur wörtlich daher, sondern glauben wir wirklich! Wie groß ist der Einfluß des Glaubens auf die ganze heil. Handlung! Ach, der wahrhaft Gläubige unterscheidet es nur zu deutlich, und zwar nicht zu unserm Vortheile, wenn wir ohne lebendigen Glauben am Altare stehen! Wir, deren ganzes Amt auf das Ueberirdische gegründet ist; und die wir berufen sind, das Irdische mit dem Himmlischen zu verbinden, und die Menschheit dadurch zum seligen Uebergange in die Zukunft vorzubereiten, müssen ganz im Glauben leben; sonst werden wir in den Christen den Sinn des Ueberirdischen nicht sehr anregen.

— — Unser Geist werde apostolisch mit den Aposteln, die wir nennen; er werde heldenmüthig

mit

mit den Martyrern, welche wir anrufen; er werde jungfräulich mit den heil. Jungfrauen, deren wir erwähnen!

— — Erfüllen wir Priester mit heiliger Bereitwilligkeit und Genauigkeit den Befehl Jesu: „Verrichtet dieses zu meinem Andenken"! Aber unser Andenken sey nicht leer! Ergreifen wir Jesum ganz, seinen großen Geist, sein allumfassendes Herz, seinen Hunger, den Willen des Vaters zu erfüllen, seine sich ganz aufzehrende Seelenliebe! Gott gebe, daß das Denken an seinen Sohn uns zu seinem lebendigen Bilde mache! Welch ein Andenken, das uns Jesu gleichförmig machte!

— — Keine Spur einer unwürdigen Fertigkeit zeige sich an uns; ach, es würde beweisen, daß wir das Brod Gottes Joh. VI. nicht zu schätzen wissen, das die Liebe Jesu uns reicht; vielleicht gar, daß wir den Leib des Herrn nicht unterscheiden, I. Kor. XI und was Paulus vorhergehen läßt, verbietet der Kummer mir zu sagen! Wollen wir, Brüder! daß sich Andere erbauen, so zeige sich unsere Frömmigkeit so glühend, daß auch Andere davon entzündet werden; wollen wir, daß Andere mit uns wenigstens geistig genießen, so zeigen wir Geist in unserm Genusse!

— — Unter dem Kreuze Jesu lasset uns Abtödtung lernen. Unser alter Mensch, der voll Leidenschaft und bösen Willen aus der ersten Sünde hervorgieng, lebe nun nicht mehr, sondern sey mit Jesus gekreuziget und ein neuer, frey von Sünde wie Jesus, der nur die unsrige am Kreuze getragen hat, verklärt wie Jesus, gehe aus ihm hervor. Habsucht, Neid, Eifersucht, Ehrgeiz, Sinnenlust gehören nur dem alten Men-

schen

schen an; der von Jesus überkleidete, durchdrungene kenne sie nicht!

Was also in seinem Thun und Lassen als lebendige Bildung hervortrat, das zeigte sich in seinen Schriften als lebendiger Bildungstrieb.

---

§. V.

Seine Briefe.

Dieselbe Einheit seines Charakters, seiner Bildung und seiner Thätigkeit, die sich in seinen Schriften zeigte, spiegelte sich auch in seinen vertrauten Briefen, die wie seine Gespräche, seine Reden, keinen andern Zweck hatten, als die sinkende Religiosität zu heben, schlafendes Denken zu wecken, irrgegangenes einzulenken, und dem verkehrtem Getriebe seines Zeitalters eine andere Richtung zu geben.

Die geistvollsten Briefe möchten wohl die seyn, welche er, nach vollendetem Religionsunterrichte, an den Kronprinzen, und dessen Schwestern Auguste und Charlotte geschrieben hatte. Allein, da sie so ganz für das Heiligthum des individuellen Bedürfnisses geschrieben sind, so sind sie für das Publikum wie ungeschrieben, und weil ihm der Respect verbot Abschriften davon zu nehmen, schlechterdings unmittheilbar.

Von seinen übrigen Briefen sind mir einige Copien, von seiner eigenen Hand gemacht, anvertraut worden. Daraus theile ich nur einen Brief mit dem Namen, an den er geschrieben ward, mit, weil er ursprünglich für das Publikum bestimmt war, und ein Urtheil über eine gedruckte Schrift enthält. Aus den

andern hebe ich, mit äußerster Bewahrung des Briefsiegels *), nur einzelne Blumen aus, die den gesunden Boden, dem sie entsprossen sind, und den Sonnenstrahl, der sie erzogen hat, nicht verläugnen können.

Brief an Andreas Schönberger.

Im Jahre 1797 gab Andreas Schönberger sein Stichblatt einer allgemeinen Religionsweisheit und gegen falsche Aufklärung heraus, und widmete es dem aufgeklärten Herrn Pfarrer Sambuga (so heissen die Worte). In diesem Stichblatte ward unter andern die Lehre des Tages: Sittlichkeit sey das Gott angenehmste und mir nützlichste Gebet, vorgetragen. Sambuga antwortet seinem Dedicanten wie folgt:

Herrnsheim, d. 26. Febr. 1797.

Schätzbarster Herr Schönberger!

Sie sind so gütig, mein Urtheil über das von Ihnen verfaßte, und mir neulich überbrachte Werkchen — Stichblatt einer allgemeinen Religionsweisheit rc. zu begehren. Ich äußere gern, was in meinem Herzen lieget: besonders, wenn mich das Zutrauen, welches man auf mich setzet, dazu verbindet. Ich gestehe, daß ich sehr viel schön und gut Gesagtes darin gefunden habe. Mir gefällt außerordentlich Ihre gute

*) Die Gerechtigkeit ehret das Siegel des Geheimnisses auch in entsiegelten, auch in copirten Briefen, die Willkühr nicht einmal in den gesiegelten.

gute Meynung, welche Sie bey allen Ihren Aeußerungen leitet, und die Ihnen alle Worte auf die Zunge zu legen scheinet. Ich bewundere Ihr Streben nach dem Lichte u. s. w. Aber ich muß mit eben der Aufrichtigkeit gestehen, daß ich nicht an Allem Antheil nehmen kann, was Sie sagen. Ihre Aeußerungen z. B. über das Gebet waren mir, zwar nicht fremd, jedoch in diesem Werkchen etwas auffallend. Sie werfen keinen sehr günstigen Strahl auf den Namen, dem Sie die Ehre erzeiget haben, ihn voran zu setzen.

Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen meine Gedanken hierüber so mittheile, wie es die Umstände der Zeit mir zulassen. Aber ich bitte zum Voraus, daß Sie es mir zu gut halten wollen, wenn ich nach meiner Art philosophire. — Wenn ich sie recht verstehe, so sagen Sie S. 42: „Die Sittlichkeit ist Gott das angenehmste, mir das nützlichste Gebet.“ Und in den folgenden Blättern scheinen Sie alles Gebet zu verwerfen. „Warum sollte ich also zu dir, guter Gott! beten?“ S. 44 u. f.

Sie haben nirgendwo einen Begriff vom Gebete angegeben: und auf den Begriff kommt es doch allemal sehr viel an. Ich wage es Ihnen den Meinigen vorzulegen. Beten nenne ich, sich auf eine fromme Weise über seinen Zustand mit Gott unterhalten. Sie sehen, daß Unterhaltung der Gattungsbegriff ist. Unterhaltung mit Gott bestimmet die Art; die Bezeichnung: fromme Weise, unterscheidet es von einer jeden philosophischen Speculation; die Bestimmung: über meinen Zustand, bezeichnet jedes Verhältniß, in welchem ich zu Gott, zu der Welt, oder zu mir selbst stehe.

In diesem Begriffe vom Gebete finde ich von keiner Seite etwas **Widersprechendes**.

a) Nicht in Ansehung meiner selbst. Denn die Vorstellung: **sich mit Gott unterhalten**, und zwar **über seinen eigenen Zustand**, ist mir die liebste, angenehmste, tröstlichste. Das gute Kind ergießet sich über Freud und Leid, mit unaussprechlicher Empfindung in dem Schooße seines Vaters: und ich soll so etwas in der Unterhaltung mit dem großen Urheber meines Daseyns nicht finden können? — Dieses zu thun, wird mir **Bedürfniß**. Da, wo meine Kräfte nicht zureichen, mich auf die Urkraft beziehen; da, wo meine Weisheit erlischt, bey der Urquelle alles Lichts Erleuchtung suchen, heißt mich mein innerer unwillkührlicher Drang. Alle Völker, die nur eine Spanne weit aus dem Zustande der Thierheit hervorgetreten sind, haben dieses Bedürfniß empfunden, und bey ihrer höhern Cultur, es immer mehr zu befriedigen gesuchet: warum will es die Philosophie mißkennen, sich dessen schämen? S. 45. Ja, ich möchte sagen: Beten ist ein **Naturgebot**, das aus dem Triebe der Selbsterhaltung herfließet. Ich möchte sagen: da ich das Vermögen zu beten habe: so wird es mir zur **Pflicht**. Vor Gott gestehen, daß er der Urheber meines Daseyns und jenes aller Dinge sey; bey dem Empfangen einer Wohlthat aus dessen Hand, seine Dankgefühle äußern, sind von der Natur der Sache, und von meiner eigenen Natur befohlene Ergießungen: oder man müßte denn Dankbarkeit und ähnliche sittliche Fertigkeiten aus der Reihe der Tugenden streichen. Wüßte sich ein Philosoph in die Sprache der Natur nicht zu finden: so zeigte es sich, daß, sapere ad

so-

sobrietatem, für ihn dringendes Bedürfniß wäre, wenn er sich nicht im Denken versteigen wollte.

Sie sagen: „Sittlichkeit ist Gott das angenehmste, uns das nützlichste Gebet.“ Allemal sind Sätze die blendendsten, welche ein sentenziöses Ansehen haben. Aber sie müssen eben darum die Aufmerksamkeit des Prüfers spannen. Wollen Sie damit sagen: Alles Beten ohne sittliche Gemüthsstimmung sey ohne Werth: so ehre ich den Satz als Wahrheit. Sagen Sie damit: Sittlichkeit allein, ohne alles Gebet, sey für uns genug: so berufe ich mich auf das oben Gesagte: Sittlichkeit ohne Gebet ist mir für die Sittlichkeit und für die Menschheit zu wenig, weil es ohne Richtung des Gemüthes zu Gott, ohne Gebet, der Sittlichkeit am Leben und der Menschheit an Geist und Kraft gebricht. Hat er den Sinn: die Sittlichkeit ist das eigentliche Gebet: so werden die Begriffe von beyden verwechselt, und das Eigentliche ist sehr uneigentlich zu verstehen.

Ist Sittlichkeit der Daseynszweck, wie Sie sagen: so ist alles, was den Daseynszweck fördert, geboten. Sich Gott, das erhabenste Muster der Vollkommenheit, vergegenwärtigen, mit ihm reden, unterhandeln, mit ihm gleichsam umgehen, sich mit ihm vergleichen, und daraus Ermunterung zu seiner Nachahmung schöpfen *), und die Unähnlichkeit mit ihm ver-

*) Sequere Deum, ein Spruch der alten Weisen.

verabscheuen lernen (beten) führet ja zum Zwecke meines Daseyns. Ist der Zweck Pflicht: so sind die Mittel befohlen.

Das Gebet stellet sich also, in dieser Betrachtung, theils als Tugend, theils als Mittel zur Tugend dar. Als Anbetung, als Dankbarkeit, als Ausdruck der Ergebung in den Willen Gottes, als Vertrauen auf seine Vorsehung, als Erfüllung der Pflichten gegen Gott, mag es für Tugend: als Vergegenwärtigung Gottes, als Erweckung zum Guten, mag es als Mittel zur Tugend angesehen werden.

b) Auch in Ansehung Gottes finde ich in dem Begriffe des Gebetes nichts Widersprechendes. Gott ist uns doch gewiß das Allmächtige und Allbarmherzige, höchstgütige Wesen. Beyde Vollkommenheiten sind die Rechtfertigung des Gebetes. Der geben kann, ist die Anziehungskraft dessen, der bedarf; der unendlich reich ist, die Hülfsquelle dessen, dem es von allen Seiten mangelt. Das Mögliche liegt auch in dem Gebiete der Allmacht, wie das Wirkliche: und welche Philosophie bestimmet die Gränze des Möglichen?

Eben so erreget und rechtfertiget die Idee eines höchst gütigen Wesens unser Zutrauen, unser Flehen. Barmherzigkeit ist die Liebe, in so fern sie fremdes Elend tilget, fremdes Bedürfniß stillet, fremdes Flehen gern erhöret. Diese Liebe kann Gott, der ewigen Liebe nicht fehlen. Oder man sage mir, woher die Menschheit diese in ihr unverkennbare Eigenschaft habe? Der diese unauslöschliche Sympathie zwischen dem Leiden-

den

den und dem Helfenden unterhält, soll selbst nicht seyn, nicht haben, was andere durch ihn sind und haben? Wer philosophirte mich aus diesem Widerspruche heraus? — Diese Gutheit des Wesens aller Wesen muß fortdauernd seyn. Oder, war der Unendliche nur einmal gütig, barmherzig, da er in das Menschenherz die Anlage zur Güte und zum Erbarmen schuf; und ruht er nun, wenn ich so sagen darf, ewig aus von der einzigen Ergiessung seiner Liebe?

c) Auch zeiget sich kein Widerspruch in Hinsicht auf Erhörung meiner vertrauensvollen Bitte in dem Verhältnisse Gottes, oder Meiner selbst, zu der übrigen Schöpfung. Ich gebe es zu, daß die Welt nach dem Geiste der Weisheit angeleget sey: genug gesagt: sie ist von Gott. Aber, woher wissen wir denn, daß die Bedingnisse unserer Erhörung, so wie die ganze höhere Führung des Menschen nicht auch mit zur Einrichtung unserer Welt gehören? Sind etwa nur Felsen und Meere, Planeten und Sonnen würdige Augenmerke bey dieser Einrichtung? Hat die Geisterwelt nicht ihre besondern Gesetze, die unsern Augen und Händen nicht so zur Prüfung vorliegen, wie die sinnliche Seite der Sinnenwelt? Wer kann ohne Weiteres dieses aus den Gesetzen der vernünftigen streichen: „Wer sein Gott=gefallendes Herz zu Gott um gottgefällige Dinge flehen läßt, kann erhört werden.“

— — (jetzt löset er die gewöhnlichen Einwürfe über die Gebetserhörungen nach gewöhnlicher Weise, und schließt so:)

An

An dem, was ich schreibe, hat sowohl die Liebe zu Ihnen, als die Liebe zur Wahrheit Theil. Können Sie mich eines bessern belehren, so werde ich den Augenblick segnen, wo ich Ihnen meine Zweifel eröffnet habe. Ich wünschte, Ihnen wenigstens Gelegenheit gegeben zu haben, der Sache mehr nachzuspüren. Ich erwarte dies und bleibe indessen mit aufrichtigster Verehrung

Ihr geringer Diener
Sambuga.

Auf das Blatt der gedruckten Schrift, das die Dedication enthält, schrieb Sambuga mit eigner Hand: „Auf meinen Brief, worin ich begehret habe, daß er ihn wolle drucken lassen und etwa die Erläuterungen seiner Gesinnung beysetzen, antwortete er mir: daß er es mit Vergnügen thun werde. Er starb aber, bevor es geschehen ist, in Wien.“

Auf der andern Seite des Stichblattes stehen mit Sambuga's Hand

NB. NB.

Es thut mir leid, daß ich mich der guten Gesinnung des Hrn. Schönbergers gegen mich nicht erfreuen kann. Ob ich mich gleich bestrebe, ein aufgeklärter Mann zu seyn: so habe ich es doch nie gewaget, mir auch durch Hinwegwerfung des Gebetes klar zu machen. Ich muß die Aeußerung des Herrn Verfassers über diesen Gegenstand verabscheuen und als irrig erklären, wie ich ihm es auch sogleich in einem Briefe zugeschrieben habe: denn ich bin ein katholischer Christ.

Jos. Anton Sambuga.

Blu-

Blumen aus Briefen.

Schonung der Emigrirten.

Verschonen Sie die Meynungen der Emigrirten. Ach, die Einbildungskraft dieser Leidenden ist zu sehr gespannt, als daß nicht jeder neue Lehrsatz in ihnen das gräßliche Bild ihres Unglückes erneuern sollte. Alle zu lange daurenden Leiden des Gemüthes werden Krankheit, und wir werden wohlthun, ihrer als Kranken zu schonen. (Nymphenburg, d. 8. Aug. 1799.)

Etwas Bessers als ein thatenloses Ach!

Wollen wir uns damit abfinden, daß wir über die bösen, ausgearteten Zeiten seufzen? Ich halte nichts auf die thatenlosen Seufzer: sie mögen am Hofe oder in der Zelle ausgestoßen werden. Wir müssen das einreissende Uebel fühlen, um handeln zu können: nicht seufzen um nichts zu thun. Wir sind wahrhaftig Verräther am Wohl der Menschheit, wenn wir nicht kraftvoll für das Reich Gottes auf Erde, arbeiten. Ist unsre Sache die Sache Gottes und der Wahrheit, und sind wir davon überzeugt: warum sind wir denn furchtsam und schüchtern dabey, als wenn wir kein gutes Gewissen und eine trugvolle Sache zu führen hätten? Ist sie es aber nicht: warum entehren wir uns dadurch, daß wir das Schauspiel der Lüge und des Betruges, worüber wir innerlich lachen, äußerlich noch fortspielen? (Nymphenburg, den 8. Aug. 1799.)

Gesundes Urtheil über eine ungesunde Moral.

Was die mehr als stoische Reinheit der Tugend betrifft, wovon man in dieser Schule so viel Wesens macht: so scheinet mir immer, sie habe ihre Rechnung ohne den Menschen gemacht. Ich sage noch wenig: sie haben sie sogar ohne Gott gemacht. Denn er, der Grund und das Musterbild aller Tugend, Er die Lauterkeit selbst soll die Handlung gleichsam beschmutzen, soll sie tugendlos machen — so bald er nur von ferne als Beweggrund auf den menschlichen Willen einfließt? Ich halte dies für das sprechendste Denkmal philosophischer Großsprecherey, welche von den Vätern auf die Kinder sich so reichlich hinuntergeerbet hat. Es wird mir leicht seyn, zu zeigen: daß der von dem Gesetzgeber, der die Heiligkeit selber ist, hergenommene Beweggrund der Handlung, sie unmöglich um die Würde der Tugend bringen kann. (Nymphenburg, d. 8. Aug. 1799.)

Der edle Wucher.

Was dir Gott gegeben hat, ein klares Auge für die Wahrheit und ein reines Gemüth dazu, das gieb Gott und seiner Wahrheit wieder mit Gewinn zurück, indem du Gott und der Wahrheit in deinen Zeitgenossen einen Tempel bauest. (Nymphenburg, 8. Aug. 1799.)

Das Erste zuerst.

Ueberzeugt von dem ausgemacht Guten, laß die Grübeleyen des Tages liegen, die uns nur kalt machen, gleich den Bergen, die nach dem Verhältnisse ihrer Höhe

einen kältern Scheitel haben. Die Hauptsache ist klar: die muß gerettet seyn, wenn der Menschheit ein sicheres Heil werden soll. (Nymphenburg, 8. Aug. 1799.)

Die Krankheit seiner Zeit.

Was nützte es uns und der Welt, wenn wir Geister gebildet hätten, die nur suchten und nie fänden, immer wegräumten und nie baueten? Unser Leben würde im Grunde doch nur ein geschäftiges Nichtsthun, unser Denken lauter Polemik, unser Tagewerk frostiges Vernünfteln ohne belebende Wärme und all unsere Cultur eine Satyre auf das höchste Bedürfniß der Vernunftwesen seyn. Wahre Frömmigkeit würde so selten werden als ein weisser Rabe; bey jedem Vaterunser, das man beten sollte, wäre es nöthig zuvor eine philosophisch- oder unphilosophisch-kritische Disputation zu bestehen, und bey jedem Aussprechen des Namens: Gott, zuerst fragen — auch Kinder, ob einer sey. (Nymphenburg, d. 15. Aug. 1799.)

Ehmals, Itzt.

Jene Gewohnheit, alles auf Gott zurück zu führen, die Welt niemal außer der Verbindung mit ihm zu sehen, zu genießen ist nicht mehr. Der heilige Schauder der unsere Väter bey der Benennung des Hochheiligen durchbebete — ach, davon sah ich in meinen Jugendjahren noch merkliche Proben ... das hehre Leben der überströmenden Gefühle, wofür ihr edles Menschenherz zu klein wurde; das Entschiedene, Hinreissende der Entschließungen, so bald sie von ihm belebet, oder von dem Glauben an sein Wohlge-

gefallen begleitet wurden . . . dies alles hat sich in unsern Tagen fast nur in eine bloß für theatralische Dichtungen rege Empfindeley verwandelt. Sinnengenuß ist die Gottheit der Zeit: der Himmel selbst würde eine Plage seyn, wenn er sich nicht unter dem Bilde des Olymps und der Göttermahlzeiten darstellte.

Ich hoffe, Sie verstehen mich, mein Freund! ich will hiemit keine Einsiedler, keine Wallfahrter in unsern Kreis zurückführen: ich wünsche nur Menschen, deren Leben reger Sinn für Gott und die Menschheit und Offenbarung dieses Sinnes ist; Menschen, aus deren Augen Reinheit und Unschuld stralet; Menschen, die nicht den thierischen Sinnengenuß ihrer edleren Bestimmung vorziehen, sondern in dem Sinnenlande ihrer übersinnlichen Berufe mit erster Treue nachwandeln; Menschen, die man mit dem Wörtchen Gott weiter bringen kann als mit so schwerfaßlichen Demonstrationen, daß kaum ein Seraph sie versteht, oder mit Kriegsheeren, die aus allen Nationen und Sprachen der Welt zusammengesetzet sind. (Nymphenburg, d. 15. Aug. 1799.)

Aufruf zum Mitwirken an der Verbesserung.

— — Indessen ist nöthig, daß wir dem Unheile steuern so viel wir können: und — wir können viel, wenn wir im Namen Gottes wirken. Wir müssen nur darauf hinarbeiten, daß wir den uns umgebenden Priestern einen guten Geist einflößen; alle, auf welche wir wirken können, mit Gott beseelen; in allen Liebe zur ernsten Thätigkeit anfregen; alle zu großen Aufopfe-

run-

rungen geneigt machen, dazu, daß sie die Freude ihres Daseyns in der freywilligen Hingabe für das Heil ihrer Brüder suchen u. s. w. Sie, mein Freund! vermögen Vieles bey den Zöglingen für den Altar und für das Evangelium Christi. Haben sie diese frühzeitig mit dem reinen apostolischen Geiste getaufet; diesen nachdrücklich den edlen Zweck ihres Berufes gezeiget; vor diesen die Namen — Gott, Seelenheil, Christus, Kirche: mit Wärme, Salbung, Nachdruck ausgesprochen; diese mit dem Gleichnisse von der reichen Aernte, mit: vos estis sal terrae, vos estis lumen mundi, in Thätigkeit und kraftvolles Leben versetzet; diesen ihr Herz erweitert, daß ihnen ein Welttheil zu enge wird, und daß sie jedem denkenden Wesen Gottes Liebe mit ihrem letzten Blutstropfen in das Herz schreiben, mit dem letzten Hauche in demselben beleben möchten: o, dann haben sie viel gethan, haben wenigstens gethan was sie konnten, bis es Gott gefällt seiner Kirche nach seiner unendlichen Weisheit Rath zu schaffen. Aber gethan muß dieses einsweilen von uns werden. Die Sache Gottes und der Menschheit lieget in unsern Händen, und wir sind dafür verantwortlich. Wir müssen uns auf dem Schlafe aufschütteln; denn wie sollten wir schlafen können, wo der Geist des Irrthums so gefährlich wachet? Er ist weit thätiger, als wir. Er wirket durch Grundsätze, durch Gesellschaften, durch Schriften u. s. w.: und wir sollten es dulden, daß Lüge und Betrug mehr begeistern, als Wahrheit und Menschenheil! . . .

Halten Sie mir doch diese meine fast unwillkührliche Ergießung zu gut. Ich habe das Uebel schon so

viel-

vielfältig in der Nähe gesehen, daß es mir keine Ruhe läßt, und mich zwinget, jedem meine Besorgnisse mitzutheilen. Wir müssen auf eine kraftvolle, auffallende Weise wirken; die Welt muß uns wie äherne Mauern, und von Eisen gegossene Säulen finden, woran der Muthwillen des Zeitalters seinen Kopf zerstoße. Ich bin überzeugt, die feige Welt weichet uns, wenn wir uns, mit Gottes Geiste ausgerüstet, ihr in den Weg stellen. Nichts widersteht der Macht der Wahrheit: wo sie nur den Mann findet, der sie zum Schilde zu nehmen weiß. (Nymphenburg, d. 10. Sept. 1799.)

Ueber seine Zeit.

Die Welt wird leichter aus ihrer Dummheit herausgearbeitet als von ihrer Verdorbenheit zurückgebracht. Frömmigkeit und Tugend bildeten sich wie von selbst, wo das Saatkörnchen in die Herzen roher Naturmenschen fiel, aber alle Anstrengung der Männer Gottes war oft nicht hinreichend, Menschen zum Selbstgefühle zurückzubringen, welche an der Seite der Wollust und des Weltsinnes eingeschlummert waren. Darum war auch das Schicksal entnervter Völker immer Untergang, und das Loos der Unmündigen an Bildung — Erleuchtung durch Gott. Ich will nichts vorhersagen, aber ich darf vorher fürchten. N. 17. Sept. 1799.

Ueber seine Zeit.

Die itzige Menschheit ist durch die Leiden der Tage gedemüthiget, aber nicht gebessert. Sie beißt wie die gereizte Schlange in die Ruthe, die sie traf,

und

und sieht die Vaterhand nicht, die durch Züchtigung jene Rückkehr zur Ordnung noch erwirken wollte, zu der die verschmähete Güte nicht zurückführen konnte. N. 17. Sept. 1799.

Ueber seine Zeit.

Die heutige Gottesvergessenheit kann nur durch die Uebermacht ächter, nach dem Sinne Christi gebildeter Frömmigkeit geheilet werden, d. h. durch eine in das Leben eingeführte und darin befestigte Gewohnheit, alles an Gott zu knüpfen, alles in Gott zu sehen, alles in Gott zu wollen, alles auf Gott zurückzuführen.

Die Welt muß hinter dem Schleyer der Natur Gott sehen lernen, wenn sie fromm werden soll. Wer in der Natur nichts als Natur sieht, in dem erkalten alle edleren Gefühle; wer aber in der Natur das Leben der Natur, Gott, erblickt, dessen Gemüth ergießt sich in heiliges Staunen und Anbeten, Danken und Lieben. N. 17. Sept. 1799.

Die Zeiten und die Menschen.

Sie meynen, ich könne zur Verbesserung des Clerus in der hiesigen Gegend Vieles beitragen. — Wozu mir Gott den Ruf geben will: dazu bin ich vollkommen bereit. Das Beyspiel Holzhausers war mir allezeit ehrwürdig. Aber die Zeiten dieses frommen Mannes sind nicht mehr: und die Menschen sind es gar nicht mehr. Wo Offenbarung allen eine ausgemachte Sache war; wo man noch nicht gelernet

hatte,

hatte, auch nicht einmal glauben konnte, daß es sich ohne Religion auch leben lasse; wo Jesus, als der von Ewigkeit Gepriesene, noch Glanz und Würde auf jene herabstrahlete, welche sein Werk besorgten: da war mit der Welt noch etwas anzufangen. Wo Menschen noch für das Gute eingenommen werden konnten; wo noch nicht herrschend gewordene Thiergefühle den ganzen Menschen für sich begehret hatten, wo der Mensch die Tugend noch für das höchste Gut ansehen, und ein Werkzeug zur Beförderung der Ehre Gottes zu seyn, für das theuerste Loos ansehen konnte: da war auch mit den Menschen noch etwas anzufangen. Aber eben hierin sind ungeheure Veränderungen vorgegangen. Alles ist mit Zweifel angefüllt, weil Alles genießen will. Für Wesen, welche so ungern sich ein Reizendes versagen, sind Zweifel ein Balsam auf die brennende Wunde. Zweifel machen die Stimme der Vernunft, der Religion, verdächtig; die mitwirkende Sinnlichkeit verschreyet sie als Unwahrheit, als Aberglauben, als Schwachsinn, als Fanatismus. Wie die Weisheit oft die Verfolgung der Dummheit tragen muß: so leidet die Religion unter den Neckereyen der Ausgelassenheit. Es fehlet bey den Meisten nicht daran, daß sie nicht überzeuget werden könnten, sondern daran, daß sie nicht überzeuget werden wollen. Bareuth, 14. März 1801.

An X.

Aergern Sie sich nicht über den Ton einiger gelehrten Blätter, mit dem sie über Christus und das positive Christenthum absprechen. Die Sprache der Welt kann nicht besser seyn, als der Geist der Welt. Denn nicht stammt der Geist aus dem Worte, sondern das

Wort

Wort aus dem Geiste. Die Herrn sind über allen Begriff genügsam, nehmen mit wenig vorlieb: etwas kalte Küche von Sittlichkeit genügt ihnen für die schwere Tageslast und den heissen Streit des Lebens; wir andern reichen damit nicht aus. Wir bedürfen eines lebendigen Himmelsbrodes, das nicht mit dem Gesetze eines alten oder neuen Moses, sondern nur mit Gnade und Wahrheit, mit Christus, vom Himmel kam.

Nun sind sie aber nicht mehr bloß mit Wenigem genügsam; sie zürnen auch gewaltig über jeden unwandelbaren Bekenner des alten Christenthums. Kein Wunder, denn sie glaubten, mit Hinwegräumung des alten Aberglaubens, wofür sie das positive Christenthum halten, bereits fertig zu seyn, und ließen sich schon als Sieger mit Lorbeern dafür krönen, und gaben einander glänzende Feste darüber; und nun steht hinter ihrem Rücken eine neue Welt auf, der es nicht mehr genug seyn will, Christum für einen guten Mann passiren zu lassen, die noch an die Menschwerdung des Logos, an die Erlösung des sündigen Geschlechtes glaubet, und den heiligen Geist für mehr als eine sittliche Gesinnung und die Kirche für etwas mehr als ein in der bloßen Abstraction existirendes Reich der Zwecke hält. Das empört: dagegen muß man Rath schaffen: dafür müssen die Frevler gezüchtiget werden. Dies geschieht auf dem kürzesten Wege dadurch, daß man das ganze positive Christenthum für verborgene Narrheit und seine Bekenner für offenbare Narren ausschreyt. Dies ist Geschichte des Tages.

Mein Trost ist der: wenn das positive Christenthum darüber zu Grunde gienge, daß es von gelehrten Blättern für Narrheit ausgeschrien würde: so wäre nicht Schade darum. Ich bin aber sicher, daß eher alle gelehrte und ungelehrte Blätter untergehen werden, ehe die Reihe an das Christenthum kommt. Denn die Menschen konnten wohl von dem Christenthum ab-fallen, aber das Christenthum kann nicht zusammen-fallen; es ruhet auf einem unbeweglichen Fels, der heißt: die ewige Wahrheit. . . . .

---

§. VI.

§. VI.

Seine poetischen Versuche.

Auch in den leichten Spielen der Muse verräth sich die ernste Richtung seines Charakters, seiner Bildung, seiner höhern Thätigkeit. Und schon dies würde denselben ein Plätzchen in seiner Lebensgeschichte einräumen. Ohne zu entscheiden, ob ihn die Natur zum Dichter geschaffen habe, werden wir doch zugeben müssen, daß sich eine poetische Ader, oder etwas ihr Aehnliches schon in seinen prosaischen Schriften hie und da kräftig gereget habe.

Was die Lehrgedichte betrifft, die er zur Communionsfeyer des Prinzen Carl von Baiern und der beyden Prinzessinnen, Auguste und Charlotte, drucken ließ: so haben die gelehrten Anzeigen richtig bemerkt, daß der poetische Werth dem erhabenen Inhalte nicht gleich komme. Indeß würde er auch in diesem Fache, das keine Mittelmäßigkeit zuläßt, ungleich mehr geleistet haben, wenn er seinen poetischen Producten etwas mehr, als die flüchtigen Augenblicke der Erholung hätte widmen können. Ein paar Denkmale seiner frühern Neigung zur Poesie werden zunächst für vertraute Freunde des Seligen, die ihrer ungern entbehrten, hier abgedruckt. Denn es ist mit den Gedichten unsrer Verblichenen wie mit ihren Porträten;

auch

auch die Mindervollkommenen sind uns liebe Vergißmeinnichte: das Herz ersetzt den Mahler, und die Liebe übersieht den Mangel der Feile.

Morgenlied.

1.

Dein Licht, o Vater, wecket mich,
Und giebt mich selbst mir wieder,
Und neue Kraft ergießet sich
In ausgeruhte Glieder.
An Arbeit Ruhe wolltest du,
Und Ruh an Arbeit binden:
Nach Arbeit soll ich süße Ruh',
Nach Ruhen Arbeit finden.

2.

Auch, Vater, weckt dein Tag die Welt
Zum neugeschaffnem Leben.
Ich sehe Berg und Thal und Feld
Im Sonnenlichte schweben.
Im Lichte pranget nah und fern,
Auf deiner Allmacht Rufen —
Das Gräschen bis zum Morgenstern
In tausend Farbenstufen.

3.

Die ganze Schöpfung preiset dich,
Du Vater aller Dinge!
Ihr feurig Lied begeistert mich,
Daß ich voll Dank mitsinge.

Du

Du große, schöne Gottes Welt,
Du bist ein heller Spiegel:
Wo mir nur Gott ins Auge fällt —
In Wald und Thal und Hügel.

4.

Dir wache, denke, wirk' ich nur,
Du Wesen aller Wesen!
Kein Tag soll fremder Absicht Spur
In meinen Werken lesen.
Laß mich in jeglichem Genuß
Nur sehen deine Gaben,
Und kindlich meiden den Verdruß,
Sie je mißbraucht zu haben.

5.

Nie herrsche niedre Sinnlichkeit,
Stets siege nur dein Willen!
Nie soll der Sünde Trunkenheit
Der Thorheit Lüste stillen!
Es fleht dein Kind: Hilf, Vater, mir!
Laß mich, laß hier und drüben
(Denn alle Gabe kommt von dir,)
Mein ganzes Herz dich lieben!

Das Vogelnest.

1.

Ich fand ein niedlich Vogelnest,
Gebaut in's Frühlings=Laub,
Es war für mich ein Freudenfest,
Für mich ein süßer Raub.
Die jungen waren nackt und klein,
Doch artig schon und lieb;
Das Nestchen war ganz schmuck und klein,
Gebaut ohn' Kunst — nach Trieb.

2.

Ich sprach: nicht fürchtet euch vor mir,
Die Mutter bin ich nicht,
Doch, liebe Närrchen, für und für
Gelob' ich Mutter=Pflicht.
Dann zog ich mit den Kleinen fort,
Und ahnete noch nicht,
Daß diese liebe Brut ein Wort
Mir einst zum Herzen spricht.

3.

Ich spähte ihre Nahrung aus,
Und reichte sie mit Lust.
Ich drückte sie nach jedem Schmaus
Vergnügt an meine Brust.
Doch machten sie auch manche Müh
Und manche Sorge mir.
Sie weckten mich schon in der Früh
Und heischten die Gebühr. —

4.

Bald waren sie des Futters müd —
Denn welcher Reiche hat,
Was ihrer Mutter reift und blüht —
In unermeßner Saat?
Bald froren sie noch federlos
Im unbedeckten Nest —
Mir fehlten Flügel, Mutterschooß,
Der niemals frieren läßt.

5.

Bald lauscht der Kater vor der Thür
Auf's jugendlich Gepipp —
Leckt an der Schnautze vor Begier,
Und spähet, wie ein Dieb.
Ihr lieben Thierchen, sagte ich,
Ihr macht mir heiß und bang!
Bis ihr einst, reif zum Fluge, mich
Erquicket durch Gesang.

6.

An diese Worte reihete
Sich ein Gedanke an,
Der mein Gemüth erfreuete,
Und mir auch leid gethan:
„Der Pflegung Bürde drücket schwer
Von diesen Kleinen dich:
Auch für dich drängt' ein Sorgenheer
Um deine Mutter sich. — — “

7.

„Sie pflegte, nährte, kosete
O kleines Würmchen, dich.
Die Mutter-Liebe losete
Für dich mehr, als für sich.
Sie litt gar sehr und theilete
Mit dir manch schwere Stund',
Und wa st du munter, weilete
Ihr Kuß auf deinem Mund."

8.

„Sie sann und dachte immerdar
Für ihren kleinen Sohn:
Für ihre bange Sorge war
Ein Druck an's Herz ihr Lohn.
Weh mir! Früh riß der Tod dich hin
In's unverdiente Grab —
O zärtlichste Gebährerin, —
Eh' ich gesungen hab!"

Herbstlied.

1.

Die Trauben sind reif.
Dort sehet sie hangen
Mit goldenen Wangen.
Die Trauben sind reif.

2.

Sie warten auf uns:
Wir wollen sie pflücken
Mit Herzens=Entzücken.
Sie warten auf uns.

3.

Wie süß ist ihr Saft!
Wie Zucker, wie Honig,
So milde und wonnig;
Wie süß ist ihr Saft!

4.

Hört, Brüder, den Rath!
Erdrücket die Säfte
Durch mächtige Kräfte!
Hört, Brüder den Rath!

5.

Wie schmeckt es euch dann?
Aus häufigen Bläschen
Füllt uns sich ein Gläschen;
Wie schmeckt es euch dann?

6.

O, edles Getränk!
Du tödtest den Kummer,
Und wiegest in Schlummer.
O, edles Getränk!

7.

Genießt es mit Dank!
Was könnt ihr sonst geben
Dem Schöpfer der Reben?
Genießt es mit Dank!

8.

Dir danken wir, Gott!
Von dir ist der Reben
Wohlthätiges Leben:
Dir danken wir Gott!

---

§. VII.

§. VII.

Urtheile über Sambuga von Kennern und Freunden.

Diese Urtheile wiederholen*) und bestätigen nicht nur das, was wir aus zuverlässigen Quellen von Sambuga bisher kennen lernten, um so mehr als sie zum Theile selbst zu den Quellen gehören, sondern sie bereichern uns noch mit besondern Notizen von dem Charakter und den Verdiensten des Mannes, der von so vielen Zeugen in den mannigfaltigsten Situationen seines Lebens betrachtet, denselben immer gleich ehrwürdig erschien.

Unter den Urtheilenden sind die ersten zwey genannt, der Dritte ungenannt — leicht erkannt; der Vierte leicht erkennbar, so wie der Fünfte, der mir auch das Urtheil des Bischofs von Brescia über Sambuga, aus dem Italienischen übersetzt, mitgetheilet hat.

I.

---

*) Was bloß Wiederholung war, wollte ich anfangs weglassen; allein da ich das Ganze hätte zerreissen und somit dem Zeugnisse seinen Zusammenhang und seinen Gehalt rauben müssen, ließ ich es stehen.

I.

Pfarrer Carl Klein an Hrn. Professor Martin in Mannheim, der ihm die erste Nachricht von Sambuga's Tode ertheilte.

Er ist also nicht mehr in unsrer Mitte der edle, fromme, von Gottes- und Menschen-Liebe durchdrungene Priester, den Sie mit Recht die Zierde unsers Standes nennen, der uns unvergeßliche Sambuga! Gott hat ihn also in das Land des Friedens versetzt, zur Zeit, da die Flammen des Krieges auf Erde neu auszubrechen beginnen. Wohl Ihm, dem Vollendeten! Weh uns, die wir solche Sterbfälle wie Strafen des Himmels bejammern, nicht wissend, wo wir für dergleichen Verlust Entschädigung suchen sollen! Wenn Männer dieser Art von der Welt scheiden, nehmen sie ein seltnes Kleinod, ihren Geist, mit sich, und die zurückbleibenden, die ihres Werthes kundig sind, fühlen tief, was sie entbehren. Doch in dem Willen der Vorsehung suchen wir unsre Beruhigung nicht vergeblich; in Gott läßt sich die Frömmigkeit und Weisheit aller abgeschiednen Tugendhaften wiederfinden; in Gott bleibt uns der Freund, den wir in dem Entrissenen verehret haben.

O, könnte ich das Andenken des Seligen für alle, die Ihn kannten, zunächst für Sie und mich verewigen! Wiewohl ich 25 Jahre mit Ihm in freundschaftlicher Verbindung stand, so kann ich doch über seine Jugend, wie über die letzten 15 Jahre, die Er in München zubrachte, nicht so viele Aufschlüsse ertheilen, als man in einer Biographie zu lesen wünschte. Ich hoffe, daß sich ein tüch-

tiger

tiger Mann an diese Aufgabe wagen, und sich dadurch alle dem Vollendeten ergebene Seelen verbindlich machen werde, und nebst diesen noch weit mehrere Freunde der Tugend und Wahrheit. Bis sich diese schöne Arbeit vollenden läßt, will ich anticipando Einiges zu meiner Erbauung niederschreiben, und diese Skizze Ihnen zur Beurtheilung vorlegen. Sie sind so gefällig, mich auf die Lücken aufmerksam zu machen, die ich in einem zweyten Versuche so gut, wie möglich, ausfüllen werde; ob ich gleich überzeugt bin, daß jede Schilderung seiner liebenswürdigen Eigenschaften nur ein sehr unvollkommner Schattenriß bleiben werde.

Erwarten Sie keine neuen Aufschlüsse über seinen edeln Charakter, und die unverkennbaren Verdienste, die über gemeine Lobsprüche erhaben sind; nur erquickende Rückerinnerungen an die wohlthätigen Eindrücke, die uns theils im Umgange mit Ihm, theils durch Lesung seiner geistvollen Schriften geworden sind. Welch ein Genuß für mein krankes Gemüth, ohne Rückhalt mit einem Freunde von dem Vollendeten reden dürfen, und dadurch aufs neue beherzigen, was mir an Ihm jederzeit bewunderungswürdig war!

Was Leuten, die nie zur Ansprache mit Ihm gelangten, die Ihn nur in der Kirche zu sehen bekamen, sogleich in's Auge fiel, war seine innige Andacht, eine liebliche Frucht seiner ungeheuchelten Frömmigkeit. Wie erbauend und gottselig Er am Altare stand, sagt uns die kostbare kleine Schrift, womit Er uns am Anfange dieses Jahres so wohlwollend beschenkt hat. Wie Er jeden nicht ganz verwahrloseten Altardiener anspricht, so war

der Anblick des betenden Priesterlehrers bey Entrichtung des heil. Opfers eine lebendige Begeisterung für Jesus. Sein Eifer, den Sinn für diese göttliche Einsetzung zu wecken und zu stärken, begegnet uns in seinen kleinern Schriften überall. Als Stadtkaplan in Mannheim verfertigte Er passende Gebete für die Bruderschaft des heil. Altars-Sacramentes; wobey wir Ihm auch die Verbesserung einiger Kirchenlieder verdanken. Als Pfarrer in Herrnsheim verfertigte Er ein kleines Gebetbuch, darin die Vorbereitung vor und die Danksagung nach der heil. Communion meisterhaft abgefasset sind. Als Lehrer der königlichen Hoheiten der Prinzen und Prinzessinnen von Baiern beschenkte Er die vielversprechenden Zöglinge jedesmal bey dem ersten Zutritt zu dem heil. Tische mit kleinen Belehrungen in gebundner Rede über das hohe Geheimniß, die durch den Druck überall verbreitet wurden. Zu eben dieser Zeit gab er einen vortrefflichen Unterricht über die heil. Messe in katechetischer Form heraus. Was schrieb Er nicht alles, bloß um den Gebeteifer der jungen Kleriker zu wecken und zu fördern! Denken Sie noch an seine Morgen- und Abend-Andachten für die Seminaristen in Heidelberg?

Unter den Briefen des Vollendeten, deren ich viele besitze, sind keine ausführlicher als die über das Gebet und die ächten Hülfsmittel der Frömmigkeit. Seiner Achtung gegen den ehrwürdigen Gebrauch der frommen Priester, aus den Psalmen, wie sie das römische Brevier ordnet, tägliche Geistesnahrung zu schöpfen, schreiben es manche unsres Standes zu, daß sie sich von dem Breviergebet nicht lossagten, und besonders den 118ten Psalm, den Sambuga seinen Lieblingspsalm nannte, genießen lernten.

Bey

Bey dem Ausbruche des Krieges gab Er seiner Gemeine ein Gebet in die Hand, das jedem Volkslehrer zum Muster dienen könnte, wie man die Denkart des Volkes bey öffentlichen Ereignissen lenken müsse. Da Er auf die Lage der Welt in unsern Zeiten sehr aufmerksam war, so richtete Er seine Ueberlegungen in der Einsamkeit, und seine Unterredungen mit Männern unsers Berufes auf die wichtige Aufgabe: „Was sollen wir thun, um das Zeitalter im Laufe des Verderbens aufzuhalten, um die Sache der Wahrheit, der Tugend, der Religion mit neuem Muthe zu vertheidigen, um der so tief gesunkenen Menschheit wieder aufzuhelfen"? „Wir haben jetzt einen harten Kampf zu bestehen, sprach Er so manchmal voll Begeisterung, fassen wir Muth! Wenn uns auch die Zeitumstände noch so ungünstig sind, wir bedürfen neben dem Geiste und der Erhabenheit unsers Amtes nur der Gnade Gottes; und die wird uns nicht fehlen, wenn wir nur entschlossen und thätig genug sind, die Menschen wieder zu Gott zurückzuführen, koste es, was es wolle. Wir müssen in unsern Herzen apostolische Gesinnungen für die Sache unsers heil. Glaubens anfachen. Was die Apostel, unsre Vorbilder, in noch weit ungünstigern Umständen vermocht haben, das vermögen auch wir, wenn wir nur wollen. Die Zügellosigkeit soll doch nicht mehr Kraft ertheilen, die Menschen zu verderben, als die Religion uns guten Willen einflößet, die Menschen zu retten. Wir müssen dem Gange der Weltgesinnungen nachspüren, bis zur Quelle derselben, und dort unsre Arbeit versuchen. Wir müssen die Wissenschaften zu Hülfe rufen, denn wir haben es mit Menschen zu thun, die sich für gebildet halten, und mit einer Philosophie brüsten, die ohne Zweifel wohlthätiger seyn würde, wenn sie die

wahre wäre. Wir müssen vor Allem auf ächte, nach dem Sinne Christi gestimmte Frömmigkeit hinwirken. Die heutige Gottesvergessenheit kann nur dadurch geheilt werden, daß wir die Menschen auf's neue anleiten, Alles an Gott zu knüpfen, Alles in Gott zu sehen, Alles nur Seinetwillen zu unternehmen, Alles auf Ihn zurückzuführen. Wir müssen Alles mit dem Namen Gottes zu bezeichnen wissen, und unter dem Schleyer der Sinnenwelt durchaus — und überall Gott zeigen. Wir dürfen den Menschen nicht erlauben, etwas ohne Gott zu sehen, ohne Gott zu genießen, ohne Gott zu unternehmen. Wer bloß bey der Natur stehen bleibt, in dem erkalten alle edlere Gefühle; nur der, welcher sie auf Gott, auf den Urheber ihres Daseyns zurückführt, ergießet sich in Bewunderung, Anbetung, Dankbarkeit und Liebe. Wir müssen den edeln und erhabnen Menschensinn, der in Allem Gott findet, zu erwecken suchen. Ueberlassen wir es dem Schauspiele, kleine Seelen durch das Spiel von Empfindeleyen zu ergötzen; wir müssen es darauf anlegen, lebendige Kenntniß Gottes allenthalben zu verbreiten. Also von Gott geredet, und immer von Gott, und überall von Gott; bis Gott in den Menschen wieder lebet und wirket. Gott sey unsre Unterhaltung, unsre Weisheit, unsre Lehre, unsre Freude, der Ertrag unsers Lebens. Mit Ihm fangen wir an, mit Ihm endigen wir. Aus unserm Umgange, aus unsern Lehrstunden sollen die Menschen höher gehoben, reiner gestimmt, sich selbst ähnlicher, weiser im Genusse, bescheidner in ihren Wünschen, eifriger zur Wohlthätigkeit und Liebe hinweg gehen. Jede Gelegenheit zu solcher Einwirkung auf die Menschenherzen sey uns willkommen; wäre es auch nur ein schwaches Fünklein, das wir in irgend eine empfängliche

Seele

Seele hinwerfen: so vertrauen wir auf den Gnadenhauch des göttlichen Geistes, der das Fünklein beleben, und zur hellen Flamme vergrößern wird. Fassen wir Muth! weichen wir dem Feinde, den wir bekämpfen, um keine Linie breit. — Man finde uns unbekümmert, und zu jedem Opfer geneigt, wenn es unsre Sache betrifft; aber wie eine eherne Mauer, wie eine eiserne Säule, wo es Gott und das Heil der durch Jesu Blut erkauften Seelen angeht. Wir werden bestehen, werden siegen, wenn wir wollen. Ich möchte die Gewalt sehen, die uns widerstünde, wenn wir so voll des Eifers für Gottes Sache, mit dem Bewußtseyn der reinsten Absicht, in der festen Ueberzeugung von der Wahrheit unsrer Lehre, beseelt mit dem Muthe und der Zuversicht Christi, aufträten" rc. So suchte er alles in eine heilige Glut zu versetzen, und begeisterte seine Amtsbrüder, wie ein Held, der darnach dürstet, aus allen seinen Kriegsgefährten Helden zu bilden. Wer eine solche Sprache führet, der trägt ein Herz im Busen, auf dem das Feuer der h. Liebe in hohen Flammen aufwärts strebet. Wer ihn sieht, sieht einen Seraph in Menschengestalt.

Dieser fromme Eifer machte Ihn zu dem arbeitsamsten Manne des Priesterstandes, den ich kennen gelernt. Auf das Gewissenhafteste bereitete Er sich zu seinen Berufsarbeiten vor. Die Zeit, die Ihm von diesen Vorbereitungen und wirklichen Amtsverrichtungen übrig blieb, widmete Er der Lesung nützlicher Bücher, und schriftstellerischen Uebungen. Wie oft mußte ich seinen Fleiß im Exzerpieren bewundern! Welch einen Vorrath von geistvollen Gedanken erblickte ich oft auf zerstreuten Blättern, welche, nach S—— Sprache, als köstliche Goldkör-

ner

ner gesammelt zu werden verdienen! Selten kam Er von einem Spaziergange zurück, wo Er nicht seine Schreibtafel mit interessanten Gedanken und nützlichen Bemerkungen jeder Art bereichert hatte. Die Thätigkeit in seinem hohen Berufe sich jedermann gemeinnützig zu machen, war Ihm süßer Genuß. „So lang ich arbeiten kann, schrieb er mir einmal, bin ich der glücklichste Mensch." Seine ausgrbreitete Correspondenz fiel ihm nicht lästig, weil sie Ihm Gelegenheit gab, so viel Gutes zu stiften. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Er im Laufe eines Jahres wohl 4 bis 500 Briefe schrieb, und jeder hatte das Gepräge seiner Weisheitsliebe und Religiosität.

Kaum war Er einige Jahre auf seiner Pfarrey in Herrnsheim, als die kantische Philosophie ihre gewaltigen Bewegungen im Reiche des Denkens anfieng. Da begnügte er sich nicht, nur oberflächliche Notiz von dieser neuen Erscheinung zu nehmen. Er sparte keine Mühe Kants Schriften zu durchforschen, und rieth das Studium derselben auch andern an, in der Meynung: wenn es sonst nichts Gutes an sich hätte, als daß die Denkkraft dadurch geschärft werde, so lohnte es sich schon der Mühe. Weil Er, als Pfarrer, junge Leute um sich hatte, die die Kosten, auswärts zu studieren, nicht tragen konnten, so ward sein Fleiß bey dem Studium der Philosophie auch durch die Triebfeder der Gemeinnützigkeit unterstützet. Daß Er kein Anbeter der Zeitphilosophie gewesen, wissen Sie aus seinem Werke über den Philosophismus. Aber auch schon zehn Jahre früher mißfiel Ihm die Vergötterung des Philosophen von Königsberg, und er sagte frühzeitig: „Wer

weiß,

weiß, ob nicht aus Kants Schule ein neuer Denker hervorgehen werde, über den man Kanten selbst vergessen wird? Nur das Wort Gottes steht fester als Himmel und Erde.“ — So war der gesegnete Ertrag alles seines Studierens allzeit nur die erhöhte Liebe unsrer heil. Religion.

Von seiner bewunderungswürdigen Klugheit darf ich wohl sagen, sie war überall merkbar wie seine Frömmigkeit. Er erwarb sich dieselbe nicht erst am Hofe, der hohen Schule der Weltklugheit, sondern Er brachte sie dahin mit, als ein aus vielseitigem Umgange mit Menschen erworbenes, und durch Uebung im Denken gesichertes Eigenthum, und sie war nicht von gemeiner Art; denn mit ihr paarte sich die Taubeneinfalt, die uns Christus empfielt. — Als Führer auf dem Wege der christlichen Tugend kannte Er jeden Stein des Anstoßes, jede Stelle, wo gefährliches Ausgleiten zu besorgen war, und warnte mit väterlicher Sorgfalt und Liebe.

Den Hunger nach asketischen Schriften, den Er an mir zu bemerken glaubte, tadelte Er mehrmal nachdrücklich, und legte mir dabey die Lehre an's Herz: „Gewöhnen Sie ihr Gemüth zur beständigen Heiterkeit und Aufgeräumtheit. Ein trübsinniger Geistlicher erzieht einen trüben Schlag von Menschen, und lehrt eine traurige Frömmigkeit, die nichts taugt. Mancher wird durch das traurige Angesicht, und den Jammerton eines vermeynten Finsterlings von dem Ringen nach der wahren christlichen Tugend abgehalten, die sich mit Trübsinn nicht vertragen kann, da sie im fortge-

gesetzten Umgange mit Gott besteht, der die Liebe — also die reinste Freude ist." —

Seine Klugheit machte Ihn in spätern Jahren oft mißtrauisch gegen Personen und Schriften, denen ich ohne Bedenken mein Herz hingab, so bald ich von Ihrer warmen Anhänglichkeit an Jesus Gewißheit hatte. So gab Er mir vor einem Jahre noch die Warnung: „Trauen Sie weder einem Buche, noch einem Manne, der den reinen unbedingten Glauben an die Kirche Gottes nicht mitbringt, und nicht nur seine Ueberzeugung, sondern auch seine Frömmigkeit von ihr hernimmt. Er spreche diesen Glauben laut aus, und meyne nicht etwa darunter eine Kirche der Auserwählten, die sich unsichtbar aus allen bildet, die in diesem Geiste verwandt sind, sondern die sichtbare, von Jesus gestiftete, von den Aposteln und ihren Nachfolgern bis auf uns gebrachte Kirche, welche der Apostel die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt. Ich mag weder Maximen noch Uebungen, die sie nicht mit ihrem mütterlichen Segen heiligt."

Er war ein Meister in der Pastoralklugheit. Er gieng in allen Verbesserungen während seines Pfarramtes sehr behutsam zu Werk; Er streute seinen Samen mit Geduld aus, und wartete mit Langmuth auf die Früchte. Er dachte: wenn den schwachen Bruder eine Kleinigkeit erbauet, und mit frommen Gesinnungen bereichert, so könne man sie ihm, wenn sie sonst unschädlich ist, überlassen, bis ein besserer Strahl des göttlichen Lichtes ihn erleuchtet, und zur Aufnahme der

Wahr-

Wahrheit zubereitet. Schließen Sie daraus, daß Ihm jeder unbescheidene Eifer so fremd war, als eine Gotteslästerung. Dennoch mußte Er sich einen Neologen schimpfen, und mit allerley gehässigen Beschuldigungen bezeichnen lassen; allein Er gieng aus dieser Taufe jedesmal noch edler und verehrungswürdiger hervor, wie S. Aehnliches von Heggelin bezeugt.

Manche Maximen der Klugheit erkaufte Er durch unangenehme Erfahrungen. In frühern Jahren theilte Er zuweilen kleine poetische Versuche seinen Freunden und Bekannten mit, um aus ihrer Beurtheilung irgend etwas zu lernen. Da wurden einige dieser Versuche gedruckt, die er selbst niemals dem Publikum vorgelegt hätte, weil sie mehr zur Uebung des Verfassers als zur öffentlichen Bekanntmachung verfertiget waren. Diese Uebereilungen seiner Freunde veranlaßten ihn, mit seinen schriftlichen Arbeiten mehr an sich zu halten.

So trefflich Ihm manche schriftstellerische Versuche von statten giengen, so war Er in der Herausgabe derselben doch immer schüchtern und bedächtlich, und mußte durch anhaltendes Zureden seiner Freunde gemeiniglich dazu verführt werden. Diese Schüchternheit war Wirkung seiner Demuth. Und da komme ich auf eine Eigenschaft des Seligen, die jedem Lobredner unerschöpflichen Stoff darbietet.

Zur Zeit, da er sich noch auf seiner Pfarrey befand, ersuchte ihn ein junger Geistlicher, welcher sich zur Priesterweihe vorbereiten wollte, um die erwünschte Aufnahme in sein Haus. Der junge Mann war überzeugt: der

Um-

Umgang mit einem so würdigen Priester werde ihm sicherer zur klerikalischen Bildung verhülflich seyn, als längerer Aufenthalt auf der hohen Schule. — Was antwortete der liebvolle, und eben so demüthige Pfarrer in Herrnsheim? „Machen Sie sich doch keinen hohen Begriff von mir und meinen Talenten. Ich habe mich noch nicht über das Mittelmäßige erheben können. Gefällt Ihnen mein Streben nach Weisheit, so ergreife ich Sie mit Freude als meinen Gesellen auf dieser Laufbahn. Um mir nicht selbst Unrecht zu thun, will ich nicht läugnen, daß Weisheit mein Wunsch ist. Ich habe ihr mein ganzes Haus eingeweihet: nur weise Freunde besuchen mich, und auch ich betrete nur die Schwelle von solchen. Aber es ist bey allem diesen, in meiner Hütte, wenn ich so sagen darf, doch nur ein ländlicher Aufenthalt der Musen. Sie werden einsehen, daß Sie die Vortheile einer hohen Schule nicht einmal im Schatten erreichen können. Indessen steht Ihnen mein Herz und mein Haus offen — u. s. w." Derselbe junge Freund des Vollendeten begehrte einmal bey Annäherung des Festes der h. Apostel Petrus und Paulus einige erbauende Gedanken, vielleicht um ein Predigtthema aus denselben zu entwickeln. Er bekam zur Antwort: „Sie verlangen von mir einige gute Gedanken auf das hohe Fest; Sie haben sich übel gewendet. Für apostolische Größe habe ich noch keinen Sinn. Ihre Handlungen sind eine Sprache, welche ich noch nicht verstehe, und Ihre Worte sind Ausdrücke, welche ich noch nicht nachreden kann. Für die allgemeine Weltliebe, welche bey denselben alles so wohlthätig umfaßte, ist mein Herz noch zu klein, und ich hange noch zu viel an mir selbst, als daß ich, nach ihrem Beyspiele, mich ganz für andere hingeben könnte. Glück-

lich jene, welche Organe des alles beseligenden Geistes Gottes werden können; ich werde ewig Ihre Hoheit bewundern, und mein Geringeseyn bekennen. Ich wollte wohl, daß ich so ganz leer von mir selbst wäre, wie diese Grundsteine der Kirche, damit nur Jesus das geistliche Gebäude wäre, das ich trüge: nicht mein fatales Ich. Sie sind glücklich, mein Freund, daß Sie sich nach apostolischer Erbauung sehnen! Oeffnen Sie an diesem Tage ihr Herz nur jenem, der den Aposteln zurief: Folget mir nach! Sie vernehmen unfehlbar seine Stimme, und ich werde Ihn bitten, daß Er statt meiner zu Ihnen rede u. s. w." Wer auf solche Weise etwas verweigert, wie viel giebt der, wo er nichts zu geben scheint! Lassen Sie mich ähnliche Proben seiner demüthigen Gemüthfassung vorlegen. Einmal sagte er: „Immer schwebt mir der Gedanke vor: Man verspricht sich zu viel von mir, und man achtet mich tausendmal mehr als ich verdiene. — Ich bleibe indessen gewiß nicht unempfindsam gegen die Liebe, die man nicht mir, weil ich es nicht werth bin, sondern der Tugend erweiset, die man ohne Grund, leider! in mir voraussetzt. Hier ist es nicht um eine zweydeutige Demuth zu thun, die nach einer guten Berechnung mehr gewinnt, als sie von sich zu weisen scheint; sondern was ich Ihnen sage, sage ich unter uns: Ich weiß, daß ich weit unter dem stehe, was man von mir denkt. Indessen muß ich zugleich gestehen, daß diese unverdiente Aufmerksamkeit meiner Mitarbeiter am Evangelium und Andrer, nicht ohne gute Wirkung für mich ist. Ich sage mir oft: Siehst du aus dem, was Andere wähnen, daß du seyst, — siehst du, was du seyn sollst? O, genieß die Achtung guter Seelen nicht vergeblich, sondern strebe

nach

nach dem Grade des Guten, bey dem du wenigstens keine bedeutenden Fehler sehen müßtest, wenn andere nur Tugend an dir sehen. Gott wird helfen. Strebe nur! Strebe! Und so gewinne ich freylich Augenblicke, wo mir Gott Alles ist; wo ich mich selbst verliere. Aber o, geschähe es doch nicht zu häufig, daß ich Gott fast verlöre, und mich wieder fände, mir wieder alles würde!"

Als er von seiner Gemeinde Abschied nahm, that er unter manchen herzlichen Aeußerungen seiner Frömmigkeit und Liebe, auch diese, worin sich seine aufrichtige Demuth aussprach: „Ich wünsche, daß an euch ein Würdigerer als ich, seine Kräfte versuche, und bitte Gott, daß Er diesem den Segen verleihen wolle, dessen ich nicht würdig war."

Wie sehr bewundere ich noch heute die Herablassung, mit welcher Er mir in so manchen Stunden vertrauter Unterredung, sein Herz eröffnete! Sie wissen, wie viel jünger ich bin, als daß ich Anspruch darauf hätte machen dürfen, in irgend einer Angelegenheit von ihm, dem so erfahrnen ältern Freunde, zu Rathe *) gezogen zu werden.

*) Nicht nur zu jüngeren Mitgeistlichen, selbst zu seinen Zöglingen gieng er gern in die Schule. Nicht selten legte er den verwickelten Fall, in dem er sich so eben befand, dem kindlichen Gemüthe, dessen Bildung ihm anvertraut war, mit allen Gründen für und wider, zur Entscheidung vor, und freuete sich, den Ausspruch der Unschuld von einer unbefangenen Seele zu vernehmen.

den. Dennoch unterwarf Er manche seiner schriftlichen Arbeiten meiner Beurtheilung, und befragte mich in allerley Dingen; sogar seine Gebetsübungen sollte ich einmal prüfen, und ihn zurechtweisen, wofern etwas mit dem Geiste ächter Frömmigkeit nicht übereinstimmend gewesen wäre. Noch vor einem Jahre mußte ich seinen längst zum Drucke zubereiteten, und der Herausgabe gewiß würdigen Katechismus rezensieren. — Und mit welchem Dank nahm Er die kleinen Ausstellungen auf, die ich vielleicht nur deßwegen niederschrieb, um seiner Bescheidenheit ein kleines Fest zu geben.

Einmal gab Er mir ein Strafgedicht über die anstößige Kleidertracht des Frauengeschlechtes. Ich fand, daß es zum Drucke nicht geeignet sey, und es mußte im Schreibpulte bleiben, ohne das Tageslicht zu erblicken. Er scheute sich nicht, zu bekennen, daß Er die Sache nicht genug überlegt habe, wenn man Ihn auf eine nicht ganz richtige Ansicht aufmerksam machte. Er glaubte, Er könne von jedermann lernen, und gönnte oft Leuten des geringsten Standes die Freude, Ihn über etwas zu belehren. Hätte Gott sein verdienstvolles Leben noch gefristet, ich zweifle nicht, er wäre auf den Gedanken verfallen, alle seine schriftlichen Arbeiten in strenge Revision zu nehmen, um nichts Zweydeutiges, und dem Mißbrauche Zusagendes darin zu dulden. Die erläuternden Noten zu der berühmten Lobrede auf Kaiser Joseph II. lagen schon vor einigen Jahren zu dieser Absicht in Bereitschaft.

Sie erinnern sich, daß vor einigen Jahren sich das Gerücht verbreitete, Er werde zur bischöflichen Würde

im

Königreiche Baiern befördert werden. Da schrieb er an mich: „Ich halte ein- für allemal für eine so schwere Bürde, meine Schultern zu schwach, das Amt ist zu erhaben, der Mann zu geringe. Ich habe es nie gesucht, und werde es immer ablehnen, so lang es mir nur das Wohlmeynen der Menschen anbietet. — Ich sage eine Thorheit: Ich würde es Gott selbst abschlagen, wenn ich nicht wüßte, daß Er allein die Untauglichkeit tauglich machen kann. Erweisen Sie mir die Liebe, und widersprechen Sie allenthalben dieser grundlosen Sage.“

Wie bang war es uns seinetwegen vor zwölf Jahren, als ihn eine gefährliche Krankheit uns zu entreissen drohte! Wie flehten wir um seine Erhaltung! Wie dankten wir wegen seiner Genesung! Da schrieb Er: „Ihr habt es gut gemeynt; aber dem Himmel, ich fürchte, schlecht gerathen.“ So wollte er den Werth seines kostbaren Lebens aus tiefer Demuth nicht erkennen. Wie er aber seine Rettung der Kraft frommer Fürbitte zuschrieb, so gelobete er auch dem Herrn des Lebens neue Anstrengung seiner Kräfte nach den Bedürfnissen der Zeit. „Es giebt viel zu thun, schrieb er, ich bin ein Werkzeug in der Hand Gottes: Er gebrauche mich bis ich stumpf bin, und weiter zu nichts tauge, als — in die Rüstkammer geworfen zu werden.“

Dringend bath ich ihn mehrmalen, er möchte sich einige Ruhe und Erholung gönnen, und seine Geschwister, die ihn so zärtlich liebten, einmal besuchen. Allein er konnte sich nicht von seinem Tagwerke in Baiern trennen, und darum blieb diese Bitte — die einzige — unerfüllt, da er mir so viele andere gefälligst gewährte.

Se-

Sehen Sie nur, wie sich auch in dieser Weigerung sein Gemüth aussprach! — „Freylich mag mein Nichtkommen für die Meinigen unangenehm seyn; aber ist dann das Leben etwas anders, als ein beständiges Opfer? Die Meinigen verlieren durch mich nichts; aber ich verliere sehr durch sie. Bessere Geschwister habe ich wohl noch selten gesehen, und ich war ihnen auch immer brüderlich ergeben. Daß wir nicht beysammen sind, bin ich genöthigt, als höhere Fügung anzusehen; und wer wollte sich dieses nicht gefallen lassen? —

Freund! Hier blicke ich zum Himmel auf, mit der Bitte: O, daß auch mir die Geistesstärke gegeben würde, die Entfernung vom vaterländischen Boden, so ruhig zu ertragen, wie sie der Vollendete ertrug! Und nun möchte ich die Feder niederlegen, um in der aufmerksamen Anschauung des Bildes, das mir vorschwebet, die Erwärmung meines kalten Herzens zu gewinnen, die mir das dringendste Bedürfniß ist.

Der liebvolle Lehrer winkt mir, ich soll fortfahren zu schreiben; er dictirt mir seine letzten Wünsche, mit welchen er sein Hinscheiden zu einer Stunde des Segens für uns einweihet.

„Männer! Brüder! Seyd aufmerksam auf die Zeichen der Zeit, auf die Bedürfnisse der Menschheit! Setzt euch mit Muth dem Weltgeiste entgegen! Wachet! Bethet! Arbeitet an eurer Bildung, denn sie wird nie vollendet. Ueberseht es nicht, in welchem Tone die Welt belehrt seyn wolle. Seht es den Waffen der Verführung ab, wie ihr kämpfen sollet! Fasset Muth!

fallet

fallet dem wilden Rosse in den Zaum! die Menschheit schwebt in äußerster Verwirrung. Alles hat den Ruhepunct verloren; alles ringet nach neuen Dingen; nichts steht mehr fest und sicher. Die Rettung der so tief gesunkenen Menschheit sey der große Gedanke, der euch belebe! Sprechet Gott mit Nachdruck und Würde vor der Welt aus! Duldet nicht, daß Jesus vergessen werde! Hütet euch, das Evangelium der Philosophie anzupassen! Gott mache euch muthig, der Verführung entgegen zu arbeiten, in welcher Gestalt sie erscheinen mag! Gebt der Welt den Frieden dadurch, daß ihr Gott derselben zurück gebet, und fürchtet ihren Undank nicht! Es ist edel und groß, wenn ihr unter heissen Kämpfen und schmerzlichen Entbehrungen in eurem Berufe fortarbeitet, bis die Erde eine andere Gestalt erhält. Es ist nicht Menschenwerk wofür ihr kämpfet, sondern Gottes Sache. Soll das höhere, geistige Leben, zu welchem uns Gott durch seinen Eingebornen erziehen will, ganz von der Erde verschwinden? Arbeitet, und bahnet demselben neuen Weg! Arbeitet mit eben so viel Eifer als Bescheidenheit! Ueberzeuget und gewinnet durch Liebe! Man bemerke an euch die reinste Tugend, Einfalt und Unschuld im Umgange, unermüdete Sorgfalt für die Bildung eines guten Geistes an Kindern, Uneigennützigkeit im Wohlthun unter den vielen Hülfbedürftigen, rastlose Thätigkeit in jedem Fache eures Berufes; und ihr werdet der Religion, die ihr predigt, neue Liebe und Achtung verschaffen.

Nur nicht kleinmüthig! Je mehr Widerstand, desto höher steige euer Muth! Folget nur dem Zuge des Geistes Gottes! Ihr habt Gott und seine Wahrheit

auf

auf eurer Seite; und wer ist stark, wie Gott? Was hinreissend wie die Wahrheit? Seyd ohne Furcht! Gott wird mit wirken. — — — — — — — — — — — — — —

So würde Er uns in der Abschiedsstunde zugerufen haben, wenn wir uns an seinem Sterbebette hätten einfinden können!

Freund! hier haben Sie das kleinste Surrogat einer Trauerrede auf den Seligen, oder ein Vergißmeinnicht von seinem Grabe, oder einige Fadenstücke von dem Mantel des gegen Himmel aufgestiegenen Elias unsrer Zeit. Sagen Sie mir nur recht bald, wie sehr viel ich ausgelassen und übergangen habe; verweisen sie es mir, daß ich diesem Versuche so enge — Schranken gesetzt habe, und deuten Sie hin auf die schönen Züge, die einer tüchtigern Feder würdig sind. Sie werden mich auf diese Weise mit einem großen Briefe bereichern. Thun Sie es, thun Sie es bald, thun Sie es aus Verehrung zu dem Unvergeßlichen, und aus Liebe zu allen, denen es Bedürfniß ist, durch das Andenken an einen solchen Priester, sich für die Sache unsers hohen Berufes zu begeistern, wie es wünscht

Z. d. 19. Jun. 1815. Ihr Freund
E. Klein.

II.

Pfarrer Hagspiel über Sambuga.

(Beyträge zur Lebensgeschichte eines seiner ersten Wohlthäter)

Ich lernte Sambuga kennen, als er Kaplan in Mannheim war. Sein himmlisch-reiner Sinn, sein un-

tadelicher Wandel in jeder Rücksicht, sein sanfter, überzeugender, ganz von Gott durchdrungener Vortrag in seinen Predigten erwarben ihm alle Herzen, und ich erinnere mich noch lebhaft an die Worte, die nach geendigter Rede an meiner Seite fielen: der Mann spricht wie ein ächter Schüler Jesu: lassen Sie uns nicht müde werden, ihn anzuhören.

Im Jahre 1783 war Sambuga Regens im kleinen Seminarium zu Heidelberg, oder, wie man es damals nannte, im Karlischen Convicte. Ich, als Logiker, war mit unter seiner Aufsicht. Mit welcher Sanftmuth und Liebe er uns jungen Leuten vorstand, das wissen alle, die mit mir unter ihm lebten. Sein gründlicher Religionsunterricht, den er uns damals ertheilte, sein stetes Streben, dem jungen Geiste mit jedem Tage einen neuen Schwung zu geben, die Art und Weise, wie er uns zur Thätigkeit aufmunterte, die Fähigen anfeuerte, die Langsamen anspornte, wie er die Quelle der vorkommenden Fehler aufsuchte, ableitete und verstopfte; selbst die Art, womit er unsere Vergnügen leitete, daß auch sie Geistesnahrung würden, zeugeten ganz von dem höheren Geiste, der auf dem Manne ruhete. Einer meiner damaligen Mitschüler sagte mir erst noch vor kurzer Zeit, da wir von dem Tode dieses Würdigen sprachen: Mein Lieber! Sambuga hat mich in jener Zeit, da wir im Convicte waren, gerettet. Nur Schade, daß wir ihn so bald verloren, indem er seiner weitern Bestimmung gehorchen mußte.

Im Jahre 1784 wurde Sambuga von Heribert Freyherrn von Dalberg zum Pfarrer von Herrnsheim

heim bey Worms ernannt. Hier fand sein gutes Herz gleich im Anfange Etwas, was ihn betrübte. Der Kaplan des Ortes war schon achtzehn Jahre an dieser Stelle, in der sichern Hoffnung, die Pfarrey zu erhalten. Sambuga wollte dem Manne, der schon so lange gearbeitet hatte, nicht im Wege stehen, und dankte dem gnädigen Patrone für die Verleihung der Stelle. Hr. v. Dalberg, der seine Gründe haben mochte, die Pfarrey dem Kaplane nicht zu überlassen, und so gern den würdigen Schüler Jesu bey seinen Untergebenen wünschte, gab ihm deutlich zu erkennen, daß er diesen Platz in keinem Falle dem Kaplane geben könnte. Nun nahm er die Pfarrey an, und mit seinem Erscheinen kam neues Leben in die Gemeine. Er hatte mit Vielen zu kämpfen, die, mit Vorurtheilen umdüstert, den Geist, der in dem Manne wehete, nicht kannten oder nicht kennen wollten. Aber sein gründliches stufenweises Belehren, die Sanftmuth, mit der er den Widerspruch ertrug, und sein unverkennbares Bemühen, nur für Gott zu arbeiten, nöthigte sie endlich, entweder das Gute seiner Handlungen mit lautem Beyfalle anzuerkennen, oder von ihm zu schweigen.

Im Jahre 1788 wurde ich bey ihm als Kaplan angestellet. Es war meine erste Stelle. Wie glücklich priese ich mich, wie glücklich ward ich gepriesen, daß es mir gegönnet war bey diesem Manne zu seyn! Fünf Jahre lebte ich mit ihm unter einem Dache, an einem Tische, als Gehülfe in seinem Amte, fünf Jahre, die mir unvergeßlich sind. Er sagte mir nie etwas, er gieng mir immer mit seinem Beyspiele vor. In der Arbeit, in den Erholungsstunden, in allem ward er ein Muster für mich. Wir wech-

selten im Predigen ab. Schon im Anfange der Woche fieng er an seine nächste Unterhaltung niederzuschreiben, um mich zur ähnlichen Thätigkeit aufzumuntern. Ich versäumte keine seiner Predigten, keine seiner christlichen Unterrichte. In jedem Sinne, in jeder Erklärung sprach sich ein Geist aus, der tief eingriff. In seinem Amte war er einzig. Wo er hinkam, wirkte er Gutes. Man konnte von ihm sagen, daß er in jedem Hause sich einen Lehrstuhl aufbauete. Ich sah ihn nie müßig. Die von den Arbeiten seines Berufes freygelassene Zeit war: Aufsätzen, Gedichtchen, und Arbeiten für die deutsche Gesellschaft in Mannheim gewidmet. In seinen Besuchen am Krankenbette kam mit ihm schon gleich beym Eintritte Trost auf seinem sanften Gesichte in das Haus, und erhebend war schon die Art, wie der Mann, durchdrungen von Gott, das Zutrauen auf ihn weckte, und die h. Sakramente spendete. Vertrauensvoll hieng der Kranke an dessen Blicke, und mit Thränen im Auge sahen die Umstehenden auf den Mann des Trostes. Hr. Kaplan, sagte mir der Wiedergenesenen Einer, Wie gern wäre ich unter dem Auge unseres Hrn. Pfarrers gestorben! Ungemein geschätzet von der trefflichen Familie Dalberg, hätte er verschiedene Titeln, z. B. den eines geistlichen Rathes, haben können: Ich bin Pfarrer, sagte er, und dieses ist die schönste Benennung.

Er war ein aufgeräumter, munterer Gesellschafter. Er konnte sich so recht innig freuen, wenn der muntere Scherz seiner Freunde um ihn her ertönte. Man sah es seiner Freude wohl an, daß sie der Ausfluß seines reinen Herzens war. Er konnte bey dem Besuche unserer

serer lieben Nachbarn, die an ihm hiengen, mit dem Lichte seiner Freude den strengen Ernst verscheuchen, und die Freude mit ernsten Gedanken gehaltreich machen. Es war ihm sehr unangenehm, wenn man düster war. Warum sind sie heut wieder so düster, sagte er manchmal zu mir: wenn wir wissen, daß wir für Gott gearbeitet haben, so dürfen wir uns auch in Gott freuen. Hat jemand dem Hrn. Kaplane Etwas zu Leide gethan, sprach er zum Gesinde? Er ist nicht munter. — Eines seiner liebsten Vergnügen war — Fischen. Da zogen wir zur gehörigen Zeit mehrmal mit unsern Angeln an einen benachbatten Bach. Hier sah ich ihn, wie er mit unverwandtem Auge auf den obenschwimmenden Pfropfen blickte, der den am Wurme anbeissenden Fisch anzeigte, bemerkte aber auch zugleich, wie er in eben dem Augenblicke über eine nützliche Wahrheit sann, womit er Menschen fangen wollte. Zu seinem Tische hatte jeder Gebildete Zutritt, und auf seinem Heerde wurden die Speisen für die Kranken zubereitet. Er sorgte für ihren Geist und Körper, machte die Berichte ihres Zustandes an den Arzt, und gieng oft selbst zu ihm. Auf des Pfarrers Kosten ward er oft gerufen, und beyde Aerzte, der geistliche und leibliche, machten die Besuche des Kranken mit einander.

Sambuga war ein uneigennütziger, edeldenkender Mann. Was er hatte, sahe er als ein anvertrautes Gut an, womit er nur Gutes thun sollte. Ein schönes Beyspiel seiner Uneigennützigkeit gab er an mir selbst. Hr. v. Dalberg hatte in unserem Orte ein Beneficium zu vergeben, welchem 70 Morgen Feld un-

ge-

gefähr und ein Haus angehörte. Das ist für Sie, sagte mir der liebe Mann, Sie müssen nach Mannheim. Er gab mir ein aus seiner Seele geflossenes Empfehlungsschreiben an Hrn. v. Dalberg mit. Der Herr laß es. Sie sind trefflich empfohlen, sprach er. Allein, lieber Hr. Kaplan, Sie wissen, was mir und meiner Familie, und meinem Orte Hr. Sambuga ist. Ich wollte ihm durch die Verleihung des Beneficiums einen Beweis meiner Achtung und Dankbarkeit geben. Für Sie werde ich gewiß sorgen. Ich wußte hier nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Uneigennützigkeit und Liebe des Hrn. Pfarrers für mich, oder die Achtung und Dankbarkeit der hohen Familie für ihn. In seinem Namen dankte ich dem vortrefflichen wahren Edelmanne für diesen schönen Beweis seiner Anhänglichkeit an ihn, und eilte nach Hause, um der Erste zu seyn, ihm zum neuen Erwerbe Glück zu wünschen. Sambuga drückte mir die Hand, hob sein Auge gegen Himmel, und schwieg. Am andern Morgen hörte ich jemand in mein Zimmer hinein- und wieder hinwegschleichen. Ich fand hernach vier Louisd'or auf dem Tische, deren Geber ich bald errieth. Ich eilte zu ihm, um ihm das Geld wieder zu geben. Nein, sagte er, ich wußte, daß Sie es nicht würden angenommen haben, wenn ich es Ihnen gegeben hätte, darum behalten Sie es, weil Sie es gefunden haben. Der Bescherer hat es gut gemeynt. Ich habe Ihnen eine unnöthige Reise verursachet, und diese muß vergütet werden.

Wäh-

Während der Zeit, als ich bey ihm war, wurde von dem Churfürsten in Mainz ein Preis auf den besten Katechismus gesetzt. Sambuga arbeitete mit. Seine ganze Seele lag in seinem Werke. Es ward als das Beste anerkannt, aber noch nicht förmlich darüber abgestimmet. Die Franzosen rückten im Jahre 1792 vor, und die Sache schwand, wie natürlich, mit vielen Andern.

Im Jahre 1793 verließ ich Sambuga, indem ich nach Heidelberg als Kaplan bestimmt ward. Der Abschied war mir schwer. Ich konnte den Mann kaum verlassen, der mir Lehrer, Freund, der mir Alles geworden war. Es ist der Gang der Vorsehung, sagte er mir, und ihr wollen wir uns gern unterwerfen. Fahren Sie fort, stets für die Menschheit thätig zu seyn, indem sie nur für Gott leben. Sie treffen meinen lieben Zerdurstinger (itzigen Pfarrer zu Schwetzingen) an, schließen Sie sich an ihn an. Er ist ein würdiger Priester: Arbeitet mit einander, die Arbeit wird euer süßer Lohn seyn.

Während meines Aufenthaltes als Kaplan in Heidelberg war Hr. Zerdurstinger, der mit mir Kaplan war, und ich in steter Verbindung mit dem lieben Manne. Alle seine Briefe sind ganz Geist, ganz apostolisch. Ein schönes Beleg will ich davon hier beyfügen. — Ich weiß nicht einmal mehr recht, wie man zu dem Gedanken kam, die Professur der Pastoraltheologie, und die Direction der Alumnen mir zu übertragen. Wie in Allem wendete ich mich auch hier an Sambuga. Er schrieb mir Folgendes:

„Vor

„Vor Allem, meyne ich, muß auf Ihre vorwiegende Neigung gesehen werden. Von Fähigkeiten kann einmal bey Ihnen die Frage nicht seyn. Es ist also nur die Frage: Welches Geschäft von Beyden ziehen Sie dem Anderen vor? Ist eine Professur Ihren Neigungen angemessen? Können Sie sich mit den jungen Leuten gedulden? Lieben Sie die ernste Amtsmiene, welche man bey angehenden Geistlichen annehmen muß, um sie an Gesetztheit, Männlichkeit, Geistigkeit zu gewöhnen, welche von unserem Berufe unzertrennlich sind? Können Sie sich dazu entschließen, auch mancher unschuldigen Freude zu entsagen, um Ihren Zöglingen Beyspiele der Abtödtung und Selbstverläugnung zu geben, um sie an Herrschaft über sich selbst, und an das Vergessen, alles sonst Angenehmen zu gewöhnen, um desto mehr der Tugend zu leben? Fühlen Sie sich aufgerufen, (und dieses muß jetzt mehr als jemals seyn) mit dem Geiste eines Paulus erfüllte Titusse und Timotheusse auf die Pfarreyen zu senden, welche Gott wieder erwerben, was Gottes ist? Haben Sie Muth genug, den Geist der Ungebundenheit, den die Knaben schon ins Seminar mitbringen, durch den Geist der Sanftmuth, Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit zu verdrängen? — Diese Fragen müssen Sie an sich thun, mein Lieber! und wenn Sie sich auf eine feste, siegende Weise darauf antworten können: dann danke ich Gott, daß er mir es eingegeben hat, diese Fragen an Sie zu stellen.

Sind aber die pfarrlichen Verrichtungen, das Leben eines würdigen Seelsorgers Ihren Neigungen an-

angemessener? brechen Sie gern das Brod den Kleinen? finden Sie Gründe, den einfachen pfarrlichen Unterricht den tieferen Nachforschungen des Lehrstuhles vorzuziehen? Ist Ihnen die genaue, unablässige Aufsicht über Seminaristen (denn hier ist nichts klein, nichts gering) zu lästig, mit Ihnen nicht so übereinstimmend: so werden Sie sich freylich für pfarrliche Verrichtungen bestimmen."

Wie schön und wahr!

Im Jahre 1797 kam ich wieder in nähere Verbindung mit dem Geistesmanne. Er wurde in diesem Jahre als Erzieher der damals Herzoglichen, jetzt Königlichen Kinder berufen, und ich wurde sein Pfarrverwalter. Ich erfuhr und genoß dieselbe Liebe von ihm wieder, wie im Anfange. Alle seine Briefe, die ich von ihm habe und oft lese, sind Beweise davon. — In diesen Zeiten waren der Stürme unendlich viele, aber niemals äußerte sich der kräftige Geist dieses Würdigen mehr, als in diesen Trauerzeiten. Im Jahre 1801 übernahm ich die Pfarrey. Ich muß, um meine innige Verehrung für den Mann zu zeigen, sein ganzes Schreiben, das er bey dieser Gelegenheit an mich erließ, hersetzen.

„Vor allem wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zur Uebernahme der Pfarrey. Gott wolle das mit vieler Frucht segnen, was sie zur Ehre seines Namens, und zum Heile so vieler theuern Seelen übernehmen. Sie werden ohne Zweifel vieles nützen, wenn diese beyden Absichten, die im Grunde Eine

sind,

beständig die Ihrigen bleiben, und Männlichkeit, väterliches Ansehen, verbunden mit einem unschuldvollen Beyspiele, Ihre Bemühungen unterstützen werden. Lassen Sie sich ja nicht von Projecten sich selbst entreissen; gehen Sie mit Leuten, deren Köpfe noch voll von Republicanism sind, und die etwa noch nicht ganz selbst zu sich gekommen sein möchten, mit Vorsicht, doch ohne Mißtrauen um. Lieben Sie die Einsamkeit ohne einsam zu seyn, eine sich immer bearbeitende, mit der Zeit (ohne von der Zeit zu seyn) immer fortschreitende Thätigkeit, eine auf Würdigkeit und Einsicht, nicht auf Herkommen gegründete Existenz sowohl Ihrer selbst, als der Religion, die Sie lehren. Sie haben den Keim der alten Religion noch im Orte: suchen Sie dieses kostbare Pflänzchen zu erhalten. Lassen Sie für jetzt allen Gedanken zu reformiren fahren, erhalten Sie nur — was da ist, bis zu anderen Zeiten. Besonders sey die Jugend ihr Augenmerk. Halten Sie dieselbe auf alle Weise zur Schule und christlichen Lehre an; ziehen Sie, locken Sie, gewinnen Sie, treiben Sie an, fesseln und binden Sie alle an Ihr Wort, an Ihren Mund, an Ihr Herz, die von Jesus überströmen. Alles athme geläuterte, reine, von Gott erfüllte Frömmigkeit, alles Seelenheil, und den heiligen Geist Ihres theueren Amtes.

Befördern Sie auf alle Weise die frequentiam Sacramentorum. Sie sind Quelle des Lebens für alle. Wo diese nicht geöffnet sind, trinket man sich am Strome der Gelüsten voll. Mit diesen theilet sich Gott jenen, welche Glauben haben, auf eine un-

unaussprechliche Weise mit. Wo diese noch im Gange sind, da ist reges Leben für Wahrheit und Tugend.

Ihr Glaube breite sich über alle Glieder Ihrer Heerde aus. Wenn der Hirt lebendigen Glauben hat, und die Heerde ihn wahrnimmt, so wird sie Ihnen so ergeben seyn wie Sie Christo. Was wir für Gott sind, erhalten wir reichlich wieder von unserer Gemeinde zurück. Alle Ihre heilige Verrichtungen seyen durch einen hohen Glauben belebet, und reiner Ausdruck Ihres Herzens. Was vom Herzen kommt, gehet zum Herzen. Seyen Sie munter, und werden Sie nicht satt, Gutes zu thun. Wo Sie gehen, stehen, weilen, denken Sie über sich und den Zustand der Pfarrey nach. Seyen Sie jedem Auge, Fuß, Krücke, wie es jeder bedarf. Ein jeder gehe getrost, erbauet, gestärket von Ihnen. Alle Vorgänge, alle Ereignisse, selbst Ihre Republik benützen Sie zum Guten. Sagen Sie sich immer: Es muß gehen. Wenn ich suche, so wird Gott es fügen, daß ich finde.

Die benachbarten Pfarrer müssen sich wechselseitig unterstützen, und ja darauf achten, daß alles nach einem gemeinsamen, angemessenen Geiste verwaltet werde. Verlegen Sie sich mit allem Fleiße auf die Wissenschaft, cultiviren Sie ihr Talent (jedoch, Sie wissen schon, wie ich es meyne: die Cultur, welche ich anrathe, ist, — praedicare Jesum et ad modum Jesu Jesum verkünden und im Geiste Jesu verkünden), und machen Sie sich kräftig genug,

es

es mit der Sophisterey der Zeit aufzunehmen. Männer von dieser Uebermacht des Geistes sind jetzt Bedürfniß. Unser Ausdruck in Red und That muß seyn — Charitas Christi urget nos — die Liebe Christi dränget uns. Wer mit Ihnen seyn will, sey mit Gott."

Kurz vor diesem, als noch die Haushaltung auf Rechnung des Herrn Sambuga geführet wurde, kam ein Bruder von mir, mich zu besuchen. Auf einmal ward er tödtlich krank, und starb. Solche Fälle machen im Hause Störung, und verursachen ungewöhnliche Ausgaben. Ich berichtete dieses an ihn mit dem Anerbieten, alles wieder gut zu machen. Seyen Sie ruhig hierüber, und reden Sie mir davon kein Wort mehr. Was den Kranken angehet, wollen wir uns an das halten: Ich war krank, und ihr habt mich aufgenommen. So schrieb er mir.

Im Jahre 1810 kam ich aus der näheren Verbindung mit Sambuga, indem ich nach Grünstadt als Pfarrer gesetzt wurde; blieb aber immer mit ihm im Briefwechsel. Seine Briefe, die mir so werth sind, werden mir ein stetes Denkmal seines von Gott durchdrungenen Herzens, so wie seiner Liebe für mich, seyn. Sein letztes Schreiben war vom 20ten März dieses Jahres. Ich habe es täglich vor dem Auge. Es enthält seine letzten Herzensergießungen für mich:

„Ihr Brief hat mir Muth gemacht, so schließet er. Etwas besser gehet es mit mir: aber ich bin Haut

und

und Knochen. Ich lag nie zu Bette, und doch: . . . Gott scheinet mich noch dulden zu wollen. Ich wünsche Ihnen, was mein Herz Gutes zu denken vermag, empfehle mich Ihrer Liebe; und sage aus Mangel an Kräften nur noch, daß ich bin und bleibe

Ihr Sambuga."

Er ist nun bey dem in einem bessern Leben, von dem er auf dieser Erde so voll war, bey Gott. Das viele Gute, welches er hier stiftete, hat ihm einen reichen, ewigen Lohn bereitet. Nie, nie werde ich ihn vergessen. Kann dieses Wenige, was ich hier bemerkte, zur Darstellung seines Bildes etwas beytragen, so soll es mich freuen, mein kleines Schärflein dazu gegeben zu haben. In mir ist sein Bild lebendig gezeichnet — er war Einer meiner größten Wohlthäter.

Grünstadt,
den 14. Sept. 1815.

G. Hagspiel,
Pfarrer.

Dieses Zeugniß schrieb Hagspiel in Mitte des Septembers 1815, und in den ersten Tagen des Octobers 1815 war er schon selber seinem Freunde Sambuga nachgeeilet.

III.

Ein Mann, der den Seligen am Hofe mehrere Jahre täglich, und späterhin sehr oft zu sehen, zu sprechen Gelegenheit hatte, machte von Ihm in einem Schreiben an — folgende Schilderung:

„Mit

„Mit dem innigsten Gefühle für Wahrheit, mit der vollkommensten Ueberzeugung erkenne und erkläre ich den Hrn. Geistl. R. Sambuga für den treuesten, besten, uneigennützigsten, für alles Gute, und besonders für Religion thätigsten, für den menschenfreundlichsten, edelsten, reinsten, frömmsten Mann unter so vielen Tausenden, die ich auf Gottes schöner Erde gekannt habe. Bey steter Munterkeit und Heiterkeit, die nur Folge des reinsten Gewissens seyn konnte, auch unter körperlichen und andern Leiden, bezogen sich alle seine Reden und Handlungen, ohne lästige Zudringlichkeit, auf das allmächtige Wesen, auf Gott, in dessen allerheiligstem, und höchstem Willen sein Wille in voller Hingebung gleichsam ganz gewurzelt war.

Ueber Religionsmeynungen und Moral transigirte er nicht um eine Linie mit keinem Menschen, wer er auch war. Dieses kann ihm bey Unwissenden und andern, die noch weit weniger sind, ein falsches Ansehen von Intoleranz gegeben haben. Er sonderte aber genau die Meynung von der Person, und war wohlwollend, wohlthätig, und jederzeit dienstfertig, wo er es nur seyn konnte, ohne nach irgend einer Religionsmeynung zu fragen.

Seine Hauptidee und die Triebfeder alles seines Thuns, Lassens, Redens, Schreibens war, — den Menschen die Nothwendigkeit der Anerkennung des Bandes zwischen Schöpfer und Geschöpf durch Anbetung und innere Gesetzlichkeit immer sichtbarer, ja ganz handgreiflich zu machen. Oft hörte ich ihn ausrufen: „So kann es nicht gehen! Nein: so kann es nicht in

die

die Länge dauern und gut thun! — Würden doch Europens Regierungen dieses so nöthige, heilige Band mehr anziehen; den Unterthanen, den Menschen mehr fühlbar machen, statt es so unbesorgt mit jedem Tage lockerer, loser werden zu lassen! Was würde die innere Gerechtigkeit, die vor keinem irdischen Richter erscheint, und ohne dies bald sich in bloße Klugheit verwandelt, an wahrem Gehalte, was die allgemeine Gerechtigkeit unter Menschen und ganzen Staaten, was würde an Besserung und Vervollkommnerung die ganze Menschheit gewinnen!" — — — — — —

Sr. Majestät, unser allergnädigster König schätzten ihn bis zu seinem Tode. Jai perdu un tres galant homme, sagten mir Sr. Majestät, als ich Allerhöchst Ihnen zu Nymphenburg im Garten nach Sambuga's Beerdigung zu begegnen die Gnade hatte.

Er war geschätzt und geliebt von allen KK. Kindern und derselben Umgebungen — und noch ganz besonders von Ihren K. Hoheiten der Prinzessin Auguste und dem Kron-Prinzen.

Aus einem Briefe des verehrungswürdigen
G. R. v. K.

IV.

Ueber Sambuga an S.

Im Jahre 1810 kam ich durch literärische Verhältnisse in nähere Bekanntschaft mit Sambuga,

ward

ward eingeladen ihn öfters zu besuchen, — und bediente mich dieser Erlaubniß. —

Ich fand an Ihm 1) in meinen eignen Angelegenheiten einen Vater des guten Rathes. Sein Wort war voll Salbung, und kam aus der freyesten Ergießung seines von der Wahrheit durchdrungenen Herzens.

Ich überzeugte mich, bey freundschaftlichen Gesprächen über Religion, 2) von seinem reinen und heiligen Eifer für das Haus Gottes, die heilige katholische Kirche, die unversehrte Erhaltung ihrer Geheimnisse, ihrer Glaubens- und Sittenlehre, für die Würde des sichtbaren Oberhauptes der Kirche. —

Einmal ließ er mir aus einem Briefe, den er eben an einen jungen Freund schrieb, folgende Stelle lesen: (sie enthält Warnungen vor einer Art Versuchung, die desto gefährlicher ist, je feiner sie erscheint).

„Lieber Freund! — — — — — — — hüten „Sie sich I. vor aller Amalgamation der Religio„nen: denn Jesus hat diese nicht gewollt, und konnte „sie nicht wollen, da er die Wahrheit war, — die „nur Eine ist.

„Hüten Sie sich II. vor allem Glauben an eine „bloß unsichtbare Kirche, die der sichtbaren Hohn „spricht. Denn so etwas stiftete Jesus nicht, sondern „sendete seine Jünger in die ganze Welt.

„Hü-

„Hüten Sie sich III. vor allem innerlich an„geregt werden, — wenn dieses das äußerliche „Lehramt, und den Gebrauch der heil. Sacramente „entbehrlich machen sollte: oder wenn dieses innerlich „angeregt werden — der äußerlichen Erklärung der sicht„baren, auf Petrus gegründeten Kirche zuwider ist.

„Hüten Sie sich IV. vor aller geistigen Ver„brüderung, die den Segen der Kirche Gottes nicht „hat.

„Hüten Sie sich V. vor aller Geistigkeit, zu „welcher die von Jesus gestiftete sichtbare Kirche die „Stufen nicht gelegt hat; denn sie ist die Säule und „Grundfeste der Wahrheit.

„Hüten Sie sich VI. vor aller Auslegung der „heil. Schriften, die nicht im Schooße der Kirche nie„dergelegt, auf uns gekommen, und die erst in neuern „Schulen gewagt worden ist, und sich nicht halten kann."

Ich bat Sambuga, mir diese Warnungen abschreiben zu lassen, und er gestattete mir's.

3) Schon vor 3 Jahren las er mir bey manchem Besuche — eine oder die andere Stelle aus seinem Mspt. des katholischen Katechismus für Kinder vor, den er herauszugeben gedachte, aber noch nicht vollendet hatte, und fragte mich über einiges um Rath, da ich doch fest überzeugt war, daß reine Wahrheit in seinem Verstande, und reine Gefühle in seinem Herzen lagen. Die Stellen und Erörterungen

zelner Theile der kathol. Glaubenslehre, z. B. von der Gottheit Jesu Christi, vom heil. Geiste ꝛc. waren so überzeugend und salbungsvoll für Kinder vorgetragen, daß ich nie was schöneres in dieser Art gelesen oder gehört habe. Dies Mspt. muß ja, und darf nicht mit seiner Asche begraben werden.

4) Die hervorstechenden Züge in seinem moralischen Charakter schienen mir a) seine liebvollste Sanftmuth gegen Mitmenschen und b) seine reine Liebe für Wahrheit zu seyn... Von dieser herrschenden Liebe für reine Wahrheit — überzeugte ich mich noch auf seinem letzten Krankenlager — ohngefähr 5 Wochen vor seinem Tode, da wir vom ungewissen Ausgange seiner Krankheit zu sprechen kamen, sagte er mir: O, warum sollen wir uns zu sterben fürchten? Wir kommen ja zur ewigen Wahrheit!

M. 26. Jun. 1815.

B.

V.

Einige Züge von Sambuga.

1) Sanftmuth und Bescheidenheit waren Hauptzüge seines Charakters. Nie hörte ich ein beleidigendes Wort gegen seine Beleidiger. Er war ein Gelehrter ohne Prahlerey und ein Priester ohne Tadel. Zufrieden Ehre verdient zu haben, gab er sich keine Mühe, sie zu erlangen. Nicht Sambuga, sondern der königl. Kronprinz (damals Churprinz) bewarb sich, wie man mir für gewiß erzählte, um den geistl. Rathscharakter, der ihm vom König zukam.

2)

2) Er sah Gott in Allem und überall, und beynahe weiter nichts als Gott. Er schien manchmal den Menschen sogar über die Menschheit erheben zu wollen; indessen blieb er mir doch herzlich gut, ungeachtet ich ihn versicherte, daß ich mich nicht geeignet fände, mich zu einer so hohen Sphäre aufzuschwingen. Er war ein sicherer Wegweiser der Irrenden, ein weiser Rathgeber der Zweifelnden, und ein frommer unermüdeter Seelsorger.

3) Er näherte sich demjenigen gern, der sich ihm näherte. Seine Gespräche bezogen sich aber meistentheils auf Gott. Es schien mir, daß er aus allen Herzen nur eines hätte machen mögen, um sie leichter zur Religion und Tugend entflammen zu können. Sein edles, ungezwungenes Betragen, seine freundliche Miene, sein aufrichtiges Gesicht, sein holdseliges Lächeln, verbunden mit seinem erbaulichen Wandel, verschafften ihm Zutrauen. Er war keiner, der lehrte, was er nicht verstand, auch keiner von denjenigen, die nicht ausüben, was sie lehren. Er lehrte die göttlichen Wahrheiten gründlich, und aus Ueberzeugung; und dann theilte ihm die Natur eine so sanfte Stimme mit, daß ich sie gern mit der liebevollen Stimme eines zärtlichen Vaters vergleichen möchte.

4) Ungeachtet er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen war, so getraute er sich doch in mancherley Fällen nicht zu handeln, ehe er einen seiner Freunde um Rath gefragt hätte. So zart war sein Gewissen, so klug sein Gang durch das Leben.

5) Was für einem katholischen Katechismus geben sie den Vorzug, fragte er mich vor einem Jahre? Ich

ziehe die neuern den alten vor, antwortete ich, und nannte einen aus dem Kirchensprengel Regensburg, einen aus dem Kirchensprengel Freysing, und einen aus dem Kirchensprengel Bamberg. Mir genüget keiner, erwiederte er; und darum schreibe ich einen neuen. Er gab mir das Mspt. zu lesen. Es gefiel mir, und ich ermunterte ihn zur Fortsetzung; denn es war noch unvollendet. Schade, daß der Tod die Vollendung hinderte!

6) Wenn er sich eine Erholungsstunde gönnte, waren Gartenarbeit oder Fischen seine Lieblingsbeschäftigung. Er schöpfte mir Wasser, wenn ich im Begriffe war, die Gartenbeete zu begießen.

7) Als ein Mann von strenger Sittenlehre vollzog er seine Berufsgeschäfte gewissenhaft und mit Begeisterung. Oft beobachtete ich ihn beym Altare; und da schien er mir manchmal vergessen zu haben, daß er noch Mensch sey.

München, d. 29. Juni 1815.

A. S.

VI.

Auszug eines Briefes vom 7. Dezember 1815 von Gabrio Maria Bischof zu Brescia an Titl. Herrn. Commandeur De la Barthe.

Es waren nur wenige Augenblicke, daß ich so glücklich war, den seligen Sambuga hier in Mayland zu sehen, und ihn näher kennen zu lernen; ich fand an ihm das Muster eines wahren Geistlichen, einen Mann voll Frömmigkeit, Klugheit und Eifer für das Seelenheil seines Nebenmenschen; er war es würdig, der Religionslehrer königlicher Kinder zu seyn, ein wahrer Franciscus de Salês.

* * *

Alles, was diese Schrift von dem Charakter, dem Berufe und den Verdiensten des Edlen gesagt und nicht gesagt hat, findet der Leser in der sinnreichen Inschrift, die der eben genannte Commandeur De la Barthe unter dessen Bild setzte, zusammengedrängt. Sie soll also die Biographie beschließen, und für die des Lateins unkundigen Leser auch in freyer Uebersetzung hier stehen:

Jo-

Josephus Sambuga, sacerdos,
Homo virtuti simillimus,
A Maximiliano Josepho Bavariae Rege
Ad erudiendam spiritu veritatis ac pietatis
Sobolem augustam electus,
Tanto munere ad exemplum perfunctus,
Ex optimis arvis uberrimos fructus percepit:
Ceteras civium conditiones aetatesve
Amantissime complectens,
Omnibus omnia factus.
Avitam fidem, sancta instituta, morum disciplinam
Concionibus, scriptis, collocutione edocuit firmavitque
Assidue, solerter, feliciter.
Domitor cupiditatum, altor egenorum, comis, carus omnibus,
Vitam actuosissimam fine placidissimo conclusit
Nonis Junii MDCCCXV magno bonorum moerore,
Cum ageret aetatis annum sexagesimum tertium.

Joseph Sambuga,
Der Priester ohne Tadel,
Der Tugend Ebenbild:
Gerufen von Max Joseph, dem König von Baiern,
Zu bilden sein Fürstengeschlecht
Im Geiste der Tugend und Weisheit.
Der Bildner kommt und sieht und vollendet das Werk,
Ein Muster der Nachwelt:
Aus guter Erde zog reichliche Früchte der Gärtner.
Indeß mit zärtlicher Liebe umfassend
Die Menschheit in jedem Alter und Stande,
Ward allen alles der Eine. . .
Die frommen Institute der Vorzeit,
Der Väter Glauben und die sittliche Zucht
Vertheidiget sein Wort
In Predigten, in Schriften und trauten Gesprächen,
Mit stetigem Fleiß und glücklichem Erfolg.
Sein Selbstbeherrscher, und ein Pfleger der Dürftigen,
Mild und geliebet von allen,
Gieng segnend vorüber —
Die liebliche Erscheinung des Himmels.
Da schloß, ach, viel zu früh!
Sein vollthätiges Leben ein seliges Ende:
Still trauten die Guten um Ihn —
Laut werden konnte nicht — der tiefere Schmerz.


3 2044 069 627 131